



<36604938850011

Bemerkungen eines Russen über Preußen und dessen Bewohner,

gesammelt

auf einer im Jahr 1814 durch dieses Land unternommenen Reise.

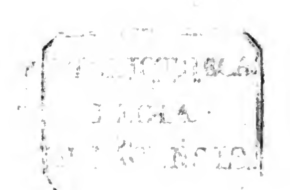
Nebst

Auszügen aus dem Tagebuch eines Reisenden über Norddeutschland und Holland,

von

P. Rosenwall.

Mainz, 1817,
bei Florian Kupferberg.



Vorrede.

Preußen wird selten von Reisenden besucht, deren Absicht es ist, durch Reisen ihre Länderkunde zu erweitern; es ist daher gewissermaßen noch eine terra incognita, und die wenigen Reisebeschreiber, die darüber geschrieben haben, geben eine ganz unrichtige Ansicht davon. Beinahe alle stimmen darin überein, daß dieses Land eine öde, traurige Wildniß sey, deren Bewohner mit ihren Nachbarn, den Polen und Russen, auf einer gleich niedrigen Stufe der Kultur stehen; die Franzosen finden es durchweg abscheulich darin. Durch mein Lieblingsstudium, die Geschichte, veranlaßt, habe ich die zum Theil selten gewordenen preußischen Chroniken, des Siemon Grunow, Henneberger, Weissel und Hartknoch, gelesen, und in jedem dieser alten Geschichtsbücher Preußen ein Paradies genannt gefunden, über

das die Natur ihres Segens höchste Fülle ausgegossen habe. Erwünscht war mir daher die Gelegenheit auf einer Reise, die ich im Jahr 1814 unternahm, mich von der Wahrheit oder Unwahrheit dieser so widersprechenden Behauptungen unterrichten zu können, und gegenwärtiges Werkchen aus Briefen, an einen in Kurland lebenden Freund geschrieben, gezogen, enthält die Resultate meiner Beobachtungen.

Ich würde angestanden haben, es herauszugeben, wenn ich nicht hoffte, daß es, der Neuheit seines Inhalts wegen, als ein kleiner Beitrag zur Erweiterung der Länder- und Völkerkunde, eine günstige Aufnahme und eine nachsichtige Beurtheilung finden würde; möge meine Hoffnung mich doch nicht getäuscht haben!

Leicht hätte ich das Interesse dieser kleinen Reisebeschreibung, durch Bekanntmachung vieler Anekdoten von bekannten, zum Theil berühmten Männern, die in meiner Gegenwart vorgefallen sind, erhöhen können, doch das hätte mich um die gute Meinung gebracht, die jene Männer in mich sezten, als sie sich mir ohne Hülle zeigten; daher habe ich alle Persönlichkeiten, wo sie nach-

theilig werden konnten, vermieden. Vielleicht verliere ich dadurch bei denen Lesern, die gern menschliche Schwachheiten zur Schau gestellt sehen, gewiß aber rechtfertige ich ein auf meine Diskretion gesetztes Zutrauen; dieses beruhige mich über den Verlust des Beifalls, den ich auf Kosten Anderer gewonnen haben würde.

Das was ich über den Handel sage, habe ich den Mittheilungen glaubwürdiger Männer zu danken, die mich in den Stand sezten, so ausführlich darüber zu seyn. Hoffentlich wird die humane preußische Regierung davon keine Veranlassung nehmen, das Verzeichniß der verbotenen Bücher mit meinem Büchlein zu vermehren, denn ich habe nur die Wahrheit, und keinesweges mit Anmaßung oder beleidigend, gesagt; und mehrere Schritte der höchsten Finanzbehörde, in Hinsicht des Handels, beweisen ja offenbar, daß man das Fehlerhafte der Maaßregeln, die man früher in diesem Zweige der Staatsverwaltung anwandte, eingesehen hat.

Herr von Clerembault mag immerhin über das ihn Betreffende zürnen, widersprechen wird er mir nicht.

Die Beschreibung der heiligen Linde ist nur getreu, und keinesweges verschönernd, abgefaßt. Ich rathe Jedem, der durch Preußen reiset, einen Umweg von einigen Meilen nicht zu scheuen, und diesen schönen Wallfarthsort mit seinem herrlichen Tempel zu besuchen. Ich bin überzeugt, daß Jeder das wundervoll geschmükte Heiligthum befriedigt verlassen, und gestehen wird, daß seine Erwartung übertroffen sey.

Der Anhang, welcher Bemerkungen über Berlin, Dresden, Hamburg, Lübeck, Bremen, Amsterdam, Haag und einige Städte von minderem Belang enthält, ist deßfalls nicht in Briefform gebracht, weil ich meine Ansichten in gedrängter Kürze darstellen, und die Bogenzahl nicht unnüzzer Weise häufen wollte. Ich habe mich bemühet, auch hierin Beschreibungen längstbekannter Gegenstände zu vermeiden.

Frankfurt a/M. im Herbst 1816.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erster Brief.

Zweiter Brief.

Seite.

Dritter Brief.

Vierter Brief.

Fünfter Brief.

Sechster Brief.

Seite.

Siebenter Brief.

Achter Brief.

Neunter Brief.

Zehnter Brief.

Eilfter Brief.

Zwölfter Brief.

Dreizehnter Brief.

Seite.

Vierzehnter Brief.

Fünfzehnter Brief.

Sechszehnter Brief.

Als Anhang.

Erster Brief.

Preußische Grenze. — Ankunft in Memel. — Lage der Stadt. — Bauart. — Ton. — Lebensweiße. — Das schöne Geschlecht. — Lustfahrten zu Wasser und zu Land. — Gefährliche Wasserfahrt. — Kurisches Haf. — Sandbänke. — Sage davon. — Handel. — Schmuggelei. — Entführung der Duanen. — Reise nach Lithauen. — Reizende Aussicht von Proekols. — Wasserreise von Heidekrug. — Ruß. — Lachsfang daselbst. — Niemen. — Lithauer. — Deren Sitten und Karakter. — Lithauische Niederung. — Salzburger.

Mir wurde wohl, als ich, nach einem höchst langweiligen Visitiren und Examiniren an der Tomozna, den Schlagbaum von Polangen hinter mir, und die preußische Grenze erreicht hatte. Freier athmete ich jezt, meine Brust erweiterte sich und mich beseelte ein fröhliches Gefühl bei dem Gedanken: mich wieder auf freier, deutscher Erde zu wissen, wo man ohne Scheu seinen Gedanken Worte geben darf, wo man die jedem Gebildeten nöthige Geistesnahrung nicht als Kontrebande einschwärzen darf, und wo kein engherziger Zensor über das, was ich lesen soll und nicht soll, entscheidet. Darum gehab dich wohl, liebes Kurland! Deine biedern

Bewohner werde ich nie, den Preß- und Zollzwang, der mir manche verdrüßliche Stunde machte, aber bald unter einem freundlicheren Himmelsstrich vergessen.

Der Eintritt in Preußen ist nichts weniger als angenehm, denn der unermeßliche Sand, der zum Theil schon in Kurland seinen Anfang nimmt, gehet ununterbrochen bis Memel fort. Es zeigt sich durchaus kein Gegenstand, der das Auge angenehm beschäftiget; daher ist der Schlaf, der sich bei dem langsamen Fortschleichen des Wagens so leicht einstellt, eine Wohlthat. Endlich habe ich das Ziel meiner heutigen Reise erreicht, die tiefe, nur von dem Knarren des Wagens unterbrochene, Stille verwandelt sich in ein lautes, reges Gewühl, und ein freundlicher Gasthof nimmt den nicht von dem Wege, sondern von der Langweile Ermüdeten auf.

Memel liegt in einer öden, traurigen, von der Ostsee und dem kurischen Hafe umflossenen, Ebne, an den beiden Ufern der Dange, eines kleinen, langsam fließenden, aber tiefen Flüßchens, das hier in den Kanal, der das Haf mit dem Meere verbindet, fällt. Keine Gärten, keine Spaziergänge, weder grüne Wiesenmatten noch schattigte Wälder sind in der Nähe anzutreffen; überall Sand und nichts als Sand, und die einförmigen Gewässer, aus denen sich die beträchtlichen Sandberge der Näherung hervorheben.

Die Stadt ist nicht regelmäßig, aber auch nicht

schlecht gebauet; einige ihrer Straßen würden selbst einer Hauptstadt nicht unwürdig seyn, doch räumt man, wie in allen Seestädten so auch hier, bei dem Häuserbau dem guten Geschmak selten eine Stimme ein. Die Lindenstraße, ohnstreitig die schönste von allen, ist mit vier Reihen Linden besezt, in deren Schatten die Memler häufig lustwandeln, da es der einzige Spaziergang ist. Das Argelandersche Haus, in dieser Straße befindlich, zeichnet sich durch eine geschmakvolle Bauart, so wie in seinem Innern durch eine bequeme Einrichtung aus. Das Haus des Kaufmanns Consentius, worin der König und die Königin von Preußen im Jahr 1807 wohnten, liegt an der Dange. Es ist im italischen Style, mit einem platten Dach, gebaut und in einem edeln Geschmak verziert. Eine Aehnlichkeit mit dem kronprinzlichen Pallaste in Berlin, den der König noch jezt bewohnet, soll dem erhabenen Fürstenpaare dieses Haus sehr werth gemacht haben.

Memel ist, seiner öden Lage ohngeachtet, für den, der sich nur kurze Zeit hier aufhält, kein so unangenehmer Ort, als es den Anschein hat; im Gegentheil gewähret die unbeschreibliche Thätigkeit, die hier zu jeder Tageszeit herrscht, dem Reisenden viel Unterhaltung. Die Menge großer Seeschiffe, mit denen der Fluß bedekt ist, die beladen oder ausgeladen werden, die kleineren Fahrzeuge, welche Lebensmittel und Handelsartikel der Stadt zuführen, die Schiffherren, Matrosen, Kaufleute,

Arbeiter, Lithauer, Russen, Juden, Polen, Engländer, die sich im regen Gewühl durcheinander drängen; dann das Kalfatern der Schiffe, das Pakken der Waaren, die Geschäftigkeit der Zollbedienten und die hundert Windmühlen, im Weichbilde der Stadt, die in steter Bewegung sind — dieses alles giebt ein so einziges Bild von Leben und Thätigkeit, daß man bald die reizlose Gegend darüber vergißt. Brüllt nun noch die See mit ihrem Donnerbasse drein, und bringen die Lootsen Schiffe in den Hafen, so wird die Szene unübertreffbar anziehend.

Wenn ein Russe oder ein Deutscher nach England reisen will, dann thut er wohl daran, sich einige Zeit in Memel aufzuhalten, um sich an die Sitten und den Ton der Engländer, die jedem Nichtbritten anfangs höchst widerlich sind, zu gewöhnen, wozu man nirgends mehr Gelegenheit hat, als hier. Die Memler, welche ihre auswärtigen Geschäfte beinahe nur ausschließlich mit den Britten treiben, sind so verliebt in die Sitten jener Inselbewohner, daß sie solche bei jeder Gelegenheit nachahmen, wobei es ohne Uebertreibungen und Lächerlichkeiten nicht abgeht. Man spricht, vorzüglich in den ersten Handlungshäusern, nur englisch, ißt, trinkt, spielt, vergnügt sich auf englische Art; hat Whims, wie die Engländer, und ist so grob und ungesellig wie sie. Der Fremde, der wegen seiner Empfehlungen in eine Gesellschaft ge-

beten wird, kann Stundenlang sich selbst überlassen dasizzen, ohne daß es Jemanden einfällt, mit ihm eine Unterhaltung anzuknüpfen; man thut, als ob er nicht da wäre, und jedes Gespräch, das er anfängt, wird mit einsilbigen Antworten abgebrochen. Nur erst wenn man erfährt, daß er von einer Handelsstadt kommt, wendet man sich allenfalls mit der Frage an ihn: was wohl dieser oder jener Mann werth sey? das heißt: wie viel Vermögen er besizzet? Die Frauen mischen sich, besonders bei Tafel, selten in ein Gespräch, sie entfernen sich, sobald die Mahlzeit geendet ist, und nun gehet es an ein Trinken ohne Maaß und Ziel. Ich ließe es mir, da ich selbst gern ein Gläschen leere, gefallen, wenn man bei leichten französischen Weinen bliebe, aber der Portwein und Madera, die hier gewöhnlich nach Tisch getrunken werden, sind in der Regel so stark mit Rhum versezt, daß man ein Memler seyn muß, um ohne Beschwerde mehrere Flaschen davon ausstechen zu können. Endlich ist das Trinkgelage geendet, die Damen erscheinen, mit ihnen der Thee, aber auch die Karten. Will man nun nicht wieder eine stumme Rolle spielen, so ist man gezwungen, an einem Spiel Theil zu nehmen, wobei man einige hundert Rubel verlieren kann. Dieses währet bis spät in die Nacht, und nach dem Genuß von einiger kalter Küche und einer tüchtigen Ladung Punsch begiebt man sich nach Hause, um das genossene Gute zu verdauen und

es den andern Tag auf eine ähnliche Weise zu treiben. So gehet es hier, mit wenigen Abwechselungen, in den ersten Häusern zu. Doch bin ich auch in einigen Damengesellschaften gewesen, die mich aber, mit Ausschluß eines bei Madame A** versammelten Zirkels, der in jeder Hinsicht gewählt war, wenig erbauet haben. Die Damen sprechen ein erbärmlich Französisch, singen kläglich, spielen das Pianoforte mittelmäßig, und handhaben die Guitarre zum Bejammern. Den Frauen ist durchaus jeder Anstrich von wissenschaftlicher Bildung fremd, daher ist die Unterhaltung mit ihnen keinesweges anziehend, und die dabei gegenwärtigen jungen Herren sind durchaus unerträglich: denn ist ein Deutschfranzose widerlich, so ist es ein Deutschbritte noch zehnmal mehr.

Das schöne Geschlecht kann, was Wuchs, Haltung, Gesichtsfarbe und Formen betrifft, mit Recht auf die Benennung schön Anspruch machen, auch kann man, ohne ungerecht zu seyn, nicht unterlassen, ihren Geschmak in dem Anzuge und die Zierlichkeit ihrer Kleidung zu bewundern; aber in der Geistesbildung sind die Schönen — sie mögen mir meine Freimüthigkeit zu Gute halten — ein wenig sehr zurük. Sie sind indessen hieran nicht Schuld: denn die Fähigkeit, sich selbst zu bilden, gehet ihnen nicht ab; doch, es fehlt ihnen jede Gelegenheit ihren Geist anzubauen.

In Memel sind keine Gelehrten, ausser die we-

nigen, die es ex officio seyn müssen, keine Künstler, keine Buchläden, keine Gemälde- und Kunstsammlungen und überhaupt nichts, was den Geschmak verfeinern, den Geist beschäftigen und die Sitten mildern könnte. Ein hier befindliches Theater ist über alle Beschreibung elend; auch fühlen dieses die Memler selbst, und besuchen es wenig: es bleibt daher den guten Frauen nichts übrig, als sich mit ihrem Puz, mit Karten und mit Stadtneuigkeiten zu beschäftigen, die denn auch in gehöriger Breite abgehandelt werden.

Zu den Vergnügungen dieser Seestädter gehören auch die Wasserfahrten auf dem kurischen Hafe, und die Spazierfahrten auf dem Lande, in dem knieetiefen Sande. Erstere haben wirklich viel Angenehmes, wiewohl sie, des unruhigen Wassers wegen, nicht immer ohne Gefahr sind; wie man es aber für ein Vergnügen halten kann, bei einer glühenden Sonnenhizze, von dichten Staubwolken umwirbelt, in einer unabsehbaren Sandfläche herumzukutschen, das bleibt mir unbegreiflich. Und doch habe ich, um nicht unhöflich zu scheinen, dieses sogenannte Vergnügen mitmachen müssen. Klemmenhof ist der einzige Ort in der Nähe von Memel, der, wenn gleich keine schöne Umgebungen, doch wenigstens hinreichenden Schatten darbietet; doch wird er nicht häufig besucht, denn die Memler lieben nun einmal den Schatten nicht.

Eine Fahrt, die ich auf dem kurischen Hafe

machte, wäre mir beinahe übel bekommen. Das schöne Wetter lokte eine Gesellschaft, bei der ich mich befand, zu einer Wasserparthie, und wir bestiegen ein zwar offenes, jedoch mit Mast, Segel und Steuerruder versehenes Fahrzeug, mit dem wir, da der Wind sehr günstig war, eine ziemliche Strekke ins Haf hineinfuhren. Bald fieng der Himmel an sich mit Wolken zu überziehen, der Wind drehete sich, es entstand ein Ungewitter, die Wogen giengen Haushoch, und uns ward um unser Leben bange. Wir wollten so schnell als möglich das nächste Ufer zu erreichen suchen, doch, da dieser Vorsaz ausgeführt werden sollte, wurden wir erst das Verzweiflungsvolle unsrer Lage gewahr. Der Steuermann war nämlich über unsre Flaschen gekommen, und lag sinnlos betrunken am Boden. Die in unsrer Gesellschaft befindlichen Damen warfen sich trostlos in unsre Arme, das Schwanken des Fahrzeuges nahm mit jedem Augenblik zu, und der Tod in den Wellen schien uns gewiß, als ein Wirbelwind das Boot so auf die Seite warf, daß die Segel auf dem Wasser lagen. Da sprang plözlich einer aus der Gesellschaft an das Steuerruder, riß es mit einer Riesenkraft, die nur die Todesangst geben kann, herum, und verhütete dadurch das gänzliche Umschlagen des Fahrzeuges. Zu unserm Glük ließ der Wind gerade jezt etwas nach, wodurch wir es möglich machen konnten, die Segel einzuziehen, welchem Umstande allein wir unsre Rettung verdankten.

Nach ein paar Stunden verzog sich das Ungewitter, der Wind blies günstig und wir langten mit Eintritt des Abends, bei völlig heiterem Himmel, glüklich in der Stadt an, wo man, da hier das Wetter immer schön geblieben war, auch nicht einmal eine Ahnung unsrer Gefahr gehabt hatte.

Das kurische Haf ist als ein böses, gefährliches Wasser bekannt, auf dem viele Fahrzeuge verunglükken. Es tobet und stürmet oft, wenn das Meer ganz ruhig ist, und ein preußischer Nationalfluch: „daß dich das kurische Wetter befalle" bezeichnet die Tükke dieses Gewässers. Mir scheinen die heftigen Wirbelwinde, die dieses Binnenmeer so unsicher machen, von den beträchtlichen Bergen der Näherung herzurühren; denn sie sind eine ähnliche Erscheinung, wie der Föhn auf den Schweizerseen. Da der Wellenschlag im Hafe kürzer und runder, als auf dem Meere ist, so werden die Fahrzeuge auch heftiger bewegt, weßhalb bei Reisenden, die der Wasserfahrten nicht gewohnt sind, sehr bald die Seekrankheit eintritt.

Beinahe mitten im Hafe ist eine Sandbank, welche die ganze Breite dieses Gewässers durchschneidet, und bis wenige Fuß unter dem Wasserspiegel hinaufraget, daher die Schiffer an dieser gefährlichen Stelle alle Vorsicht anwenden müssen, um eine Strandung zu vermeiden. Eine lithauische Volkssage erzählt folgendes von der Entstehung dieser Sanddüne: „Ein Riese wohnte auf der

lithauischen Seite des Hafgestades, das wegen der häufigen Ueberschwemmungen des Niemen, der hier ins Haf fällt, etwas sumpfigt ist: ein Umstand, der ihm seinen Wohnsiz gewissermaßen unangenehm machte. Eine Riesin, seine Geliebte, wohnte auf der nur aus Sandbergen bestehenden Näherung, und wenn sie das hier sieben Meilen breite Haf überschritt, um ihren Bräutigam zu besuchen, so machte sie in der sumpfigten Gegend die Pantoffeln naß. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, beschloß sie den Wohnsiz ihres Geliebten zu erhöhen, nahm zu diesem Endzwek eine Schürze voll Sand und schritt damit über das Haf. Zum Unglük war die Last zu groß, die Schürze riß, und der Sand fiel in das Haf, wodurch die Sandbank entstand.“ Die Sage hat das Karakteristische, daß die Riesin alles thut. Bei einem Volke, wo das weibliche Geschlecht weniger thätig wäre, würde man die Männin in Ruhe gelassen und dem Riesen das Tragen des Sandes zugetheilt haben.

Der Handel ist in Memel von großer Bedeutung, doch erstrekt er sich in Hinsicht der Ausfuhr nur auf wenig Gegenstände, unter denen das Holz der vorzüglichste ist. Behauene Balken, Masten, Rundholz, Schiffbauholz, Bohlen, Bretter und Latten werden in ungeheurer Menge ausgeführt, besonders ist, was die Bretter betrifft, Memel der Haupthandelsort der preussischen Staaten. Ausserdem wird etwas Getraide, wiewohl nicht in großer Menge,

Pott- und Waidasche, Federn, Borsten, Roßhäute, Flachs, Hanf, Lein- und Hanfsaat und etwas Sakleinwand verschifft; die übrigen Ausfuhrartikel sind von weniger Bedeutung. Wenigstens 9/10 von allen diesen Produkten gehen nach England, mit andern Nationen ist der Verkehr sehr geringe. Früher versandte Memel alles Getraide nach England in Säkken, die von Hemdenleinwand gemacht waren; denn da die Einfuhr der Leinwand in den brittischen Häfen verboten war, so suchte man sie auf diese Weise einzuschwärzen; doch, da jezt England hinreichend aus Schottland, hauptsächlich aber aus Irland, mit Leinwand versorgt wird, hat dieser Handelsartikel für Memel aufgehört.

Der Kontrebandehandel wird in Memel ganz ungeheuer und ins Unverschämte getrieben, wozu die nahe russische Grenze die Veranlassung giebt. Die mehresten Kaufleute haben große Magazine bei den benachbarten Gutsbesizzern, die den Transport und das Einschmuggeln der Waaren übernehmen, auch dadurch mehr, als durch den Akkerbau gewinnen. Die Kolonialwaaren, die in der Regel in Preußen höher mit Abgaben belegt sind, wie in Rußland, werden von der russischen Seite eingebracht, dagegen die Manufakturwaaren von Memel nach Rußland eingeschwärzet werden. So lange Rußland nicht ein besseres Zollsystem einführt, wird dieser Kontrebandehandel für Memel stets eine bedeutende Erwerbquelle bleiben. Die Einwohner

von Rußland verbrauchen eine große Menge von Manufakturwaaren, von denen nicht der hundertste Theil im Lande verfertigt wird, demohngeachtet sind die mehresten Artikel ganz und gar verboten, andere aber mit so hohen Abgaben belastet, daß dadurch nothwendiger Weise der gewinnsüchtige Kaufmann zur Defraudation angelokt werden muß. Nun wird noch dazu das zahllose Heer von Beamten, das bei der Tomozna (Zoll) angestellt ist, so erbärmlich besoldet, daß diese Leute eine übermenschliche Tugend besizzen müßten, wenn sie auf die Gefahr zu verhungern unbestechlich bleiben sollten. Ausserdem lassen auch die Kosakken, die an der Grenze zur Verhütung der Unterschleife stehen, mit sich handeln. Und endlich, wie ist es möglich, die mehrere hundert Meilen lange Grenze längst den preussischen und östreichischen Staaten so hermetisch zu verschließen, daß keine Kontrebande herüber kommen kann? Dazu würde allein eine bedeutende Armee erforderlich seyn. Würde der Finanzminister die Zölle auf den vierten Theil herabsezzen, und die Zollbeamten besser besolden, so würde der russische Staat dadurch Millionen gewinnen. Aber freilich würde dieß noch nichts helfen, wenn nicht zugleich eine bessere Aufsicht über die Zollbedienten eingeführt wird: denn so lange diese die Macht behalten, die Kaufleute nach Gefallen zu plakken und zu mißhandeln, bleibt jede Aenderung ohne Nuzzen.

Die hiesigen Kaufleute verheimlichen ihren

Schmuggelhandel so wenig, daß sie nicht nur ganz unbefangen in meiner Gegenwart davon sprachen, sondern mir ihre, zu diesem Endzwek angelegten, Magazine, bei Gelegenheit der Spazierfahrten im Sande, zeigten und mich mit der Art und Weise bekannt machten, wie sie dieses Einschwärzen bewirken. Vorzüglich bedeutend war die Schmuggelei zur Zeit der allgemeinen Handelsperre; sie wurde damals mit so vieler List getrieben, daß alle Wachsamkeit des hiesigen französischen Konsuls umsonst war, sie zu hemmen. Die Art, wie man dabei zu Werke gieng, zeigt von dem unternehmenden Geiste der Memler. Oft fielen dabei höchst lächerliche Szenen vor, die ich aber nicht bekannt machen darf, da ich dem Erzähler Verschwiegenheit geloben mußte; statt dessen will ich aber einen Vorfall dieser Art erzählen, der hier allgemein bekannt geworden ist. „Bald nach der Ankunft des französischen Konsuls zeigte sich auf der Rhede ein Schiff, das aller Wahrscheinlichkeit nach ein englisches war, und unter dem Vorwande des Gegenwindes nicht in den Hafen einlief. Der Konsul ließ dem Schiffskapitän den Befehl geben, seine Papiere einzuschikken; nach deren Einsicht er denn auch überzeugt zu seyn glaubte, daß sie falsch wären und die Ladung englisches Gut sey. Er, der auf Beute begierig und besorgt war, daß von der Rhede aus etwas von den Waaren entkommen möchte, schikte sogleich einige seiner Unteroffizianten, um das Schiffsgut in Beschlag nehmen zu lassen,

und gesellte ihnen einige Duanen bei, um die mögliche Widersezlichkeit der Matrosen zu verhindern. Das war es, was man wollte. Sobald die Franzosen am Bord waren, brachen die bewaffneten Schiffsleute hervor, überwältigten sie, lichteten die Anker und stachen in die See." Man soll, wie mir erzählt wurde, bei Nacht die Ladung an der Küste gelößt und die Franzosen mit nach England genommen haben. Durch diesen Vorfall gewarnt, ließ der Konsul die Memler auf der Rhede gewähren, obgleich von da aus am mehresten eingeschwärzt wurde, und beschränkte seine Aufmerksamkeit nur auf den Hafen. Dieser Handel und die Anwesenheit des Hofes im Jahre 1807, haben hier einen Wohlstand hervorgebracht, den man nicht so leicht an einem andern Orte von dieser Größe findet.

Da mir nach einem Aufenthalt von vierzehn Tagen die Zeit in Memel ein wenig lang wurde, ich aber nicht früher nach Königsberg reisen konnte, bis ich die mir nöthigen Empfehlungsschreiben erhalten hatte, auf die ich zur Zeit noch vergebens wartete, so beschloß ich eine kleine Ausflucht nach Lithauen zu machen, da man mir hier so viel Schönes davon erzählte, daß mein Wunsch es kennen zu lernen erreget worden war. Ein junger Gelehrter aus Königsberg, der sich zufällig hier aufhält, will mich auf dieser Reise begleiten, was mir um so angenehmer ist, da er lithauisch spricht.

Bis fünf Meilen von Memel gehet der Weg gro-

ßentheils durch eine unwirtbaare Sandwüste, die nur bei Proekols durch einige fruchtbare Akkerfelder unterbrochen wird. Von dem Kirchhofe zu Proekols, den ich besuchte, während die Pferde gefüttert wurden, hat man eine weite und ganz vorzüglich schöne Aussicht, die in dieser im Ganzen traurigen Gegend aufs höchste überrascht. Man übersiehet nach dem Hafe zu eine weite angebaute Fläche, dann das Haf selbst mit seinem grünen Gestade, und endlich die Näherung, mit ihren weißen Bergen, die sich von hieraus wie eine Reihe Alpengletscher ausnehmen. Kein Memler hat mich auf diese herrliche Aussicht aufmerksam gemacht, welches mir ein Beweis scheint, daß man sie, der Nähe ohngeachtet, nicht kennt und daß man die Aussicht in einen gefüllten Geldkasten, der in die schöne Natur vorzieht.

Die Landschaft von Memel bis Heidekrug wird von vielen kleinen Flüssen, die zum Theil sehr reissend dem Hafe zustürzen, durchströmt. Die Scheschupp und die Gratusch sind die größten darunter, allein wegen ihres schnellen Falles nicht schiffbar.

Bei Heidekrug, einem bedeutenden Marktflekken, fängt die Gegend an fruchtbar zu werden und hier kündigt alles schon die Nähe einer der reichsten Landschaften von Preußen an. Mein Reisegefährte, der die Gegend bereits kannte, rieth mir meinen Wagen von hier aus nach Memel zurük zu schikken, da wegen der vielen Kanäle und Flüsse die Reise leichter und angenehmer zu Wasser fortgesezt wird. Ich

folgte seinem Rath, und habe nicht Ursache gefunden ihn zu bereuen.

Wir mietheten einen Nachen bis nach Ruß, einem ansehnlichen Flekken, der nur eine Meile von Heidekrug entfernt ist. Unsere Fahrt auf einem breiten Kanal gieng ununterbrochen durch fruchtbare Wiesen, deren üppiger Graswuchs mich in Erstaunen sezte. Mir schien der Boden so fett, und die Vegetation so reich, als in Seeland zu seyn; auch das Vieh, was hier und da an den Ufern des Kanals weidete, gab meines Bedünkens dem holländischen nichts an Größe nach. Endlich kamen wir in den mächtig flutenden Ruß, den größten der drei Hauptarme des Niemen, der hier ins Haf fällt. Es ist ein Fluß vom ersten Range, der voll und prächtig durch eine unermeßliche Wiesenfläche fließet, keinen Sand mit sich führet und keine Inseln bildet. Der reine, helle Wasserspiegel, die grünen blumigten Gestade, die reichen Triften mit unzähligen Heerden des schönsten Viehes bilden ein höchstreizendes idillisches Gemälde; ich fühlte mich hier unendlich wohl.

Ruß ist von großer Wichtigkeit für die Holzhändler zu Memel, die hier sämmtlich ihre Faktoren halten, um die aus dem polnischen Lithauen kommenden Holztraften in Empfang zu nehmen, zu behandeln, zu sortiren und den weitern Transport nach Memel zu besorgen. Der Ort, der überdem noch den Siz eines Domänenamtes enthält, ist daher sehr lebhaft und wohlhabend. Eine bedeu-

tende Erwerbquelle ist auch noch der Lachsfang, der hier so ansehnlich ist, daß Tilsit, Memel und Königsberg hinreichend von hieraus mit dieser wohlschmekkenden Fischgattung versehen werden. Der Fang wird in einem, von dem Flekken etwas entfernten, Arm des Flusses auf folgende Weise betrieben: Der Flußarm ist, seiner ganzen Breite nach, mit einer hölzernen Wehre besezt, die zwar Oeffnungen genug hat, das Wasser durchzulassen, aber zu dicht ist, als daß die Fische durchschlüpfen könnten. Diese Wehre stehet ohngefähr drei Fuß hoch aus dem Wasser hervor, und hinter ihr raget, in einiger Entfernung, eine zweite Wehre acht bis neun Fuß über den Wasserspiegel heraus. Wenn nun der Lachs, seinem Instinkt nach, gegen den Strom schwimmet, und an die erste Wehre kommt, so springt er darüber weg; die zweite ist aber zu hoch für ihn, er muß also, da er nie zurük gehet, innerhalb der Wehre bleiben, wo die Fischer von Zeit zu Zeit mit Nezzen, die auf diese Weise gefangenen Fische, herausfischen. Der Fang wird im Frühjahr und im Herbst betrieben, daher hatte ich nicht Gelegenheit ihn mitanzusehen.

In einem sehr anständigen Wirthshause, wo wir in jeder Rüksicht gut bedienet waren, übernachteten wir, und schlossen zugleich einen Akkord mit einem Schiffer, der uns den folgenden Tag nach Tilsit fahren sollte. Da wir es uns ausbedungen, daß er allenthalben, wo wir es für gut

finden würden, landen sollte, so mußten wir die Fahrt ziemlich theuer bezahlen, obgleich das Rudern gegen den Strom, der ziemlich langsam fließet, nicht besonders beschwerlich ist; indessen, wir hatten dafür auch den Vortheil, ganz über unsre Zeit gebieten zu können, welches auf einer Reise, die man unternimmt, um ein Land kennen zu lernen, viel werth ist.

Der Niemen, wie er polnisch und russisch, oder Memel, wie er deutsch heißet, ist ein mächtiger, majestätisch dahin flutender Strom, der, nach dem Augenmaaß zu urtheilen, der Düna nichts an Größe nachgiebt, aber bei weitem nicht so schnell als diese fließet. Er entspringt bei Kozana, wird zehen Meilen diesseits Grodno schiffbar, und fällt in drei Ausströmungen — die kleinern Arme und Kanäle nicht gerechnet — in das kurische Haf. Der stärkste der drei Arme ist der Ruß, die beiden andern heißen die Timber und die Gilge. Dieser Strom ist die Hauptquelle des Ausfuhrhandels, und daher auch des Reichthums von Tilsit, Memel und Königsberg, denn auf ihm werden alle Erzeugnisse des größten Theiles von polnisch, nunmehr russisch Lithauen, nach genannten Städten geführt. Tilsit ist, ihrer Lage nach, auf den Zwischenhandel eingeschränkt, dagegen Memel beinahe den ganzen Holzhandel, so wie Königsberg den Getraidehandel vorzüglich hat. Die Ursache dieser sonderbar scheinenden Theilung der Ausfuhrartikel, ist mir in

folgender Art erklärt worden: Die russischen Lithauer besizzen nicht nautische Kenntnisse genug, um das stürmische, kurische Haf mit ihren unbeholfenen Fahrzeugen (Wittinnen), oder gar mit den Holztraften durchschiffen zu können, daher ließ schon zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts eine patriotische Frau, die Gräfin Truchses Waldburg, auf ihre eigne Kosten, zum Besten des königsberger Handels, einen Kanal graben, der den Niemen mit dem Deumefluß, der in den Pregel fällt, verbindet, und auf diese Weise es möglich macht, ohne das Haf zu berühren, nach Königsberg zu kommen. Nun ist aber dieser Kanal für die ungeheuren Holzflößen nicht breit genug, daher solche in dem südlichen Arm des Niemen, in der Gilge, auseinander gebunden und kleiner gemacht werden müssen, welches natürlich einen Zeit- und Kostenaufwand erfordert. Dagegen können sie bis Ruß ohne Aufenthalt flößen, wo die Memler Kaufleute ihre Komptoirs haben, in denen die Holzverkäufer ihre Geschäfte abmachen und ihren Rükweg zu Lande nehmen. Die Getraideverkäufer, die auf ihren Gefäßen gewöhnlich eine Rükfracht von Salz, Häringen, Eisen und Luxuswaaren nehmen, finden ihre Rechnung besser in Königsberg, wo sie selbst zur Stelle hinkommen können, welches bei einem Verkauf nach Memel, wo sie das Getraide des Haf's wegen in Ruß ablegen müßten, nicht der Fall seyn würde.

Der Kaiser von Rußland und der König von

Preußen wollten einst den Niemen tiefer ins Land hinein schiffbar machen, zu welchem Zwek jeder der beiden Monarchen 200,000 Thaler ausgesezt hatte; der unglükliche Krieg, der so manches Gute im Werden zerstörte, verhinderte auch die Ausführung dieses Planes, der Lithauen kultivirt und Königsberg reich gemacht haben würde.

Bis an Tilsit sahen wir den Niemen nur durch Wiesen herabströmen, durch eine Landschaft, die an Fruchtbarkeit wenige ihres Gleichen hat. Das Land ist allenthalben von Kanälen durchschnitten und durchaus flach. Die unabsehbaren, bunten Wiesenmatten, auf denen es von Schnittern wimmelt, die Triften mit unzählbaren Heerden von wohlgenährtem Rindvieh, andere mit ausgezeichnet schönen Pferden bedekt, und im Hintergrunde die zahllosen Heuberge, die noch von dem Segen des vergangenen Jahres erübrigt sind — dieses zusammen bildet ein höchstanmuthiges Gemälde, das, wenn es sich gleich nicht mit den erhabenen Naturszenen der Schweiz und Italiens vergleichen läßt, doch ohne Uebertreibung Seelands und Westfrieslands schönsten Gegenden zur Seite stehen kann.

Der Niemen fließt an vielen Orten, wo das Land niedriger ist, als der Wasserspiegel, durch starke Dämme, die schon in frühen Zeiten der Entwässerung des Landes wegen gezogen sind. Dieser Fluß, der weder Untiefen noch einen starken Eisgang hat, auch keinen Sand mit sich führt, soll doch zuweilen

im Frühjahr durch seine Ueberschwemmungen große Verwüstungen anrichten. Man wendet daher viele Sorgfalt auf die Unterhaltung der Dämme, deren muthwillige Beschädigungen man durch harte Strafen, die darauf gesezt sind, zu verhüten sucht. So wollte ich mir eine Weidenruthe von einem am Damme stehenden Busch abschneiden, der Schiffer warnte mich aber, es nicht zu thun, da Gefängnißstrafe darauf stehet.

Der Landstrich zwischen dem Ruß und der Gilge ist ohngefähr fünfzig Geviertmeilen groß und so fruchtbar, daß er selbst für den Waizenbau zu fett ist. Man schränkt sich hier auf den Wiesenbau ein und auf den Anbau von Gartengewächsen, die von solcher Güte sind, daß sie bis nach Königsberg verschikt werden. Ausserdem gewinnt man noch etwas Anis und Gerste. Die Wiesen werden jährlich dreimal geerndtet und liefern ein so vorzügliches Heu, daß die Pferde ohne alle Körner, auch bei der schwersten Arbeit, damit wohl genährt werden. Selbst die Schweine füttert man mit Heu. Diese Landschaft hat das Eigene, daß kein adlicher Gutsbesizzer, kein Katholik und kein Jude darin wohnt; wer also mit dem Adel zerfallen, oder ein Feind der beiden genannten Religionspartheien ist, der findet hier einen Zufluchtsort, wo er seine Antagonisten vermeiden kann. Auch keine Stadt ist in diesem Landstrich befindlich.

Die Bewohner dieser Landschaft und überhaupt

der Provinz Lithauen, in so ferne sie unter dem preussischen Szepter stehet, sind ein ursprünglich altpreussischer Volksstamm, der seine eigenthümlichen Sitten und seine eigene Sprache, eine Schwester von der, bis auf ohngefähr zweihundert Wörter verloren gegangenen altpreussischen, beibehalten hat. Die preussischen Lithauer sind an Sitten, Sprache und Gestalt von den früher polnischen, jezt russischen Lithauern so verschieden, daß selbst nicht einmal eine Aehnlichkeit zwischen ihnen statt findet. Die Schonung, welche die preussische Regierung den Eigenthümlichkeiten ihrer verschiedenen Völker widerfahren läßt, ist ein schöner Beweis ihrer Humanität; bei diesem Volksstamme zeigt sich diese Schonung ganz vorzüglich. Die Prediger und Schullehrer, die einen wie die andern ganz vorzüglich gut besoldet, müssen in lithauischer Sprache predigen und unterrichten, und selbst die Beamten sind gehalten, alles in lithauischer Sprache zu verhandeln. Bibeln, Gesangbücher und Lehrbücher sind auf Veranlassung der Regierung in dieser Sprache gedrukt, und müssen in den Buchhandlungen stets in hinreichender Anzahl vorhanden seyn, damit nie ein Mangel daran entstehe.

Die Lithauer sind hohe, edle Gestalten, von schlankem Wuchs, haben eine ausdruksvolle, oft etwas listige Phisiognomie und angenehme Züge. In der Regel haben sie blaue Augen, dunkelbraune Haare und eine frische Gesichtsfarbe. Sie sind mehr groß

als klein, doch durch ihre stolze Haltung scheinen sie noch größer, als sie wirklich sind. Das weibliche Geschlecht ist beinahe durchgängig schön, doch weniger schlank wie die Männer. Selten sind mir so viele blühende, von Gesundheitsfülle strozzende Mädchen vorgekommen, wie hier; so wie auch ihre Munterkeit und eine hohe Lebenslust aussprechende Regsamkeit auffallend ist. Aber ihre Kleidung — etwas Abentheuerlicheres habe ich nie gesehen! Uiber die schönen braunen Haare schlagen sie ein Tuch, das sie aber in hundert verschiedene Formen zu binden wissen, so daß zuweilen die Zipfel ein paar stattliche Eselsohren bilden. Doch ist das Tuch nur immer eine Alltagstracht, zum Puz gehört aber ein bunter, oder schwarzer Aufsaz, in Form eines Zukkerhutes, dem die Spizze genommen; oder in Gestalt eines Tschako's in vergrößertem Maasstabe, oder in einer Turbanähnlichen Müzze, die mit einer radförmigen Figur gekrönt ist. Den Busen bedekt kein Tuch, sondern er wird nur durch ein festanliegendes Hemde, das bis über einen Theil des Halses gehet, verhüllt. Dem Auge wird dadurch nicht der Umriß entzogen, auch kann sich mancher dreuste Blik hinter der Oeffnung verlieren, die jede Bewegung des Körpers hervorbringt. Ein Schnürleib von heller, gewöhnlich rother oder grüner Farbe, würde nicht übel stehen, wenn nicht die Nähte der Hemdeärmel mit breiten grell bunten Bändern besezt wären, die durch ihre unpassend zusammengesezte Farben das

Auge beleidigen. Einen Rok tragen sie nicht, statt dessen schlagen sie ein bunt gewürfeltes Stük Zeug um die Hüften, das bis ans Knie herunter fällt und durch einen um den Leib geschlungenen schmalen Gürtel zusammen gehalten wird. Bükken sie sich, um etwas von der Erde aufzuheben, oder treibt ein loser Wind mit dieser luftigen Bekleidung sein muthwilliges Spiel, so — muß ein schamhaftes Gemüth das Auge abwenden, um nicht im Namen dieser naiven und in diesem Punkte keineswegs neidischen Schönen erröthen zu müssen. Der wohlgeformte Fuß ist entweder mit einem feuer- oder blutrothen Strumpfe, der grüne Zwikkeln, oder mit einem grasgrünen, der Zinnoberrothe Zwikkeln hat, bekleidet, seltner werden blaue Strümpfe getragen. Die Schuhe haben drei Zoll hohe Absäzze. Im höchsten Galla werfen die Frauen noch ein vierekkiges, buntes Stük Zeug, ähnlich den Shawls unserer Damen, um die Schultern.

Die Kleidung der Männer ist sehr zwekmäßig. Um die Rökke von einfachem Schnitt, die unter dem Namen Litevka eine Mode der gebildeten Männerwelt geworden sind, hier aber Sczupan heißen, binden sie eine schmale, gewebte Leibbinde, oder einen ledernen Gürtel; die Beinkleider tragen sie sehr weit, und statt der Stiefel, besonders im Sommer, Sandalen.

Der Karakter dieser rohen Naturkinder hat neben vielem Licht auch viel Schatten, wie dieses

bei ungebildeten Menschen immer der Fall ist. Fehlen ihnen die Laster der gebildeten Welt, so gehen ihnen dafür auch die sanften Tugenden der Menschlichkeit ab, die nur eine Folge der Bildung sind. Die Lithauer sind klug, umsichtig, sparsam, fleißig, ausdauernd, muthig, ernsthaft, stolz, ordnungsliebend, verschwiegen, gastfrei; dagegen aber auch mißtrauisch, hinterlistig, eigennüzzig, halsstarrig und dem Trunk über alle Maaßen ergeben. Dienstfertigkeit ist ihnen so fremd, daß sie, wenn sie jemanden in Lebensgefahr gerathen sehen, mit ihm um den Preis seiner Rettung handeln, bevor sie Hand anlegen, ihm zu helfen. Von ihrer Trinklust habe ich merkwürdige Beispiele gesehen, so daß ich glaube behaupten zu dürfen, sie laufen darin noch den Russen den Rang ab, doch mit dem Unterschiede, daß sie nie wie jene Verschwender deßhalb werden. Der Lithauer arbeitet mit der höchsten Anstrengung, um sich Geld zum Trinken zu verdienen, aber nie wird er, wie der Russe, ein Stük seines Hausraths, oder eine ihm nöthige Sache verkaufen, um den Brantwein bezahlen zu können. So kann man den Russen durch den Trunk zu allem verleiten, der Lithauer hingegen wird auch im trunkenen Muthe das nicht thun, was er nüchtern nicht auch gethan hätte.

Die Lithauer schweifen in der sinnlichen Liebe nicht aus, wovon wohl der häufige Genuß des Brantweins die Ursache ist, der, wie bekannt, die

Zeugungskräfte schwächt; dagegen sind sie so gleichgültig gegen weibliche Tugend, daß ein geschwächtes Mädchen eben so sehr darauf rechnen darf, einen Mann zu erhalten, wie eine, die ihre Unschuld vor Flekken bewahrte. Das zweite Geschlecht theilet die Tugenden und Fehler der Männer, doch beobachten die Frauen im Trinken mehr den Anstand, denn wenn sie am Genuß des Brantweins Theil nehmen, wird er eigentlich nicht getrunken, sondern in eine Schale gegossen und wie eine Suppe mit Löffeln gegessen. Dagegen sind sie sinnlicher wie die Männer und sollen sich selbst nicht scheuen, Anträge unsittlicher Art zu machen. Was ich selbst gesehen habe überzeugt mich, daß sie in diesem Punkt durchaus kein Schamgefühl besizzen.

Der Aberglaube herrscht unter den Lithauern noch allgemein. Sie sind vollkommen von dem Daseyn der Hexen, Gespenster und Ahnungen überzeugt, halten viel auf gute und böse Tage, und Zaubereien gelten bei ihnen für Glaubensartikel. Eine bedeutende Rolle spielen bei ihnen die Gnomen oder Erdgeister, die sie Puskaiten nennen, und die sie sowohl für Schuz- als Plagegeister halten. Sie weihen ihnen sogar, wie ich selbst gesehen habe, eine Libation; auch streuen sie, wenn das Feuer brodelt, Salz hinein, weil sie glauben, daß der Hausgeist durch das Brodeln des Feuers sein Verlangen nach Salz kund thue.

Machen sie sich gleich kein Gewissen daraus, bei

dem Handel zu betrügen, und aus der Verlegenheit Anderer Nuzzen zu ziehen, so halten sie doch das Stehlen für eine große Schande und leiden durchaus keine Diebe unter sich. Sie sind in dieser Hinsicht ganz das Gegentheil von den Russen, die im Stehlen wahre Virtuosen sind, und selbst ohne daß sie die Noth dazu zwingt, von ihrem Fingertalent Gebrauch machen.

Kein Araber kann seine Pferde lieber haben, wie ein Lithauer die seinigen. Wie jene sind diese geborne Reiter, denn, wenn der Knabe kaum die Brust der Mutter verlassen hat, sizt er schon zu Pferde. Auch den kürzesten Weg macht der Lithauer nur reitend; zu Pferde sizzend hält er um seine Braut an; reitend reiset er zur Hochzeit und seine Leichen begleitet er zu Pferde zum Grabe. Jeden Augenblik, den er von seinen Geschäften abbrechen kann, bringt er bei seinen vierbeinigten Freunden zu; aber er hat auch Ursache sich dieser herrlichen Thiere zu freuen, denn man kann nichts Schöneres sehen, als die lithauischen Pferde sind. Sie sind vorzüglich gut aufgesezt, rein von Füßen und haben einen niedlichen, troknen Kopf. Etwas lang geschlossen sind sie freilich, doch dieses ist nur ein Fehler in Hinsicht der Dauer, nicht aber der Schönheit.

Die lithauische Sprache ist, da sie nicht von Gelehrten gebraucht und angebaut wird, sehr wortarm, dagegen aber bilder- und blumenreich und wohlklingend. In ihren Wörtern sind keine überflüssigen

Konsonanten, daher sie auch leicht auszusprechen ist. Der Ausdruk lak laima latet (so spann es die Schiksalsgöttin) kann schwerlich in einer Sprache der Welt kürzer, wohlklingender und sinnvoller gegeben werden.

Der Lithauer hat, obwohl er ein frommer Lutheraner ist, dennoch seine alten Götter beibehalten, deren Namen er sich wenigstens noch bedient, wenn er sie gleich nicht mehr verehrt. Er hat seine Laima oder Schiksalsgöttin, für Schiksal; bei ihm zürnet Perkumas noch, wenn es donnert, und Pikollos der Todtengott ruft seine Sterbenden ab. Merkwürdig ist's, daß die lithauische Sprache, wie die griechische, einen Dualis hat. Sie eignet sich besonders gut zur Dichtkunst und beinahe jeder Lithauer ist, wie der Italier, ein Improvisatore. Der Gesang gehet diesem Volke über alles, doch in der Regel singen Alle nur aus dem Stegreif gedichtete Lieder, die nichts desto weniger sinnvoll und dem besungenen Gegenstande angemessen sind. Vor allen aber üben die Mädchen das Talent des Improvisirens. Diese singen, so oft einige von ihnen beisammen sind, Wechselgesänge, die sie Dainos nennen, von denen Kenner der Sprache versichern: daß sie voll dichterischer Gedanken sind. Die Liebe ist größtentheils der Gegenstand dieser Gesänge.

Die Wirthschaft der Lithauer zeichnet sich durch Ordnung und Zwekmäßigkeit aus. Weder eine baufällige Hütte, noch einen verfallenen Zaun, noch

einen verschlemmten Graben habe ich auf meiner ganzen Reise gefunden; allenthalben bemerkte ich Wohlstand und die sprechendsten Beweise von Thätigkeit. Da sie nur wenig Aekker, aber desto mehr Wiesen besizzen, so beschäftigen sie sich hauptsächlich mit der Vieh- und Pferdezucht, die sie mit vielem Erfolg treiben. Doch benuzzen sie die Milch nicht wie sie sollten, welches vielleicht die Ursache ist, daß sie nicht so reich sind, wie die holländischen Bauern. Sie machen nämlich Butter, vernachläßigen aber das Käsemachen beinahe ganz, und verwenden im Gegentheil die Milch zum Aufziehen der Kälber, der Füllen und Schweine. Unstreitig gewinnen sie dabei viel weniger, als wenn sie Käse daraus machten. Das Vieh wetteifert an Größe und an Schönheit mit dem friesischen und giebt sehr viele fette Milch. Da sie zur Akkerarbeit keine Ochsen brauchen, so verkaufen sie diese stets, wenn sie drei- oder vierjährig sind zum Schlachten und bekommen dieses Jungvieh vorzüglich gut bezahlt, da das Fleisch davon einen ganz eigenen Wohlgeschmak hat, weshalb es berühmt und gesucht ist.

Daß sie die Füllen mit Milch, vorzüglich aber mit saurer und Buttermilch aufziehen, ist auch ein Fehler, wie die Erfahrung beweißt; denn die jungen Pferde wachsen zwar schnell und werden schön, aber sie sind durchaus nicht dauerhaft, werden leicht schwizzig und ermüden bald. Man hat sie darüber sogar von Seiten der Regierung belehren wollen,

allein sie beharren auf ihrer Weise, und verlachen den guten Rath, da sie alle Deutsche, ohne Ausnahme, für dumm halten.

Tilsit, Königsberg und Memel versorgen sie mit Butter und mit Gartengewächsen, die sie zu Wasser dorthin bringen. Die Nothwendigkeit, viel auf dem Wasser zu fahren, macht sie zu guten Schiffern.

Das weibliche Geschlecht ist sehr geschikt in der Spinnerei und Weberei. Ich habe mehrere Proben von vorzüglich feiner Leinwand gesehen, die hier gewebt worden war, doch wird in der Regel die Leinwand nur zum eigenen Bedarf verfertigt, da der Boden dem Flachsbau nicht günstig ist. Im Bänderwirken haben es die Lithauerinnen sehr weit gebracht. Sie verfertigen besonders schöne seidene Strumpfbänder, mit Blumen und Buchstaben von Gold und Silber durchwirkt, die sehr geschmakvoll sind. Gewöhnlich beschenken sie ihre Liebhaber und durchreisende Fremden damit, doch machen sie auf Verlangen auch welche für Bezahlung. Der russische Kaiser und die königlich preussische Familie sind mit dergleichen Bänder von den Lithauerinnen beschenkt worden. Ich war nicht wenig erstaunt, auf dem Wirkstuhl eines lithauischen Mädchens ein Strumpfband in der Arbeit zu sehen, in welchem eine französische Devise eingewirkt wurde, indessen die Wirkerin nicht einmal wußte, daß es französisch war, und schon ihre Mutter hatte diese Buchstaben eingewebt, ohne ihre Bedeutung zu kennen. Uebrigens

schränken sich die Weiber nicht nur auf weibliche Arbeiten ein, sondern sie spalten Holz, rudern, fischen und tummeln recht gern ein wenig die Pferde, was denn bei ihrer oben beschriebenen Kleidung nicht eben gar zu züchtig aussieht.

Die Speisen der Lithauer sind einfach, aber nahrhaft und kräftig. Sie haben ein schwarzes, aber schmakhaftes Brod, essen viel Fleisch und Sauerkraut, noch mehr Fische, haben aber ausserdem noch einige Nationalgerichte, die sie vorzüglich lieben. Unter diesen habe ich die Piroggi Kuchen von Waizenmehl, Milch und Eier, den Kesseel, ein Brei aus Mehl, Butter und Milch, und die Schaltenoos, eine Art von Pastetchen, mit Fleisch oder Käse gefüllt und in Butter gesotten, sehr wohlschmekkend gefunden. Ihre Getränke sind ausser Brantwein zweierlei Gattungen von Bier; ein Dünnbier für gewöhnlich Quas, ein Doppelbier für Gastmähler, Allaus genannt. Beide Gattungen sind wohlschmekkend und der Gesundheit zuträglich. Kaffee, Thee, Wein und Zukker sind ihnen beinahe bis auf den Namen unbekannt.

Die Sitteneinfalt der Lithauer und ihre gänzliche Unbekanntschaft mit Luxussachen kommt wohl besonders daher, weil sie keinen gebildeten Stand unter sich haben. Sie haben weder Adel, noch große Gutsbesizzer, noch Gelehrten, und überhaupt keinen Herrenstand. Sie wohnen weit entfernt von Städten, die sie nur wegen des Verkaufs ihrer Er-

zeugnisse zwei bis dreimal des Jahres besuchen, daher bleiben sie mit der Verdorbenheit der Städter unbekannt; auch kann selten ein Volksaufklärer hier sein Licht leuchten lassen, weil nicht leicht jemand ausser den Grenzen der Provinz ihre Sprache versteht. Ihre Prediger und Schullehrer sind gewöhnlich alle Predigersöhne, die einige Jahre in Königsberg studieren, dann einen Schullehrerposten, der hier schon seinen Mann nähret, annehmen und bei erfolgenden Vakanzen in die Predigerstellen einrükken. Diese sind nie weiter wie bis Königsberg gekommen, bleiben mit der Welt unbekannt, heirathen, sobald sie eine Frau ernähren können, Predigertöchter aus diesem Bezirk, und da es so seit der Einführung der Reformation gehalten wird, so bleiben Volksstamm und Sitten unvermischt. Dieses gilt aber streng genommen nur von den Lithauern, die am Niemen, an der Tave und an dem Friedrichsgraben wohnen, bis in die Gegend von Tilsit. Diese Landschaft, 60 bis 70 Geviertmeilen groß, heißt hier die Niederung und die Bewohner werden zum Unterschied von den andern Lithauern, und weil sie in der Nähe des kurischen Haf's wohnen, die Kuren genannt.

Das Hochland von Lithauen macht bei weitem den größern Theil dieser ansehnlichen Provinz aus, enthält mehrere bedeutende Städte, unter denen Memel, Tilsit, Insterburg, Gumbinnen, und hat neben den Lithauern auch viele deutsche Bewohner, daher Sprache und Sitten nicht mehr so unvermischt

sind. Friedrich Wilhelm I. bevölkerte vorzüglich diese Provinz, die durch die Pest beinahe zur Einöde geworden war, mit 30,000 Salzburgern, die der Religion wegen aus ihrem Vaterlande vertrieben wurden. Diese Vertriebenen haben die menschenfreundliche Aufnahme des staatsklugen Königes herrlich belohnt: denn sie waren ohne Ausnahme rechtliche, fleißige Menschen, die die Kultur ihres Vaterlandes hieher verpflanzten. Eine salzburger Wirthschaft ist noch heutiges Tages ein Lobspruch einer guten Haushaltung; auch erkennet man bei dem ersten Blik den Akker eines Salzburgers an einer bessern Kultur. Diese Kolonisten haben sich auch beinahe ganz unvermischt erhalten, obgleich viele andre Deutsche in ihrer Nähe wohnen. So tief ist die Liebe zum Vaterlande dem Gemüth des Menschen eingeprägt, daß mehrere Generationen hindurch sich diese Flüchtlinge noch fremd in dem gastlichen Lande glauben, das sie mit offnen Armen aufnahm, ihnen einen ausgezeichneten Wohlstand gewährte, und alle Rechte seiner glüklichen Bürger verlieh. Ich will damit aber nicht gesagt haben, daß die Salzburger nicht gute Staatsbürger wären; im Gegentheil Preußen hat keine treueren; auch fühlen sie sich recht glüklich; aber der Name des Landes ihrer Väter ist ihnen noch theuer, und sie halten sich streng entfernt von ihren übrigen Landsleuten.

Zweiter Brief.

Tilsit. — Handel. — Verschiedene Volksstämme. — Ihr Neid. — Napoleon in Tilsit. — Benehmen gegen die Königin von Preußen. — Sein Geschenk — Schöne Pferde. — Rükkehr nach Memel. — Noch Bemerkungen über diese Stadt. — Verschiedene Wege nach Königsberg.

Unser Schiffer würde sehr unzufrieden mit uns gewesen seyn, wenn wir ihm nicht den Fuhrlohn verdoppelt, und ihm nebst seinem Gehilfen freie Zehrung gestattet hätten: denn wir verweilten uns bei unsrer Reise von Ruß nach Tilsit, die wir in einem Tage hätten zurük legen können, so sehr, daß wir erst am Mittage des siebenten Tages unser Reiseziel erreichten. Dafür haben wir aber auch die Niederung nach allen Richtungen durchkreuzet, und uns sowohl mit dem Lande, als dessen Bewohnern, so gut es in dieser Zeit möglich ist, bekannt gemacht.

Tilsit ist eine ansehnliche Stadt, an dem linken Ufer des Niemen gelegen, und enthält zwischen 12,000 bis 17,000 Einwohner. Der Zwischenhandel, den die Kaufleute dieser Stadt mit Getreide, Holz, Flachs, Hanf und Leinwand treiben, giebt ihr einen nicht unbeträchtlichen Wohlstand und macht diesen Plaz ziemlich lebhaft, doch giebt es hier keine ausgezeichnet wichtige Handlungshäuser. Die Einwohner sind in Hinsicht auf ihre Abkunft sehr ge-

mischt, daher ihre Lebensart, weil sie hier mehr, wie irgendwo, den Sitten ihrer Väter treu bleiben, sehr verschieden ist. Deutsche Preußen, Salzburger, Menoniten, Lithauer und Juden wohnen hier zwar friedlich beisammen, doch so scharf abgegrenzt in ihren Sitten von einander, daß auch dem Fremden auf den ersten Blik ihre Absonderung auffällt. Die deutsche Preußen sind im ausschließlichen Besiz des Holz= und Kornhandels, die Juden handeln mit Kolonial= und Manufakturwaaren, auch treiben sie hier, wie überall, Schacher und Wucher, die Salzburger, Menoniten und Lithauer treiben den Detailhandel, vorzüglich das Brantweinbrennen — hier ein wichtiger Nahrungszweig — und alle übrigen bürgerlichen Gewerbe. Die geringe Menschenklasse bestehet beinahe nur allein aus Lithauern. Zwei nicht lobenswerthe Eigenschaften: der Eigennuz und der Neid, gehören zu den Grundzügen des Karakters der Salzburger sowohl, wie der Menoniten und der Lithauer, und hier, wo sie neben einander wohnen, sollen sich diese Züge oft auf eine gehässige Weise äußern. So zum Beispiel treiben, wie schon erwähnt, alle drei dieser Landsmannschaften die Brantweinbrennerei und um recht viel Abnehmer herbei zu lokken, macht jeder den Brantwein so stark als möglich. Da sie sich nun aber hierin beinahe einander gleich kommen, so beschuldigt jeder Volksstamm den andern der Einmischung von schädlichen Sachen und wohl gar der Zauberei,

vermittelst welcher jener dem Brantwein Stärke zu geben sucht. Außerdem geben sie sich hinterrüks Spottnamen: so heißen die Lithauer Pferdediebe, die Menoniten Glattmäuler und die Salzburger Ochsentreiber. Eine ganz eigne Musik hört man hier auf dem Wochenmarkte. Die singende Aussprache der Lithauer, bei der jeder Selbstlauter unendlich gedehnt wird, der heulende Jargon der Salzburger, die platte, dem Holländischen nahe kommende, Sprache der Menoniten und endlich das beliebte Jüdische — dies zusammen macht ein Konzert aus, des seines Gleichen sucht.

Fabrikken und Manufakturen von Bedeutung besizt diese Stadt nicht, dagegen wird hier jährlich ein Pferdemarkt gehalten, der sehr berühmt ist und selbst von vielen Ausländern besucht wird.

Alle Lebensmittel sind hier in vorzüglicher Güte und so billig zu haben, daß Tilsit für die wohlfeilste Stadt in Preußen gehalten wird.

Die Einwohner sind bei weitem geselliger, wie in Memel, und unter den deutschen Kaufleuten giebt es mitunter sehr unterrichtete Männer. Im Winter hat man hier Bälle und Konzerte, da es hier viele tanzlustige Jugend und mehrere wakkere Musiker giebt. In Herren Zander habe ich einen vorzüglichen Violinspieler kennen lernen, der in einer fürstlichen Kapelle an seinem Plaz wäre. Er besizt eine musikalische Instrumentenhandlung, und hat selbst eine Erfindung zur Verbesserung der Blas-Instrumente gemacht.

Merkwürdigkeiten enthält diese Stadt nicht, wohl aber wird der hier geschlossene Friede, und die Zusammenkunft der zwei erhabenen Monarchen mit dem Weltverwüster, ewig denkwürdig bleiben. Jeder Bewohner von Tilsit denkt noch mit Schaudern an jene trübe Zeit zurük, die ihm seines Wohlstandes beste Hälfte nahm. Die Stadt, welche die Russen verlassen hatten, wurde keineswegs mit Sturm genommen, und dennoch wurde sie von den Franzosen so rein ausgeplündert, daß es, um die Monarchen aufzunehmen, an den nothwendigsten Bedürfnissen fehlte, die man bis aus Königsberg kommen lassen mußte. Napoleon feierte hier seinen höchsten Triumph. Er schrieb den Frieden vor, der nicht unmenschlicher hätte seyn können, und weidete sich an dem Schmerz des unglüklichen Königspaares. Er konnte, ohne geradezu alles zu nehmen, nicht weniger gewähren, als er zurük gab, und dennoch mußte sich die edle Königin zu der Demüthigung entschließen, ihren Todfeind zu besuchen, weil er sich hatte merken lassen, daß er in diesem Falle mildere Friedensbedingungen festsezzen wolle. Er wurde von der Schönheit und der angebornen Majestät dieser Fürstin so ergriffen, daß er in Verlegenheit gerieth, und um ihr etwas Schmeichelhaftes zu erweisen, den plumpen Wunsch äusserte: daß sie etwas von ihm bitten möchte. Die Antwort, die sie ihm gab, war einer Monarchin würdig. „Als Königin — sagte die erhabene Frau — habe ich nichts zu bitten;

als Mutter meines Volks bitte ich um Magdeburg.“ Der Tyrann antwortete unartig darauf, und um sich doch den Schein eines Schenkenden zu geben, schikte er ihr am folgenden Tage eine Landkarte, auf der Schlesien mit einer goldenen Kette umschlungen und an einem goldenen Herzen befestigt war. Schlesien konnte ihm ohnehin zu nichts dienen: hätte er auch dieses behalten wollen, so hätte unser Kaiser nimmermehr Friede gemacht; und die Art, mit der er das, was lange noch nicht von ihm erobert war — denn Cosel, Glaz und Silberberg waren noch in den Händen der Preußen — verschenkte, war so unzart, daß man den rohen Glükspilz in ihm nicht verkennen konnte. Man erzählt von dieser Zusammenkunft so viele, sich aber größtentheils so widersprechende Geschichten, daß ich Bedenken trage, sie nachzuerzählen. Ich muß Dich daher auf das, was bereits im Druk erschienen ist, verweisen.

Der Riemen ist hier ein breiter und prächtiger Strom, den man, da er in einer beinahe geraden Linie bei Tilsit vorbei fließt, bis in einer weiten Ferne übersieht. Diese große Wassermasse gewährt mit den vielen Fahrzeugen und Holzflößen einen prachtvollen Anblik.

Bei meinen kleinen Streifzügen, die ich von hier aus ins Land machte, hatte ich aufs Neue Gelegenheit, die Schönheit der Pferde dieser Provinz zu bewundern. Bei mehreren Bauern habe ich Pferde gesehen, die ihrem Besizzer nicht unter hundert Du-

katen das Stük feil waren, und wirklich sie waren es werth, einen fürstlichen Marstall zu zieren! Bei dieser Gelegenheit habe ich erfahren, welch einen unschäzbaren Werth die Niederung für das Hochland von Ostpreußen und Lithauen hat. Hier tritt nämlich nie ein Mißwachs bei dem Wiesenwachs ein, aber doppelt ergiebig ist der Heuschlag in einem dürren Jahre, wo es auf der Höhe an Futter fehlt. In solcher Futternoth hilft nun die Niederung mit ihrem Ueberfluß dem Hochlande, das dadurch der Verlegenheit überhoben wird, das Vieh, wie es in andern Ländern wohl zuweilen der Fall ist, abschaffen zu müssen. Noch eine andere Erwerbquelle haben die Kuren dem Reichthum ihres Bodens zu danken, nämlich die Ausfütterung der Pferde. Hat jemand magere Pferde, die er gern schnell, ohne großen Kostenaufwand fett haben möchte, so giebt er sie gegen ein sehr mäßiges Futtergeld in die Niederung auf die Weide, und erhält sie binnen zwei Monaten so wohlgenährt zurük, als wenn er sie ein Jahr lang aufs Beste mit Körnern gepflegt hätte.

Nach einem Aufenthalt von acht Tagen verließ ich Tilsit, nachdem ich mich von meinem Reisegefährten, der über Insterburg nach Königsberg ging, getrennt hatte. Mir würde der Abschied von diesem biedern, unterrichteten Manne sehr empfindlich gewesen seyn, wenn ich nicht die Gewißheit hätte, ihn in seinem Wohnorte wieder zu sehen, den er mich genau kennen lehren will. Ich freue mich um

so mehr darauf, als ich vermuthe, daß mein Aufenthalt dort von ziemlich langer Dauer seyn wird.

Den Rükweg nach Memel legte ich in zwei Tagen ohne alle Abentheuer zurük, und fand dort bei meiner Ankunft Deinen lieben Brief und die mir nöthigen Empfehlungen nach Königsberg meiner wartend. Ich rüste mich jezt zur Abreise, und da ich Memel vielleicht nie wieder sehe, so will ich, um Dein geäußertes Verlangen zu befriedigen, noch das nachholen, was mir von dieser Stadt bemerkenswerth scheinet.

Memel hat ohngefähr 9000 Einwohner, unter denen keine Bettler und nur wenige Arme sind. Es wird hier, obgleich die Stadt in Lithauen lieget, beinahe nur deutsch, doch in den vornehmen Häusern auch englisch, und von dem Gesinde und den Kaufdienern, des Wochenmarkts und des Kleinhandels wegen, etwas Lithauisch gesprochen. Die Stadt wird von allen Erdbeschreibern für eine Festung angegeben, doch ist sie nach Rußland zu ganz offen, und hat nur — wunderlich genug! — nach der entgegengesezten Seite einige schwache Befestigungen. Das, was man einst Zitadelle nannte, war nichts mehr und nichts weniger, als ein mit einem Wall umgebenes altes Schloß, das bis auf einen alten Thurm ganz abgetragen ist. Auf dem Wall haben früher einige eiserne Kanonen gestanden, die aber längst weggenommen sind, da sie den Hafen durchaus nicht schüzzen konnten, weil ihnen

die Stadt im Wege ist. Der Hafen ist übrigens durch die Natur geschüzt: denn vor der Rhede liegt eine Sandbanke, die eine starke Brandung verursacht, und den Schiffen das Einlaufen ohne Lootsen unmöglich macht. Die Küste ist bei Memel sehr flach und mit einer Menge von Schiffstrümmern bedekt, die hier, da das Meer in dieser Gegend äußerst gefährlich ist, gestrandet sind.

Etwas, die hiesige Seepolizei betreffendes, kann ich nicht umhin, Dir zu erzählen; es giebt einen Beweis, zu welchen grausamen Mitteln man leider auch in einem so mild regierten Staate zuweilen greifen muß, um die entartete Menschheit im Zaum zu halten.

Die Matrosen sind bekanntlich nach Art des Elementes, auf dem sie den größten Theil ihrer Lebenszeit zubringen, wild und unbändig; vor allen aber zeichnen sich die englischen, die hier die Mehrzahl ausmachen, hierin aus. Wenn sie in den Hafen eingelaufen sind, haben sie die Freiheit, eine gewisse Zeit auf dem Lande zuzubringen, die sie beinahe ohne Ausnahme dazu anwenden, in der Bitta, einer Vorstadt von Memel, die, wie die Judengasse in Amsterdam und Frankfurt am Main nur von Juden, hier ausschließlich nur von Lustdirnen bewohnt wird, den sinnlichen Begierden zu opfern. Sie sind aber gewöhnlich in ihrem Vergnügen so unersättlich, daß sie auch über die Zeit des Urlaubes wegbleiben, und kein Bitten, kein

Befehl des Kapitäns sie zu ihrer Pflicht zurük bringen kann. Nun hat man dabei folgende Einrichtung getroffen: Ein großer, riesenhafter Mann, der das Schlagen als Virtuose treibet, ist unter dem Namen Verbotter dazu angestellt, um die Ungehorsamen zum Schiff zurük zu treiben, und durchspähet, sobald ihm der Schiffskapitän von einem Widerspänstigen Meldung thut, alle Häuser der verrufenen Vorstadt, bis er ihn gefunden hat. Jezt fängt er mit einer gewaltigen Peitsche, die er zu diesem Ende stets mit sich führet, auf den Matrosen auf eine barbarische Art an loszuschlagen und höret gewöhnlich nicht eher auf, bis seine Kräfte erschöpft sind, oder der Straffällige einer Ohnmacht nahe ist. Keine Klage findet gegen ihn statt, wenn er nur den Schuldigen nicht auf der Stelle tödtet, und selbst in diesem Fall ist er straflos, wenn er beweisen kann, daß sich der Matrose widersezt hat. Außerdem aber hat die geringste Widersezlichkeit gegen ihn jahrelange Kettenstrafe zur Folge. Warum macht die entartete Menschheit doch solche Grausamkeiten nothwendig?

Der hiesige Postdirektor soll den einträglichsten Posten im ganzen Lande, und zwar ein reines Einkommen von 12,000 bis 17,000 Thaler haben, welches daher kömmt, weil hier ein Grenz-Postamt ist, und weil er viel durch Lieferungen von Zeitschriften, die er nach Rußland sendet, gewinnt.

Auf drei Wegen kann man von Memel nach Kö-

nigsberg kommen. Der eine gehet über Tilsit und ist zwar der angenehmste, aber auch der weiteste; denn er ist sechs Meilen weiter, wie die beiden andern. Da ich Tilsit bereits kannte, wählte ich ihn nicht. Der zweite Weg gehet über das Haf, auf dem man sich mit Wagen und Pferden einschifft, und bei gutem Winde in 12 Stunden, auf der andern nur noch vier Meilen von Königsberg entfernten Küste landet; dagegen bringt man bei Windstillen, oder bei Gegenwind, zuweilen acht Tage auf diesem falschen Gewässer zu. Die Möglichkeit, in diesen Fall zu kommen, hielt mich ab, diesen Weg zu nehmen; ich entschloß mich also auf dem dritten Wege, über die kurische Näherung, nach Königsberg zu reisen, und zwar um so lieber, als ich schon so viel von dieser Landzunge hatte erzählen hören, daß in mir der Wunsch rege geworden war, es mit eignen Augen zu sehen.

Dritter Brief.

Kurische Näherung. — Bewohner. — Schiffstrümmer an der Küste. — Schwarzort. — Unfreundlichkeit der Wirthsleute. — Geographische Händel. — Bernstein. — Nidden. — Lebensgeschichte des Wirths. — Der Morgen am Seeufer. — Unfall im Treibsande. — Der Seesturm. Rossitten. — Ueberhandnehmende Versandung. — Der Pfarrer. — Krammetsvögelfang. — Sarrau. — Kirche ohne Thüren. — Durchbruch des Meeres. — Entstehung der Näherung. — Kranz. — Trutenau.

Der Abschied von dem trinklustigen Völkchen in Memel hat mir keine Thränen gekostet, denn, aufrichtig gestanden, ich langweilte mich schon herzlich hier, wo man sich nur mit Handels-Angelegenheiten die Zeit vertreiben kann; daher beeilte ich mich, meine Geschäfte zu ordnen und sezte meinen Stab weiter.

Memel wird von der Näherung durch eine etwa 3000 Fuß breite Meerenge, die das Haf mit der Ostsee verbindet, getrennt, über die die Reisenden vermittelst eines Prahms gesezt werden, der gefährlich genug aussiehet, indessen mich glüklich ans gegenseitige Ufer brachte. Die Ausströmung des Haf's ist so stark, daß diese Meerenge nur süßes Wasser enthält, auch, bis eine ziemliche Strekke in die See hinein, sich durch seine dunkle Farbe von dem Meerwasser unterscheidet.

Die kurische Näherung ist eine 16 Meilen lange, 1/4 bis 1/2 Meile breite Landzunge, die das Haf von der Ostsee trennet und aus einer Kette von Sandbergen bestehet, die an mehreren Orten die Höhe von einigen hundert Fuß erreichen. Diese Landenge entbehret mit Ausnahme des Dorfes Rossitten, wo ein Akkerfeld und ein kleines Wäldchen befindlich sind, aller Vegetation: kein Akker, kein Baum, selbst kein Gemüsegärtchen ist hier vorhanden, und die Bewohner der sieben elenden Dörfer, die auf der Näherung sämmtlich an der Hasseite gelegen sind, nähren sich nur von der Fischerei. Eine traurigere Gegend muß es auf der ganzen Erde nicht geben, als hier. Nichts als Sand und Wasser: kein Baum der Schatten, keine Quelle die einen Labetrunk gewähret: nicht einmal ein grüner Wiesenflek ist hier anzutreffen, der das einförmige Weiß der kahlen Sandberge unterbricht. Wie hier Menschen wohnen können, ist mir unbegreiflich; doch zeiget auch ihr Ansehen, daß sie außer der Gestalt wenig mit andern Menschen gemein haben. Die Unfreundlichkeit in ihren Gesichtszügen, ihr Schmuz, die unverständliche, heulende Sprache — alles beweiset, daß sie auf der untersten Stufe der Menschheit stehen.

Der Weg geht längst dem Gestade der See, die mit vielen Schiffstrümmern bedekt ist. Ist die Reise schon an sich unangenehm, so wird sie es noch mehr durch den Anblik so vielen zerstörten Glükkes. Wie

mancher Hausvater verlor an dieser unwirthbaren Küste seinen ganzen Wohlstand; wie mancher Unglükliche büßte hier sein Leben ein? Dieser Gedanke versezte mich in eine wehmüthige Stimmung, die im Einklange mit dem dumpfen Schweigen der mich umgebenden reizlosen Natur stand, die hier dem Sterblichen zu zürnen scheinet.

Ich athmete wieder freier, als ich Schwarzort, die erste Poststation erreicht hatte und wieder unter Menschen kam; wiewohl diese Menschen zu den unfreundlichsten gehörten, die ich jemals in einer Posthalterei gefunden habe. Der Umstand, daß ich mit eignen Pferden fuhr, und mich nicht der Postpferde bediente, mochte ihnen wohl Ursache zum Verdruß gegeben haben: denn ich kann mich keines freundlichen Blikkes von ihnen rühmen, und unter zehen Fragen bekam ich auf neun keine Antwort. Das Essen war, wie der Kaffee, schlecht und übermäßig theuer, und an Wein und Bier fehlte es ganz. Daß diese Leute die Reisenden übertheuern, ist verzeihlich: denn was könnte sie in dieser öden Wüste zurük halten, wenn es nicht die Aussicht wäre, hier mehr als anderswo zu vortheilen? und am Ende ist man froh, wenn man für Geld nur etwas erhalten kann, sey es immerhin so theuer als es wolle; aber daß sie sich durch ihr unfreundliches Betragen um das Vergnügen der Unterhaltung bringen, das läßt vermuthen, die sie umgebende stiefmütterliche Natur habe sie gegen die Freuden der Geselligkeit gleichgültig gemacht.

Auf dem Wege von Schwarzort nach Nidden, hatte ich einen lächerlichen Auftritt. Ich schlenderte, um meinen Pferden die Last in dem tiefen Sande zu erleichtern, neben dem Strande hin und traf auf einen Fuhrmann, der mit einem Reisenden, den er, wie ich erfuhr, nach Memel bringen sollte, im heftigsten Streit begriffen war. Der Reisende war so aufgebracht, daß er den Fuhrmann prügeln wollte, was indessen meine Dazwischenkunft verhütete, die beide bewog, mich als Schiedsrichter ihres Streites anzurufen. Der Streit war folgender: der Fuhrmann behauptete, von der Stelle, auf der er stand, das Kap von Holland sehen zu können, was der Reisende für eine absolute Unmöglichkeit und die Behauptung für einen Spott hielt, mit dem der Hauderer sich habe über ihn lustig machen wollen. Meine Versicherung: daß sie beide Recht hätten, hätte mich beinahe mit beiden in Streit gebracht und nur mit Mühe konnte ich es dahin bringen, daß sie meine nähere Erklärung anhörten. Es tritt nämlich an der kurischen Grenze ein Vorgebirge in die See aus, welches das holländische Kap genannt wird; dieses konnte man von der Stelle, an der wir standen, allerdings sehen, es war daher ausgemacht, daß der Fuhrmann nicht die Absicht gehabt hatte, den Reisenden zum Besten zu haben; daß er es aber in seiner Einfalt wirklich für die holländische Küste hielt, war der mangelhaften geographischen Kenntniß ei-

nes Hauderers leicht zu verzeihen. Ich verließ sie, nachdem sie sich förmlich versöhnt hatten, zufrieden, daß es mir gelungen war, eine Schlägerei zu verhüten, die im Begriff war, zur Berichtigung ihrer geographischen Kenntnisse auszubrechen. Mir fielen dabei einige der neuern Philosophen ein!

Der Strand ist hier mit einer unzähligen Menge kleiner, bunter, runder Steine bedekt, die sich gegen den weißen Sand recht artig ausnehmen, da sie alle entweder hellroth, oder hochblau sind. Ich fand hier einige ziemlich große Stükke Bernstein, die leicht einige Dukaten werth seyn mochten; ich warf sie indessen ins Meer, da mir bekannt war, daß das Auflesen des Bernsteins, der ein Regale ist, eine harte Strafe nach sich ziehet und ich fürchtete, daß ein Andrer kommen könnte, der aus Unwissenheit oder Habsucht leicht zu seinem Schaden davon Gebrauch machen möchte. Da das Meer in dieser Gegend nur selten Bernstein auswirft, so sind hier keine Bernsteinfischer angestellt, daher gehet der auf dieses Gestade ausgeworfne Stein größtentheils verloren.

Spät am Abend erreichte ich Nidden, wo ich eine höchst einfache Bewirthung, aber einen recht freundlichen Wirth fand, der mich, bis das Abendessen bereitet war, ganz angenehm unterhielt, und mir über manches, die Näherung und ihre Bewohner Betreffende, eine befriedigende Auskunft gab. Da er nicht ohne einige Bildung war, so äußerte

ich mein Befremden darüber: daß er sich habe entschließen können, hier zu wohnen; doch er versicherte: er ziehe diesen Ort jedem andern in der Welt vor, da er hier geboren und erzogen, und, mit Ausnahme einer dreijährigen Abwesenheit auf der Universität zu Königsberg, seine ganze Lebenszeit auf dieser Sandwüste gewesen sey. Seine Hauptbeschäftigung sey die Fischerei, die er leidenschaftlich liebe; außer dem aber brächten ihm die durchreisenden Fremden viel Neuigkeiten, und von der Posthalterei hätte er einen nicht unbedeutenden Gewinn. Eine Szene aus seiner Lebensgeschichte ist zu karakteristisch, als daß ich sie Dir vorenthalten sollte; und da er sie mir, dem Unbekannten, ohne Bitte sie zu verschweigen, zum Besten gab, so mag er es mir nicht übel nehmen, wenn ich sie weiter erzähle. Ich bediene mich seiner eignen Worte.

„Ich hatte — erzählte er — drei Jahre lang in Königsberg studiert; nein, studiert hatte ich wohl nicht, aber ich war auf der Universität gewesen, als mein Vater, dessen Nachfolger in der Posthalterei ich werden sollte, mich nach Hause berief und mir ankündigte: daß ich heirathen müßte. Dagegen hatte ich wohl eigentlich nichts; aber daß er mich der Mühe überhoben hatte, mir selbst eine Braut auszusuchen, schien mir doch die Vorsorge ein wenig zu weit getrieben. Der Tag der Verlobung kam und mit ihm meine Braut, die ich noch

nie zuvor gesehen hatte, die mir also, obgleich sie kein unebnes Mädchen zu seyn schien, höchst zuwider war. Ich protestirte feierlichst dagegen, doch mein Vater versicherte: er würde mir einige Gründe angeben, die meinen Sinn ändern würden; nahm mich bei der Hand, führte mich in ein abgelegenes Zimmer, das er hinter sich verschloß, und nun die Gründe unter dem Rok hervor zog, die in nichts mehr und nichts minder, als einer tüchtigen Karbatsche bestanden, mit der er mir so unwiderleglich bewies, die Heirath sey zu meinem Vortheil, daß ich mich für überzeugt bekannte und keine Einwendung mehr gegen die Verlobung machte. Hinterher schien es mir aber grausam, meinen Willen unter die Gewalt der väterlichen Peitsche zu beugen; ich beschloß daher, der geschehenen Verlobung ohngeachtet, die mir aufgedrungene Braut nicht zu heirathen und erklärte dieses meinem Vater rund heraus. Er würdigte mich keiner Antwort, sandte mich aber bald darauf in Geschäften nach Memel, und bestimmte mir die Zeit meiner Rükkunft sehr genau. Nichts Böses ahnend kam ich zurük und fand das Haus voller Gäste, und den Pfarrer mich erwartend, die Trauung zu vollbringen. Mein Vater führte mich, den Ueberraschten, zur Braut, bat den Pfarrer, die Traungs-Zeremonie zu verrichten, und achtete nicht im Mindesten auf mein Sträuben. Statt des Jaworts sagte ich ein lautes Nein! bekam aber in diesem Augenblik von meinem

Vater eine so derbe Maulschelle, daß ich vor Schrekken mein Wort zurük nahm und „Ja“ sagte. So war ich denn, ohne meinen Willen und ehe ich zur Besinnung kam, verheirathet, und habe meinem Vater dankbare Thränen auf sein Grab geweint: denn er hat ein gutes Weib für mich gewählt, die noch jezt im Alter das Glük meines Lebens ausmacht.“

Nach einer in Nidden sanft durchschlafnen Nacht, wanderte ich, nachdem ich meine Pferde, die ich in dem tiefen Sande bald einzuholen hoffen durfte, schon eine Stunde früher vorausgeschikt hatte, längst dem Seestrande in der frischen Morgenkühle munter weiter. Ein heitrer Morgen ist allenthalben schön, selbst an dem öden Gestade des baltischen Meeres. Die eben aufgegangne Sonne spreitete ihr Feuergold über das Silber der mäßig hohen Wellen, deren sanftes Grün sich in weiter Ferne mit dem Lasur des Himmels vereinigte. Hoch am Horizont schwebten die weißen Segel einiger Schiffe, und nahe dem Ufer lag noch ein dünner Nebelschleier über den Wogen, der von einem sanftwehenden Wind nach und nach aufgerollt und entfernt wurde. Der leisrauschende Wellenschlag unterbrach nur kaum hörbar die tiefe Stille, die an diesem Strande herrschte und schien das Athmen der erwachenden Natur. Die höher hinaufsteigende Sonne verwischte die zarten Umrisse dieses lieblichen Natur-Gemäldes, und machte es zu einer lang-

weiligen, schülerhaften Klexerei. Der Nebel, aus dem sich die schaffende Phantasie abentheuerliche Gestalten bildete, war verschwunden, kein Schiff war zu sehen und statt der vergoldeten Silberfläche des Meeres, stellte sich nun das eintönige Grün des unermeßlichen Gewässers dem Auge dar. Du wirst Dich vielleicht wundern, daß ich den Anblik des ruhigen Meeres bei Tage langweilig finde, und gern will ich zugeben, daß diese unendliche Wassermasse für Viele auch in ihrer Ruhe eine erhabene Ansicht ist; indessen wer, wie ich, Jahre lang am Meeresgestade lebte, und mehrere Seereisen machte, der wird sehr gleichgültig dagegen. Doch bleibt der Aufgang, vorzüglich aber der Untergang der Sonne über dem Meere, oder dieses, wenn der Sturm die empörten Wogen zum Himmel schleudert, auch tausendmal gesehen, immer schön.

Die Sonne war mir heute der unangenehmste Reisegefährte von der Welt, der mir das Gehen bald verleidete und mich das Beschwerliche des Weges doppelt fühlen ließ. Der lokkere Sand wich bei jedem Tritt unter den Füßen; die Sonnenstrahlen, die von der weißen Sandfläche zurük geworfen wurden, machten die Hizze unerträglich und kein Lüftchen wehte dem Müden Erfrischung zu. Zwei Meilen war ich bereits gewandert, als es mir gelang, meinen Wagen zu erreichen, doch die Pferde bedurften der Ruhe so sehr, wie ich. Ich ließ sie eine halbe Stunde lang verschnaufen,

hielt während dieser Zeit ein stattliches Frühstük, und that denn, was auf diesem Wege beinahe ein jeder Reisender thut: ich überließ mich einem sanften Schlaf, während die Pferde im langsamen Schritt mich fortzogen. Wer hier der Neigung zum Schlaf widerstehen kann, dem werden auch bei Lesung des schaalsten Romanes, oder bei Anhörung der wäßrigsten Predigt die Augen nicht zufallen, und er ist entweder sehr geistreich, oder ein Dummkopf. Die einförmige Aussicht auf Sand und Wasser, der eintönige Wellenschlag des Meeres und der Schnekken gleich schleichende Gang des Wagens, vereinigen sich den Schlaf herbei zu lokken, der in diesem Erdstrich sein Hoflager aufgeschlagen zu haben scheint.

Ein Angstruf meines Kutschers wekte mich aus einem süßen Traume; ich fuhr aus dem Schlafe auf, und sah meine Pferde bis an den Kopf im Sande versunken. Der Kutscher hatte nämlich, um die Pferde zu erleichtern, aus dem tief ausgefahrnen Geleise gebogen und war in den Triebsand gerathen, in den sie, sobald sie ihn betraten, versanken.

Mir blieb nichts übrig, als nach dem Dorfe Rossitten zu gehen, um Leute zur Ausgrabung der Pferde herbei zu holen, die ich, nicht ohne viele Mühe, durch das Versprechen einer ansehnlichen Belohnung, dazu bewog. Ich mußte vier Thaler für das Aufgraben meiner Pferde geben, welches

freilich eine unerhörte Bezahlung war, indessen hatten sechs Menschen über drei Stunden lang volle Arbeit, ehe sie die Pferde aus dem Triebsand hervorbrachten. Da der Triebsand in der Regel auf dem festen Lande nicht statt findet, so vermuthe ich, daß Du keine Vorstellung davon hast, daher ich versuchen will, diese sonderbare, der kurischen Näherung, eigne Erscheinung Dir anschaulich zu machen.

Mitten auf dem Sande, oft in großer Entfernung von der See, giebt es Stellen, die, wenn ein Mensch oder ein Thier sie betritt, plözlich einsinken, und gleich einer Fallgrube jeden festen Körper versenken. In dem Augenblik des Versinkens tritt eine Menge Wasser hervor, und nun ist die Stelle so fest, daß man mit Kanonen darüber wegfahren könnte. Sehr oft geschehen hier Unglüksfälle; es versinken Menschen, Wagen und Pferde, ohne daß man weiß, wo sie geblieben sind: nur selten wird ein Versunkner noch gerettet und die Leute, die meinen Pferden zu Hilfe kamen, wunderten sich, daß diese noch den Kopf über dem Sande behalten hatten. Vor einigen Jahren versank eines Beamten Tochter aus Memel vor den Augen ihrer Gespielinnen, deren Leichnam, alles Nachgrabens ohngeachtet, nie mehr gefunden werden konnte. So viel mir bekannt ist, hat noch kein Naturforscher sich die Mühe gegeben, den Ursprung dieses Triebsandes zu untersuchen: vielleicht

gebe ich durch gegenwärtige Erzählung des mich betroffnen Unfalls die Veranlassung dazu.

Der Himmel fing am Abend an sich zu beziehen; unzählbare Schaaren von Seemöven flogen mit gellendem Geschrei über dem Hafe, welches ein untrügliches Zeichen eines nahen Seesturms ist, daher ich beschloß, bis zum Mittage des folgenden Tages in Rossitten zu verweilen, um diese erhabne Naturszene hier mit anzusehen. Was ich erwartet hatte, erfolgte; schon in der Nacht wehete ein starker Wind, der des Morgens zum Sturm geworden war; daher ich einen Führer mitnahm und mich nach dem höchsten Berge bringen ließ, um von da aus die Gegend und das empörte Meer zu beschauen.

Ein schauderhaft großer Anblik entfaltete sich vor meinen Blikken. Vor mir das unermeßliche Meer, das die Farbe des schwarzbewölkten Himmels angenommen hatte, und wild rollende Wogen, mit schäumendem Gischt, wüthend zu den Wolken thürmte, dessen klaffende Wasserberge den schmalen Landstrich zu verschlingen drohten, gegen den sie laut donnernd anprallten. Von beiden Seiten dehnte sich die weiße Bergkette in einer Länge von acht Meilen sichtbar aus, und hinter mir lag das wellenlose Haf, gleich einem Spiegel; nur in großer Ferne von der kaum sichtbaren Küste von Lithauen begrenzt. Der Berg, auf dem ich stand, war mehrere hundert Fuß hoch, deshalb war der

Anblik auf das Meer um so schauderhafter. Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich eine neue Gefahr, in die hier der unwissende Wanderer gerathen kann, die zu vermeiden mich mein Führer lehrte. Ich wollte nämlich von dem Berge, der von oben bis unten zu eine Sandmasse war, in gerader Richtung zurük gehen, indessen mein Führer bewies mir: daß ich auf diesem Wege ohnfehlbar in einen, wenigstens hundert und funfzig Fuß tiefen Abgrund stürzen würde. Der Sand hat eine blendend weiße Farbe, die eine optische Täuschung hervorbringt, so daß man eine beinahe senkrechte Abstufung übersieht, die hier vielleicht der Wind allmählig ausgewehet hat. Um mich davon zu überführen, stekte er auf dem Gipfel des Berges einen Stok in den Sand, und wir gingen von der Seite herunter, wo ich dann den Stok beinahe senkrecht über mir stehen sahe.

Rossitten liegt auf einer Halbinsel, die ins Haf hineingehet und hat etwas Akkerland, auch ein kleines, aus verkrüppelten Eichen und Fichten bestehendes, Wäldchen, das auf der ganzen Landzunge das einzige ist. Früher ist ein großer Theil der Näherung mit Fichten bestanden gewesen, man beging aber die Unvorsichtigkeit, einen Theil davon auszuhölzen, worauf denn der übrige Wald, bis auf diesen armseligen Rest, versandete. Die Versandung nimmt überhaupt hier so unglaublich überhand, daß vielleicht bald auch dieses Dorf nicht

mehr seyn wird: denn beinahe täglich bedekt der Sand etwas von der geringen Fläche, auf der der Akkerbau getrieben wird, und da er durch den Wind und den Regen von den hohen Bergen herab getrieben wird, so hilft keine Verzäunung dagegen. Auf diese Weise ist schon das Dorf Lattenwalde ganz und gar versandet, so daß keine Spur davon zu finden ist; und von dem Dorfe Kunzen stehen nur noch ein paar den Einsturz drohende Hütten; die Kirche, die Pfarrerwohnung und die mehresten Gebäude dieses Ortes sind bereits tief im Sande vergraben.

Der Pfarrer dieser Gemeinde, der seit dem Verschwinden des Dorfes Kunzen in Rossitten wohnet, hält hier in einer Art von Scheune die Religions-Uebungen. Er hat den elendesten Posten im ganzen Lande und kaum so viel Einkommen, als er bedarf, um sein freudenleeres Daseyn kümmerlich zu fristen. Seine Hauptnahrung bestehet aus Fischen und Krähenfleisch, welches übrigens gar nicht übel schmekken soll. Die Krähen sind hier in großer Menge und werden für einen Lekkerbissen gehalten, da es hier an andern Fleischarten gänzlich mangelt. Einen Theil seines Einkommens erwirbt der Pastor durch den Krammetsvogelfang, den er in dem kleinen, bei Rossiten liegenden Walde treibet, und der hier ziemlich ergiebig seyn soll. Er sendet die gefangnen Vögel zum Verkauf nach Königsberg.

Die Dienstgeschäfte dieses Geistlichen hören im

Sommer gewöhnlich ganz auf, denn alle seine Eingepfarrten, mit Ausschluß der vier Posthalter und einiger Akkerwirthe in Rossitten, besteigen im Frühjahr mit allen ihren Hausgenossen ihre Fahrzeuge, und fahren auf die andre Seite des Hafs, wo sie die Fischerei treiben und nicht früher als im Spätherbst zurükkehren. Die unter dieser Zeit gebornen Kinder bleiben bis zur Rükkehr ungetauft, auch die Kommunionen und die Trauungen bleiben bis zur Rükkunft ausgesezt, und alle diese gottesdienstliche Handlungen werden von dem Prediger auf einmal in ein paar Tagen verrichtet. In dem Dorfe Sarkau ist eine Kirche, die ein Filial von Rossitten ist und von dem hiesigen Prediger versehen wird. Diese Kirche hat keine Thüren, sondern nur zwei mit Schiebern versehene Löcher, durch welche die dortige christliche Gemeinde durchkriecht, da man, um das Eindringen des Sandes zu verhüten, sich keiner Thüren bedienen darf. Ferner sind hier zwei Kanzeln, die eine nach der Hafseite, die andre nach der Seeseite zu, die der Pfarrer nach Maaßgabe des eben wehenden Windes besteiget. Denn er muß den Wind im Rükken haben, da ihm sonst der feine Sand, der durch das hölzerne Gebäude dringt, in die Augen stäuben würde.

Zwischen Rossitten und Sarkau traf ich eine so ungeheure Menge von Seemöven an, daß bei ihrem Auffliegen die Sonne beinahe verfinstert wurde; es waren gewiß einige Millionen beisammen.

Ehe sie aufflogen, bemerkte ich in ihrer Mitte einige Raben, die in friedlicher Eintracht beisammen saßen: wahrscheinlich treibt der Mangel an Nahrung diese einsamen Vögel an, sich zu den Möven zu gesellen.

In der Nähe von Sarkau hat die Näherung eine flache Stelle, an der das Meer schon einigemal in das Haf über getreten ist. Man hat dieser Ueberschwemmung, die den Weg nach Memel unterbricht, durch Dämmungen vorzubeugen gesucht, doch, wie mir scheint, nicht hinreichend, denn die See drang jezt schon bis an den Rand der Dämme, obwohl noch kein sogenannter Kuhsturm wehte. Sollte das Meer hier einmal einen bedeutenden Durchbruch machen, so würde das Unglük für das Marschland von Lithauen grenzenlos seyn.

Die Näherung hat ihr Entstehen ohne Zweifel einer gewaltsamen Natur-Revolution zu danken, und verdient in dieser Hinsicht wohl die Beachtung der Naturforscher. Alte Chroniken sagen: daß sie im Jahr 1190 nach einem zwölfjährigen Sturm entstanden seyn soll, der beständig aus einem Himmelstrich gewehet hat. Die liefländischen Chroniken, in so weit ich sie kenne, erwähnen nichts davon; Preußen war um diese Zeit noch nicht von den Rittern erobert, hatte also auch noch keine Geschichtschreiber, und da die deutschen Ritter erst 1230, also vierzig Jahre später, ins Land kamen, so konnten diese höchstens durch Sagen etwas von dem Ent-

stehen dieser Landzunge erfahren. Daher ist der zwölfjährige Sturm, in Ermanglung glaubwürdiger Zeugnisse, billig zu bezweifeln. Bischof Christians, des ältesten preußischen Geschichtschreibers, Chronik habe ich nicht gelesen; ist diese seltne Handschrift, wie ich hoffe, in Königsberg zu finden, so will ich sie nachschlagen; vielleicht giebt diese Auskunft darüber, da Bischof Christian noch ein Zeitgenosse dieser Naturbegebenheit war, wenn sie anders sich in dem angegebenen Jahre zutrug.

Bei Sarkau fängt endlich ein großer Tannenwald an, der die öde Sandwüste unterbricht, die bei Kranz, einem ansehnlichen, mit einem guten Wirthshause versehenen Dorfe, ganz aufhöret. Ich hatte ein ganz eignes Gefühl, als ich die Näherung mir im Rükken sah, und mich wieder unter freundlichen, guten Menschen befand, unter denen ich die Sandwüste mit ihren Halbwilden vergessen konnte. Ein wohlbereitetes Abendessen, bei dem unter andern auch so eben gefangene gesottene Häringe, die man hier Strömlinge nennt, aufgesezt wurden, labte mich in Kranz, und nachdem ich noch in der See gebadet hatte, legte ich mich frühe zu Bette, um am andern Tage bei guter Zeit in Königsberg eintreffen zu können.

Von Kranz aus wird die Gegend sehr fruchtbar; sie wechselt angenehm mit Wiesen, Fruchtfeldern, Landsizzen und Wäldern ab, und früher, als ich es glaubte, war ich in Trutenau, einem ansehnlichen

Landgute, mit einer großen Papiermühle. Die Mühle sowohl, als auch die Fabrikantenhäuser liegen höchst malerisch, und machen mit ihrem rothen Anpuz, gegen die dunkeln Wälder und den blauen See, dessen Wasser die Mühlenwerke treibet, einen angenehmen Gegensaz. Neben dem Hauptgebäude der Fabrik liegt ein hoher, mit Eichen bewachsener, Berg, und hinter diesem ein bedentend tiefes Thal, in welches der Mühlenfluß sich mit Gebrause hinunter wälzet. Die Mühlenwerke sind ganz vorzüglich, doch das hier verfertigte Papier ist nicht rein weiß; was man dem Wasser zuschreibt. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, bläuet man die feineren Sorten, doch kommen sie dem guten weißen, holländischen Papier nicht gleich. Man verfertigt hier auch die englischen Preßspäne, die den Tuchfabrikanten zur Appretur des Tuches unentbehrlich sind, und hält die Verfertigung für ein Geheimniß, daher man mir nicht gestattete, die Maschinerie davon zu sehen. Der Besizzer dieser Fabrik, Herr D^r. Jachmann, ein geschäzter Gelehrter, war nicht anwesend, daher beschied ich mich von selbst, daß mir dessen Hausoffizianten ohne seine Erlaubniß nicht die Besichtigung der Werke erlauben konnten. Der Erfinder dieser Fabrikation für Preußen, Namens Kanter, machte viele Reisen, um einer ausländischen Fabrik die nöthigen Handgriffe abzusehen, da ihm dieses aber nicht gelang, so machte er selbst unzählige Versuche, bei denen er sein Vermögen und 14,000 Rthlr., die

ihm Friedrich der Große dazu schenkte, verwandte. Endlich hatte er die Verfahrungsart entdekt, und zwar in solcher Vollendung, daß die hier verfertigten Preßspäne selbst von den englischen Fabrikanten begehret und den Aachner Spänen bei weitem vorgezogen wurden; doch zog er wenig Nuzzen aus der Entdekkung: denn er lebte nicht lange genug, um einen Ersaz für sein zugeseztes Vermögen zu erhalten; dafür genießen nun seine Erben die Früchte seines Nachdenkens und seines Fleißes.

Vierter Brief.

Quedenau. — Ansicht von Königsberg. — Wiederfinden. — Nachrichten von der Gründung der Stadt. — Größe. — Bauart. — Miethspreise der Wohnungen.

Auf dem Wege von Trutenau nach Königsberg liegt an dem Dorfe Quedenau ein einzelner Berg, der zur Zeit der Eroberung Preußens durch die deutschen Ritter der Siz einer vornehmen preussischen Familie und stark befestigt war. Ich bestieg diesen Berg, konnte aber keine Spur einer ehemaligen Befestigung darauf entdekken. Der Berg ist zwar sandig, aber nicht ohne alle Vegetation, daher er mit Nadelholz bepflanzt seyn könnte; daß man ihn hier so nahe an der Hauptstadt ganz unbenuzt liegen läßt, giebt kein vortheilhaftes Zeugniß des Fleißes für die Bewohner; wenn anders nicht auch hier die leidige Gemeindehut der Kultur im Wege stehet. Von dieser Anhöhe, die noch eine halbe Meile von Königsberg entfernt ist, konnte ich diese große Stadt mit ihren Thürmen ganz übersehen. Sie nimmt sich von hier gesehen gut aus und scheint einen bedeutenden Umfang zu haben. Auf dem übrigen Theil des Weges von hier nach der Stadt, quälte mich die Ungedult, mein Reiseziel zu erreichen, nicht wenig, denn die Pferde, die die vorigen Tage stark angegriffen worden waren, mußten jezt geschont werden; ich konnte daher nur langsam fahren und die zwar

gut angebaute, aber flache und karakterlose Gegend bot mir keine Gegenstände zur Zerstreuung dar. Endlich hatte ich das erbärmliche, baufällige und einer Hauptstadt ganz unwürdige roßgartensche Thor erreicht, und langte, nachdem ich noch eine gute halbe Stunde gefahren war, in dem Gasthofe zum deutschen Haus an.

Dieser Gasthof war mir in Memel empfohlen worden, und wirklich hatte ich alle Ursache, mit dem Zimmer, mit der Bedienung und mit den Möbeln zufrieden zu seyn. Doch war ich in dem Irrthum, daß er am Ende der Stadt lag, und war deßhalb ein wenig unwillig über seine Lage, indessen, ich mußte zu meinem Erstaunen hören, daß er gerade mitten in der Stadt lieget, die also einen unermeßlichen Umfang haben muß.

Nachdem ich dem Magen sein Recht angethan, und mich ein wenig ins Feine geworfen hatte, wollte ich gehen, um einige Empfehlungen abzugeben; doch der Wirth, ein artiger Mann, widerrieth es mir, da ich heute — es war Sonnabend — nirgends willkommen seyn würde. Denn an diesem Tage hätten gewöhnlich die christlichen Kaufmannshäuser ihre Kassenabschlüsse; überdem aber sey es der allgemeine Zimmerwaschtag und niemand, den nicht dringende Geschäfte an das Schreibepult fesseln, zu Hause anzutreffen. Am Sonntage ist es unschiklich, Visitten zu machen, ich bin daher noch zwei Tage lang mir selbst überlassen, die ich dazu

anwenden will, die Stadt zu durchstreifen, um das Aeußere kennen zu lernen, damit ich mich künftig ohne Führer zurecht finden kann. Dieser Brief ist noch zu kurz für Deine Wißbegierde, ich breche daher, da ich gegenwärtig Dich mit nichts Merkwürdigem zu unterhalten weiß, ab, ohne ihn zu schließen; so bald ich Dir etwas Erzählenswerthes zu melden habe, sezze ich ihn fort.

Zur Fortsezzung. Ich bin so glüklich gewesen, meinem Reisegefährten von dem Kreuzzuge durch die lithauische Niederung zu begegnen, welches mir höchst erfreulich ist, da ich leider seine Adresse verloren hatte. Der gefällige Mann hat versprochen, mich mit allen Merkwürdigkeiten dieser Stadt bekannt zu machen; wir haben auch bereits Verschiedenes gesehen, und bei der großen Ausdehnung des Orts unsre beiderseitige Virtuosität im Gehen anerkannt. Was ich bis jezt erfahren und gesehen habe, erfährst Du nachstehend.

Königsberg dankt seine Entstehung dem Könige von Böhmen Ottokar, der hier, an der Stelle einer altpreußischen Befestigung, eine Burg erbaute, die im Jahr 1255 beendet, und, dem königlichen Stifter zu Ehren, Königsberg genannt wurde. Die bequeme Lage an einem schiffbaren Strom veranlaßte mehrere deutsche Kolonisten, unter den Mauren der stattlichen Burg, und von ihren tapfern Bewohnern beschüzt, eine Stadt anzulegen, die mit Mauren und Thürmen umgeben, mit schäzbaren

Privilegien ausgestattet und nach der Burg benennet wurde. Nicht lange darnach wurde auf einer dicht an dieser Stadt gelegenen Insel eine zweite Stadt angelegt, und ein Jahrhundert später die dritte. Diese drei Städte, wiewohl sie nur durch den Pregel und durch Mauren von einander getrennt waren, und den deutschen Orden für ihren Landesherren erkannten, hatten doch nichts mit einander gemein; im Gegentheil hatte jede davon ihren besondern Magistrat, auch führten sie mit einander blutige Kriege. Später wurden um diese drei Städte nach und nach vierzehn Vorstädte angelegt, und im siebenzehnten Jahrhundert um die gesammten Städte ein Erdwall gezogen, doch waren sie bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts so scharf von einander getrennt, daß, wer in der einen Stadt, oder den dazu gehörigen Vorstädten, das Bürgerrecht erhielt, es in der andern nicht haben konnte. So durfte auch, wer in der einen Stadt ein Gewerbe trieb, dieß durchaus in der andern nicht treiben. Erst in den neueren Zeiten ist diese lächerliche Boksbeutelei abgeschafft, und alle Städte stehen unter Einem Magistrat. Die drei Städte heißen die Altstadt, der Kneiphoff — von dem niederdeutschen Ausdruk Kniepab, oder kneife ab, da diese Stadt eine Insel und gleichsam abgekniffen ist — und der Löbenicht. Lezterer Name ist auch niederdeutschen Ursprunges von Glewe nicht, oder: glaube nicht; einer Aeußerung des damaligen Land-

meisters, als ihm gemeldet wurde, daß sich ohne sein Wissen einige Kolonisten anfingen niederzulassen.

Der Stadtwall hat zwei deutsche Meilen im Umfange, aber bei dieser bedeutenden Größe zählt man hier nur 60,000 Einwohner; daher, wie natürlich, viele unbebaute Pläzze hier befindlich sind.

Der erste Eindruk, den diese weitläuftige Stadt macht, ist keinesweges vortheilhaft: denn sie hat krumme, winklichte Straßen, von denen mehrere, besonders mitten in der Stadt, sehr enge sind, ist bergigt und hat mit Ausnahme des Paradeplazzes, der aber noch großentheils unbebauet ist, keinen öffentlichen Plaz von einigem Ansehen. Palläste, die diesen Namen verdienen, sind hier nicht vorhanden, und fehlt es auch nicht an mehreren, in einem edlern Styl erbauten Häusern, so ist doch die größere Anzahl entweder alt, noch aus den Zeiten der Hansa her, oder in einem phantastischen Geschmak nach dem augenbliklichen Bedürfniß des Besizzers, ohne alle Berüksichtigung der Symetrie, gebaut. Gerade im Mittelpunkt der Stadt sind die engsten, dunkelsten Straßen und die geschmaklosesten Häuser, von denen die mehresten das Privilegium zu dem so feuergefährlichen Gewerbe der Bierbrauerei haben. Wäre dieses eine neue Einrichtung, so würde es abgeschmakt seyn; indessen die Privilegien sind früher ertheilet worden, als die Vorstädte angelegt wurden, und da die Bier-

brauerei ein sehr wichtiger Nahrungszweig ist, so ist so leicht keine Entschädigung dafür auszumitteln, wenn man den Besizzern der Brauhäuser ihre Gerechtsame entreißen wollte. Die Mühlen sind hier, wie in Hamburg, großentheils mitten in der Stadt und wunderlich genug kommt es einem Fremden vor, wenn er hier zu einer Wassermühle bergan steigen muß, welches daher kommt, weil der Teich, der die Mühlen bespeiset, beträchtlich höher als die Stadt lieget.

Das Steinpflaster ist schlecht, die ungleichen Steine machen einen unsichern Tritt, daher man, bis man daran gewöhnt ist, sehr leicht ermüdet wird. Von Trottoirs weiß man hier nichts, auch sind sie nicht füglich anzulegen; einmal, weil es an Quadersteinen mangelt, die alle bis von Schweden hergebracht werden müssen, dann aber hat hier jedes Haus eine Treppe von einigen Stufen vor der Thüre, die gewöhnlich bis an den Rinnstok gehet.

Die Gegenden der Stadt, in denen die Kaufleute wohnen, wo der Hafen, die Börse, die Bank und die großen Waarenlager sind; ferner die zunächst dem Schlosse gelegnen Straßen, wie auch der Steindamm, der Roßgarten, ein Theil des Sonkheims — leztere sind hiesige Vorstädte — sind sehr lebhaft und erinnern mich jeden Augenblik daran, daß ich in einer bedeutenden Handelsstadt bin; dagegen andre Stadttheile, als der Tragheim, der neue Roßgarten, die Laake sind so öde, daß

man oft ganz menschenleere Straßen findet. Bei der großen Ausdehnung der Stadt, die selbst Aekker, Wiesen, Teiche und eine Menge Gärten in ihren Mauren enthält, ist dieses nicht anders möglich. Das Geschäft treibende Publikum ziehet sich nach dem Mittelpunkt der Stadt, um nicht durch weite Gänge zu viel Zeit zu versplittern, dagegen die Handwerker, die eine sizzende Beschäftigung haben, die Gärtner um ihrer Gärten willen, einsame Jungfrauen — aus Bescheidenheit und der Adel, dem es nicht darauf ankömmt, ein halb Duzzend Füße mehr in Bewegung zu sezzen, die entfernten Vorstädte zum Wohnsiz wählen, wo es sich freier, ruhiger, unbemerkter und angenehmer wohnet. Die Wohnungen sollen daher mitten in der Stadt auch dreimal theurer, wie in den entlegenen Straßen der Vorstadt seyn. Doch sind sie hier, wie mein Freund versichert, überhaupt nicht kostspielig, denn für zweihundert Thaler hat man hier ein recht anständiges Logis von mehrern Zimmern für eine ganze Familie; wer aber 300 Thaler zahlet, der wohnet prächtig und so gut, wie in Riga für 1500 Silberrubel.

Fünfter Brief.

Das Schloß. — Anekdoten. — Rustan. — Murat. — Widerruf einer Trostpredigt. — Aussicht vom Schloßthurm. — Das Blutgericht im Weinkeller. — Heimliche Schädelstätte. — Einsturz des Schlosses. — Der Dom. — Grabmähler. — Fürstengruft. — Universitätsgebäude. — Freistätte. — Andere Kirchen. — Christusbild. — Großes Schauspielhaus. — Das alte Schauspielhaus. — Inschriften. — Börse. — Kneiphöfisches Rathhaus. — Andere öffentliche Gebäude.

Meine Kreditbriefe haben mir hier eine ausgezeichnete Aufnahme verschaft, die mir das Leben recht angenehm macht, so daß mir billiger Weise nichts zu wünschen übrig bleibt, als höchstens ein wenig mehr Ruhe, denn des Guten wird mir beinahe zuviel. Ich könnte Dir schon Manches über die hiesigen Einwohner, über ihren Karakter, über ihre Lebensweise, Sitten und Gewohnheiten schreiben, denn ich bin täglich von Ein Uhr des Mittags bis um zwölf Uhr des Nachts in Gesellschaft; auch habe ich schon manche interessante Bekanntschaft gemacht, daher es mir nicht an Gelegenheit fehlt, Beobachtungen zu machen; demohngeachtet halte ich mein Urtheil noch zurük, da ich weiß, wie schwer es ist, die Eigenthümlichkeiten der Menschen richtig aufzufassen, und ihren Karakter kennen zu lernen, da sie sich in der Regel dem Fremden nur im Sonntagsputz zeigen, unter dem sie ihre Thorheiten, Fehler und

Eigenheiten zu verbergen wissen. Aus diesem Grunde also noch nichts von ihnen, dagegen mache ich Dich aber mit den Sehenswürdigkeiten Königsbergs bekannt.

Das hiesige Schloß habe ich durch die Gefälligkeit des Herrn R**, der mit dem Kastellan bekannt ist, mit allen seinen Sälen und Gemächern, in so weit diese zugänglich sind, kennen lernen und die Mühe nicht gescheuet, beinahe einen ganzen Tag hindurch die vielen Treppen zu steigen, um einen Begriff von diesem sonderbaren Gebäude zu bekommen, obgleich ich vorher wußte, daß ich wenig einzeln ausgezeichnet Merkwürdiges finden würde.

Das Aeußere dieser großen Steinmasse ist eine Musterkarte von den Bauarten der lezten fünf Jahrhunderte, die nach und nach auf das Abentheuerlichste an einander gekittet sind. Der eine Flügel stehet noch unverändert so, mit seinen Thürmen und Burgverließen, wie er im dreizehnten Jahrhundert erbauet worden ist; ihm gegenüber ist eine Seite von Markgraf Albrecht im sechzehnten Jahrhundert aufgeführt; die Kirche, die die nördliche Seite einnimmt, ist im siebenzehnten, der ihr gegenüber stehende Flügel aber theils im vierzehnten, theils im achtzehnten Jahrhundert errichtet. Das Ganze schließet das vor ohngefähr vier Jahren fertig gewordene Oberlandes-Gerichtsgebäude, welches ohnstreitig der schlechteste Theil des Schlosses, und so geschmakwidrig ist, daß ich die Sünden des Baumei-

sters gegen den guten Styl nicht auf mein Gewissen nehmen möchte. Der Theil des Schlosses, den Friedrich I dieser Pracht liebende Fürst, bauen ließ, ist geschmakvoll im guten französischen Styl. Doch ist der Plan, nach welchem das Schloß eines der prächtigsten Gebäude geworden wäre, nur kleinsten Theils ausgeführt. Es ist noch ohne Anpuz und siehet, da es von rothen Bakſteinen aufgeführet ist, die Ausladungen, Brüstungen und Gesimse aber aus grauem Sandstein bestehen, etwas bunt aus.

In diesem Flügel, der ein an das große geschlossene Vierek des Schlosses angeseztes Dreiek bildet, ist in den beiden untersten Stokwerken der Siz der königlichen Regierung von Ostpreußen, auch befinden sich hier alle Hauptlandeskassen. Im dritten Stok sind die königlichen Zimmer, die sehr einfach möbliret, zum Theil ohne Tapeten sind und durch nichts verrathen, daß hier ein großes Königspaar lange wohnte. Ausgezeichnet schön ist die Aussicht aus diesen Gemächern über einen großen Theil der Stadt und des Hafens. Ein paar Anekdoten, die mir der Kastellan bei Gelegenheit der Besichtigung dieser Zimmer erzählte, will ich Dir, da sie zum Theil ein Beitrag zur Karakteristik bekannter Personen sind, mittheilen.

Die Könige von Preußen müssen bei ihrem Regierungsantritt die Erbhuldigung persönlich in Königsberg einnehmen, und wohnen dann während den wenigen Tagen ihres hiesigen Aufenthalts auf dem

Schlosse. Bekanntlich gehört Sparsamkeit zu den Grundsäzzen dieses Fürstenstammes, daher denn auch für die kurze Dauer der Anwesenheit der Monarchen keine besondere Möbeln angeschafft, sondern von den reichsten Einwohnern der Stadt hergeliehen werden. Als Friedrich Wilhelm II. hier die Huldigung annehmen wollte, glaubten sich die Juden, die dieser König nicht wohl leiden mochte, in Gunst zu sezzen, wenn sie es übernähmen, die königlichen Gemächer auszuzieren, welches ihnen die hiesige Regierung, die des Königs Abneigung gegen die Kinder Israel nicht kannte, gerne gestattete. Nur zwei Tage vor des Königs Ankunft traf der Hofmarschall ein, fand die Einrichtung der Gemächer sehr schön und brach in Lobeserhebungen darüber aus. Da wurde ihm gemeldet, daß die Juden sich dieses Verdienst erworben hätten, und schon naheten sich ihm einige, um die verhoffte Belohnung in Empfang zu nehmen; wie wurden sie aber überrascht, als er den Befehl gab: ohne allen Aufenthalt die Möbeln wegzuschaffen und andere zu besorgen. So kurz die Zeit auch war, mußte diesem Befehl gehorsamt werden, worüber die christlichen Kaufleute so erfreut, wie die Juden betrübt gewesen seyn sollen; wiewohl die Folgerungen, die man von beiden Theilen hieraus machte, unrichtig waren, wie die Zeit gelehrt hat.

Bei der Anwesenheit des jezzigen Königs und der Königin im Jahr 1807, wetteiferten die reichsten

Partikuliers, die kostbarsten Möbeln ins Schloß zu liefern, und unter andern gab der Kaufmann Herr D** ein vorzüglich schönes Bett von Ebenholz, das auf vier Löwen von Bronze ruhete, zum Gebrauch für die Königin her. Dieses Bett stand mit den andern Sachen noch, als die Franzosen die Stadt einnahmen, und man das Schloß zum Empfange Napoleons einrichtete. Herr D** erschien jezt in Begleitung einiger Träger und forderte sein Bett zurük. Man verweigerte ihm die Herausgabe und stellte ihm vor, daß Napoleon selbst in dem Bett schlafen sollte; doch er äußerte: daß, ehe er es zugebe, daß in dem Bett, in dem seine Königin geruhet hätte, ein Tyrann schlafen solle, er es in Stükken zertrümmern wolle. Er machte wirklich Anstalt dazu, seine Drohung zu erfüllen, und man mußte, um Aufsehen zu verhüten, dem Willen des Patrioten nachgeben.

Napoleon ließ bei seiner Anwesenheit alle Schloßthore mit Wachen besezzen, und niemand wurde in den innern Schloßhof gelassen, obgleich ein sehr lebhafter Fahrweg durchgeht, der nun dadurch gesperrt wurde.

Rustan, der Leibmammeluk Napoleons, trank gern Bier und rauchte leidenschaftlich Tabak, wodurch sich der Kastellan, der ihn damit versorgte, bei ihm in Gunst sezte, ohnehin, da er ihm, dem Unbeschäftigten, öfter Gesellschaft leistete. Rustan wollte dankbar seyn und warnte den Kastellan vor

den Bedienten des Napoleons, die sich gewöhnlich, wo sie hinkamen, das Silberzeug zuzueignen pflegten. Der Kastellan, dem alles Silberwerk, das die Stadt für Napoleons Tafel hergegeben hatte, zur Obhut anvertrauet war, ging in das Tafelzimmer, wo man eben abgegessen hatte und sah mit Schrekken, daß eine bedeutende Menge davon fehlte. Er klagte Rustan seine Noth und dieser gab ihm den Rath: sogleich alle zunächst dem Speisesaal befindlichen Zimmer zu verschließen, und genau nachzusuchen, wodurch es ihm vielleicht gelingen würde, Einiges davon wieder zu erhalten, da die Diebe wohl noch schwerlich Zeit gehabt hätten, es wegzubringen. Er befolgte den Rath, und wirklich fand er vieles davon in den Kaminen und Oefen verstekt; doch Einiges, was leicht in den Taschen fortzubringen war, blieb verschwunden. Wie der Herr, so die Diener!

Murat stieg auch bei seiner Flucht aus Rußland im Schlosse ab, und schien sich vorgenommen zu haben, einige Tage in Königsberg zu verweilen. Ein königsberger Bürger hatte seinem Hasse gegen die Franzosen Worte gegeben, und wurde sogleich auf Befehl der flüchtigen Majestät, der dieses gemeldet worden war, fest genommen und zum Erschießen verurtheilt. Dies hörend, versammelten sich die Bürger in großer Anzahl um das Schloß, und machten Miene, den Verhafteten mit Gewalt zu befreien, wodurch denn der Theaterkönig bewo-

gen wurde, den Gefangnen frei zu lassen und sich selbst aufs Eiligste aus dem Staube zu machen; doch soll er in Elbing geäußert haben: es thäte ihm leid, nicht den Befehl gegeben zu haben, Königsberg zu verbrennen.

Der von dem Markgraf Albrecht erbaute Flügel des Schlosses, wird von dem Landhofmeister und Oberpräsidenten von Auerswald bewohnt, daher ich das Innere davon nicht gesehen habe; es soll viele Säle und schön eingerichtete Gemächer enthalten, und überhaupt der wohnlichste Theil der Burg seyn.

In der nördlichen Seite ist unter der Erde ein ungeheurer Weinkeller, wegen seiner Größe merkwürdig und von einem Kaufmann zum Weinlager benuzt. In zwei ungewöhnlich großen Thürmen dieser Seite sind schauderhafte Gefängnisse, sie stehen aber alle leer, da die hiesige menschliche Regierung sich nicht entschließen kann, die Verbrecher durch einen grausenhaften Aufenthaltsort zu quälen. Der Raum auf ebner Erde wird als Zeughaus benuzt; er ist durch eine Durchfahrt getrennt, die auf den innern Schloßhof führet. Die Kirche ist darüber im zweiten Stok. Sie ist einfach, aber geschmakvoll, und die königliche Betloge sehr reich verzieret. An der Emporkirche sind die Wappen der Ritter des schwarzen Adlerordens, die Friedrich I. an seinem Krönungstage machte, aufgehängt. Er wurde in dieser Kirche gesalbt und sezte sich selbst mit eignen Händen die Krone auf.

In dieser Kirche war es, wo im siebenjährigen Kriege der Oberhofprediger Arnold eine Trost-predigt hielt, in der er der Russen, die zu der Zeit viele Grausamkeiten in Preußen ausgeübt haben sollen, nicht zum Besten gedachte. Der russische Gouverneur nahm dieses übel und wollte diesen vornehmen Geistlichen, ohne weiteres, gefangen nehmen lassen und nach St. Petersburg schikken; wo er dann wohl die Reise nach Sibirien hätte machen dürfen. Doch der Magistrat brachte es durch seine Fürbitte dahin, daß ihm sein Vergehen verziehen werden sollte, wenn er den nächsten Sonntag seine gehaltene Predigt widerrufen würde. Dieses kam dem patriotischen Geistlichen sehr sauer an, jedoch was half es! seine Wohlfahrt stand auf dem Spiel, und er mußte sich dazu entschließen. Der Sonntag kam, die Kirche war zum Brechen gefüllt, der Gouverneur war selbst in der königlichen Loge und alles in der gespanntesten Erwartung. Der Oberhofprediger betrat bleich und mit verhaltenem Gram die Kanzel, fing das Eingangsgebet an und wollte eben den beschämenden Widerruf beginnen, als sich die Kirche mit Dampf füllte und man von allen Seiten: „Feuer, Feuer!“ rief. Alles stürzte voller Angst aus der Kirche, der Gouverneur eilte, um sich durch eine nach seinen Zimmern führende Galerie zu retten, die Andacht war beendigt und der Prediger des Widerrufs überhoben; aber es verloren mehrere Personen, bei dieser Gelegenheit,

im Gedränge das Leben. Der Dampf war von einigen Studierenden, die dem Oberhofprediger die Beschämung ersparen wollten, durch Pulver und Kolofonium erreget worden. Daß man die Sache jezt so auf sich beruhen ließ, zeigt für die Menschlichkeit des russischen Befehlshabers.

Im dritten Stok ist ein Saal, der der Moscoviter genannt wird, und doppelt so groß, als die nicht kleine Kirche ist. Er gehöret zu den größten Sälen von Europa, was daraus abzunehmen ist, daß er, da bei dem Balle, der bei Gelegenheit der Huldigung Friedrich Wilhelm III. gegeben wurde, dreitausend Ballgäste versammlet waren, beinahe leer geschienen hat. Er ist sehr einfach verziert und für seine Größe viel zu niedrig. Woher er den Namen Moscoviter erhalten hat, konnte ich nicht erfahren. Die Anlage eines Saales über einer Kirche, ist ein sonderbarer Einfall, um so mehr, da man mehr als hundert Stufen durch einen Thurm steigen muß, um in den Saal zu kommen.

Die Aussicht von der Galerie des hohen Schloßthurms ist, da der Thurm, wie das Schloß, auf einem ziemlich hohen Berge liegt, sehr weit und über die große Stadt mit ihrem Hafen, und über eine wohlbebaute, vom Pregel durchströmte Landschaft, höchst mannigfaltig. Man wird nicht müde, die reizende, einem Garten gleichende Gegend zu beschauen, und nur mit Mühe reißt man sich davon los. Der Horizont, durch keine hohen Berge be-

grenzt, ist so weit, daß man mit einem Fernglase Pillau siehet, obgleich diese Stadt sieben Meilen von Königsberg entfernt ist.

Der Theil des Schlosses, der noch im dreizehnten Jahrhundert erbauet ist, trägt ganz das Gepräge seines Zeitalters: die weiten gewölbten Hallen, die dunkeln Gänge, die verborgnen Treppen und alles ist in seiner Eigenthümlichkeit erhalten, die sprechend an das Mittelalter erinnert. Hier ist der Siz des Kriminal-Kollegiums, der, wie ich glaube, zwekmäßig gewählt ist: denn es stehet einem Gericht, das über Leben und Tod spricht, wohl an, auch in seinen Umgebungen ernst und feierlich zu seyn. Weniger passend ist es, daß ein Weinkeller, der von den Königsbergern, des guten Weines wegen, häufig besucht wird, gerade unter dem Siz des Kriminalgerichts befindlich ist. Sonderbar genug, wird dieser Weinkeller das Blutgericht genannt. Freund R*** führte mich Behufs einer Erquikkung, deren wir nach dem beschwerlichen Treppensteigen bedurften, in diesen Keller, der eben kein vorzügliches Lokale für Trinklustige, wohl aber einen recht guten Wein enthält. Ich äußerte meinen Wunsch zu erfahren: woher der Keller die sonderbare Benennung erhalten habe? und verhehlte nicht, daß ich diesen Namen unpassend finde. Ein Mann, der sich schon früher in unser Gespräch gemischt hatte, antwortete mir: „Nichts ist passender, als diese Benennung: denn hier halten die Königsberger

über den guten Namen ihrer Mitbürger ein strenges Gericht.“ Das nahm der Kellner übel, verwies dem unbefugten Ausleger seine Erklärung, die ein verdächtiges Licht auf seine Gäste warf, und gab mir folgende Auskunft: Mitten im Keller steht eine thurmähnliche gemauerte Säule, die durch die ganze Höhe des Gebäudes geht und keine sichtbare Oeffnung hat. Lange hatte man sich mit Muthmaßungen erschöpft, um den Zwek der Erbauer mit diesem Gemäuer zu ergründen, doch vergebens; bis man, von Neugierde getrieben, die Mauer durchbrach, wo man denn eine Menge vermoderter Menschenknochen fand, die es bewiesen, daß in der Vorzeit oben im Schlosse ein Gericht bestanden habe, das die Gerichteten hier habe hinunter stürzen lassen: daher der Name des Kellers. Ein Zug von Barbarei ist es, daß die Ritter ihre eigne Residenz zur Schädelstätte machten.

Das Oberlandesgericht, das in einer Linie mit dem Kriminal-Kollegio stehet, ist, wie man versichert, mit großem Kostenaufwande, aber sowohl dem Aeußern als dem Innern nach, so schlecht und geschmaklos gebauet, daß sich der Baumeister dadurch auf eine eben nicht rühmliche Art verewiget hat. Wie es der hiesige Oberbaudirektor, der sich, durch den Bau des neuen Schauspielhauses, als einen geschmakvollen Architekten bewährt hat, zulassen konnte, daß man unter seinen Augen — er wohnet im Schloß — ein solches erbärmliches

Machwerk hat aufstellen mögen, ist mir ein Räthsel. Das alte noch aus den Ritterzeiten stammende Gebäude, das früher hier gestanden hat, soll bei der Anwesenheit des Königs, gerade, als er die Nachricht von der Schlacht bei Pultusk erhielt, (im Dezember 1806) eingestürzet seyn. Der Einsturz des damaligen Sizzes der Regierung, soll den Monarchen tief erschüttert haben, und ist, wie man sagt, von ihm für ein böses Omen gehalten worden.

Vor dem Schlosse, der Hauptwache gegen über, stehet eine schöne Statue, Friedrich I. von Bronze, auf einem Fußgestell von weißem und grauen Marmor. Die Inschrift sagt: daß Friedrich Wilhelm III. die Bildsäule seines Ahnherrn dem preußischen Volke weiht.

Das hiesige Schloß ist der Siz aller Provinzial-Landes-Kollegien und aller Hauptkassen; auch hatten hier die königlich deutsche, und die phisikalisch-ökonomische Gesellschaft ihre Versammlungen. In dem Saale der leztern sind jezt mehrere Gemählde von Philipp Hakert, die gegen ein Eintrittsgeld gezeiget werden. Da ich diese herrlichen Bilder öfter sehen werde, so behalte ich mir vor, Dir künftig etwas Näheres davon zu melden; denn, wie Du weißt, gehört mehr als ein flüchtiges Beschauen dazu, um über Gemählde zu urtheilen, besonders wenn sie von einem Meister sind, den man wenig kennet.

Die Domkirche, im vierzehnten Jahrhundert

erbauet, ist ein Gebäude von ganz ungewöhnlicher Größe, ohne alle äußere architekonische Verzierungen, mit einer Menge von Baraken und Todtengewölbe umgeben, die den Eindruk schwächen, den dieser Riesenbau sonst machen würde. Bei dem Eintritt bemerkt man nicht sogleich die außerordentliche Größe dieser Kirche, doch bei längerem Verweilen verlieret sich der Blik in den weiten, kühnen Gewölben. Die bei dem ungeheuern Raum ganz unnüzzen Emporkirchen, die bunt geschnizten Beichtstühle und Betlogen, und eine Menge von Grabmählern sind nicht vermögend, den großen Eindruk zu stören, den diese kühnen Hallen machen. Hinter dem Altar fängt der eigentliche Dom an, dem sich die alte Fürstengruft anschließet, die auch einen ansehnlichen Raum einnimmt. Das Gewölbe des Chores und der Gruft ist höher, als das des Schiffes der Kirche; es ist aber weniger weit. Die Orgel ist dem Gebäude angemessen; sie soll 5000 Pfeifen haben, von denen die größten mehr als Mannesdik sind. Ob die Größe gerade ein Vorzug ist, weiß ich nicht, aber bei dem Spiel derselben ergriffen mich die Donnertöne, die erschütternd durch die weiten Gewölbe rollten und machten auf mich einen ungewöhnlichen Eindruk, der noch lange, nachdem ich den Tempel verlassen hatte, mein Inneres durchbebte.

In dem Chor der Kirche stehen noch der Bischofsthron und die Domherrnsizze; auch sind eine Menge

Grabmäler vorhanden, von denen einige kostbar und nicht ohne Kunst gearbeitet sind. Vor allem fällt das Monument eines Herrn von Wallenrodt und seiner Gemahlin gut in die Augen. Es ist von schwarzem Marmor, mit korinthischen Säulen von schönem Verhältniß, und mit mehreren Bildsäulen von weißem Marmor, die sehr gut gearbeitet sind. Die pausbakkigen Engel, die um das Grabmal gruppirt sind, stören durch ihre Unförmlichkeit den Eindruk, den das Ganze dieses kostbaren Denkmals machen würde, wenn sie nicht da, oder mit mehrerer Kunst gemeißelt wären. Wahrscheinlich ist der Künstler an der Beendigung des Grabmals gehindert worden, dessen Ausführung ein Pfuscher übernommen hat.

Das Grabmal des Kanzler Kocceji ist nicht weniger bemerkenswerth. Auf einem antiken Sarkophag von schwarzem Marmor, befindet sich die Bildsäule des Kanzlers, in liegender Stellung, den Kopf auf die rechte Hand gestüzt, von Alabaster, vorzüglich gut gearbeitet. Der Kummer ist in den Gesichtszügen des Ruhenden mit vieler Wahrheit ausgedrükt, und die Verhältnisse der ganzen Figur sind sehr richtig beobachtet. Schade, daß dieses prächtige Denkmal zu niedrig stehet und hinter Chorstühlen verstekt ist! Es hat schon bedeutend durch den Zahn der Zeit gelitten, und ist einer Ausbesserung bedürftig. Die Sage erzählt: daß dieser Kanzler ein Mädchen, von der er glaubte, sie habe

ihm einen kostbaren Ring gestohlen, übereilt zum Tode verurtheilte. Nachdem die Unglükliche hingerichtet war, fand man den Ring im Neste einer Dohle, wodurch die Unschuld der Gerichteten an den Tag kam. Der unvorsichtige Richter grämte sich über die auf ihm lastende Blutschuld zu Tode, und deshalb drükte der Künstler den Kummer in den Zügen des Standbildes aus.

Das Monument des Bischofs von Samland, Georg von Polenz, hat weiter kein Verdienst, als das der Erinnerung an einen historisch merkwürdigen Mann, der der thätigste Beförderer der Reformation in Preußen war.

Außer diesen enthält der Chor noch viele Denkmäler, Gedächtnißtafeln und Leichensteine von Bischöfen, Rittern, Mönchen und Rathsherren, die mehr für den Alterthumsforscher, als für den Kunstliebhaber Interesse haben; denn die Gemählde und Figuren, sämmtlich aus dem Mittelalter, tragen alle mehr oder minder noch das Gepräge der Roheit der Kunst jenes Zeitalters an sich.

Die Fürstengruft ist durch ein eisernes Gitter von dem Chor getrennet. Sie enthält die Leichen der sechs lezten Hochmeister von Preußen, die in Königsberg residiret haben, und die Gebeine des Markgraf Albrecht, Albrecht Friedrich, deren Familien und mehrere fürstliche Ueberreste, die alle in verschiedenen Gewölben unter der Erde, theils in kupfernen, theils in zinnernen Särgen

stehen; oberhalb der Erde sind ihre Denkmäler. Die Särge der Hochmeister zeichnen sich durch ihre ganz ungewöhnliche Größe aus; denn sie sind zehen bis zwölf Fuß lang und verhältnißmäßig breit. Ihre auf Holz gemahlten Bilder, die in der Grabhalle hängen, sind beinahe ganz erloschen.

Markgraf Albrecht hat hier zwei Monumente, von welcher Verdoppelung der Zwek nicht wohl einleuchtet. Das eine stehet unmittelbar über seiner Ruhestätte, und bestehet aus einem würfelförmigen Altar von grobem Sandstein, auf dem seine und seiner ersten Gemahlin Bildsäulen in schlafender Stellung liegen. Das andre stehet an der Giebelmauer des Grabgewölbes, hat eine Höhe von wenigstens fünfzig Fuß und ist aus vielerlei Gattungen von Marmor zusammengesezt. Von dem damaligen Zeitalter, wo die plastische Kunst im Norden noch in ihrer Kindheit war, darf man freilich nichts Vollendetes erwarten; indessen ist das Kunstwerk nicht schlecht, das in einer Blende angebrachte Standbild des Fürsten von edler Haltung, und das Ganze wegen mancher seltnen Marmorarten kostbar.

Weniger geschmakvoll, obgleich bunt und kostbar genug, ist das Denkmal Albrecht Friedrichs und seiner Gemahlin, deren Bildsäulen von Sandstein, kniend, sich in der Mitte des aus vielfarbigem Marmor bestehenden Mausoleums befinden.

Ein hölzerner, in der Mauer angebrachter Ka-

sten, enthält die Gebeine des Hochmeisters Herzog Luderus von Braunschweig, des Gründers dieses Doms, bei dessen Tode die Mauer der Kirche gerade so hoch war, als jezt der Kasten mit seinen Ueberresten stehet. Nach seinen Knochen zu urtheilen, muß er ein Riese gewesen seyn.

In der Trostkammer verwahret man noch viele reiche Priester- und Altar-Gewänder, eine Handschrift, worin sich ein Mensch dem Teufel verschrieben hat; ein Messer, welches der Satan diesem Menschen gegeben hat, sich selbst zu entleiben und andere dergleichen schöne Raritäten mehr.

Auf dem Thurm dieser Kirche ist die bedeutende von Wallenrodtsche Bibliothek, von der ich künftig mehr sagen werde. In einigen untern Gemächern ist die Kirchenbibliothek, die reich an Kirchenvätern, Kirchengeschichte und mit allen Schriften aus der theologischen Litteratur sehr reichlich versehen ist.

Neben dem Dom sind die alten weitläufigen, aber unansehnlichen, Universitätsgebäude, mit denen das Kollegium Albertinum, eine sehr ausgedehnte Stiftung für unbemittelte Studierende, verbunden ist. Auf dem Plazze, den diese Gebäude einschließen, befindet sich ein Leichenstein eines im Duell ermordeten Studierenden, der von einem der älteren Landesfürsten für eine Freistätte erklärt worden ist. Man hat dieses dem Grabmal ertheilte Vorrecht so in Ehren gehalten, daß noch unter Friedrich des Gro-

ßen Regierung ein unwillkührlicher Mörder sich dadurch rettete. Jezt würde sich wohl schwerlich jemand durch eine Flucht zu diesem Leichenstein gerettet glauben.

Der Universitätssaal (auditorium maximum) ist mit höchst elenden Bildern der Landesfürsten, und mit einer gut gearbeiteten marmornen Büste Kants gezieret. Dieses ist das einzige, und zwar sehr bescheidene, Denkmal, das Königsberg dem großen Manne gesezt hat. Er bedarf dessen freilich nicht, denn so lange Menschen leben, bleibt er unvergessen, aber die Ehre der Königsberger erfordert es, daß sie durch Erz und Marmor sein Andenken ehren, um sich von dem Verdacht der Undankbarkeit frei zu halten.

Die altstädtische Kirche, früher gebauet als der Dom, ist ein großes, einfaches, Ehrfurcht erwekkendes Gebäude, das durch die imponirende Höhe seiner Kreuzgewölbe und durch die kühnen Himmel anstrebenden Pfeiler einen erhabenen Eindruk macht. Der Baumeister hat das Einfache so schön mit dem Passenden und Zierlichen zu verbinden gewußt, daß man sich in der Dämmerung dieser herrlichen Hallen von einem andächtigen Gefühl angesprochen fühlet und es nie ohne Rührung verläßt. Mir ist nicht leicht ein altdeutscher Tempel vorgekommen, der meine Empfindung so in Anspruch genommen hätte, wie dieser, und ich wünschte, ich hätte Kenntniß genug von der Baukunst des Mittelalters, um den Grund dieses Eindruks auszumitteln.

Von den unzähligen Grabmälern, mit denen der Boden und die Wände dieser Kirche bedekt sind, bemerke ich nur zwei, die mir vorzüglich denkwürdig schienen. Eines davon ist einem blinden Magister Greissinger geweihet, der ohnerachtet er in seinem vierzehnten Jahre die Augen verlor, einer der größten Gelehrten seiner Zeit war. Sein am Denkmal befindliches Bild scheint von einem guten Meister gearbeitet. Er lebte in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts. Das andere Denkmal bestehet aus einem einfachen und ziemlich unscheinbaren Leichenstein, der gerade vor dem Altar lieget und dem ehemaligen Pfarrer dieser Kirche, Oseander, gewidmet ist. Dieser Mann, der zweite Pfarrer in Preußen, nach Einführung der Reformation, war zwar der lutherischen Lehre zugethan, aber mit Leib und Seele ein solcher Kezzermacher, daß es an ihm nicht lag, wenn nicht täglich Schlachtopfer zur Ehre Gottes und der neuen Lehre brannten. Er verfolgte viele Geistliche um ihrer Meinungen willen, bewirkte ihre Einkerkerung und Verbannung, sezte den Hof und das ganze Land in Zwietracht, vergiftete die Ruhe der lezten Tage seines Landesfürsten und hat nicht wenig dazu beigetragen, daß dieser in eine Art von Blödsinn versank. Und dieses alles geschah um einiger so unwesentlichen Meinungen willen, daß es wirklich unbegreiflich bleibt, wie nur vernünftige Menschen darüber Worte machen konnten. Er hatte seine Gegner durch seine Unduldsamkeit,

und durch eine, bis ins Grausame gehende, Verfolgungssucht so sehr gegen sich erbittert, daß er ohne Schießgewehr nicht mehr über die Straße zu gehen wagte, und daß man nach seinem Tode seinen Leichnam heimlich begraben mußte, um ihn den Mißhandlungen seiner Feinde zu entziehen.

Der sehr große, mit vielem Schnizwerk und mit Vergoldungen überladene, Altar hat im siebenzehnten Jahrhundert 30,000 Gulden zu bauen gekostet, für welche Summe man zu jener Zeit ein Gemälde von Corregio hätte kaufen und damit die Kirche würdiger zieren können.

Die Orgel ist ausgezeichnet schön, und von Abt Vogler für ein Meisterwerk erkläret worden.

Die reformirte Kirche ist ein schöner Tempel, bei dem der Architekt die Regeln der Perspektive sehr glüklich in Anwendung gebracht hat. Sie besteht aus fünf an einander gesezten Rotunden, die sämmtlich mit Pilaster von dorischer Ordnung umgeben sind. Siehet man die Kirche in einiger Entfernung, so glaubt man offne Säulenhallen zu erblikken. Der Thurm ist nur zur Hälfte ausgebaut; er sollte nach dem Riß vier Säulenstellungen über einander enthalten, hat deren jezt aber nur zwei. Königsberg ist stets von den Landesfürsten stiefväterlich behandelt worden; denn die meisten Anlagen, die die Verschönerung der Stadt bezwekken, sind unausgeführt geblieben.

Die katholische Kirche ist im neuen Styl ge-



schmakvoll gebauet, und zeichnet sich durch eine prächtige Kuppel aus, die im verjüngten Maaßstabe nach der Kuppel der Peterskirche in Rom erbauet ist. Das Innere dieses herrlichen Gebäudes ist mit geschmaklosen Altären, Gurkenmalereien an den Wänden und mit werthlosen Bildern verunziert und man bedauert mit Recht, daß dieser schöne Tempel, der in Hinsicht seines Aeussern eine der ersten Zierden der Stadt ist, im Innern keinen anständigen Schmuk erhalten hat.

Die Tragheimische Kirche hat die Form eines gleichseitigen Kreuzes, doch sind die Uebelstände, die diese Bauart unvermeidlich mit sich führt, so viel als möglich vermindert: denn die vier Arme des Kreuzes, aus denen die Kirche besteht, sind jeder so breit und so wenig tief, daß man beinahe von jedem Orte aus die ganze Kirche übersehen kann. Der Breite wegen sind Tonnengewölbe angebracht, die sich in der Mitte durch ein Kreuzkappengewölbe vereinigen, das auf vier ungeheuren Bogen ruhet, die am Ende der Kreuzarme gesprengt sind. Diese kühnen Gewölbe ohne Pfeiler machen eine unbeschreiblich schöne Wirkung, und geben der durch eilf große Halbzirkelfenster erleuchteten Kirche neben dem heitern, auch einen erhabenen Karakter, der so ganz zu einer gemüthlichen Andacht paßt. Die Verzierung der Kirche ist einfach und dem Ganzen angemessen; keine Ueberladung, kein kleinlicher Puz ist der Wirkung entgegen, die dieser heitre

Tempel in dem Gemüthe des Beschauers macht. In der Kanzel ist ein altes Christusbild en médalion angebracht, das, zu Folge der im Kirchen-Archiv befindlichen Nachrichten, die Kopie eines von dem Römer Lentus nach dem Leben gemahlten, und an den römischen Senat gesandten Gemähldes ist. Es ist en profil gemahlt und in Rüksicht der Zeichnung von unübertreffbarer Schönheit. Das Profil hat eine auffallende Aehnlichkeit mit der Bildsäule des Jupiter, im dritten Zimmer der Antiken-Gallerie in Dresden. Die göttliche Hoheit ist mit unaussprechlicher Milde gepaaret, wahr und sprechend ausgedrükt, doch ist die Drapperie steif und fehlerhaft, und scheint die Arbeit eines ungeschikten Restaurateurs zu seyn.

An den übrigen Kirchen habe ich nichts Bemerkenswerthes gefunden; außer daß einige darunter vorzüglich schöne Thürme haben, die der Stadt, von Ferne gesehen, ein stattliches Ansehen geben. Die mehresten Kirchen sind bei den großen Bränden, die die Stadt im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts betroffen haben, abgebrannt, daher ihr Ansehen noch neu ist; auch sind sie bei weitem noch nicht alle von der Verwüstung, die sie im Jahr 1807, wo sie zu Lazarethen dienen mußten, erlitten haben, hergestellt.

Das hiesige neue Schauspielhaus ist unstreitig das schönste Werk der Baukunst in Königsberg, und, nach dem Urtheil der Kenner, Thaliens pracht-

vollster Tempel auf deutschem Boden, dem weder die Wiener, noch das Berliner an Schönheit gleichkommen. Es ist von einer ganz ungewöhnlichen Größe und stehet auf einem ansehnlichen Plazze, daher man es ganz übersehen und sich der Wirkung überlassen kann, den dieses edle Kunstwerk hervorbringt. Die ungeheure Fronte dieses Hauses wird durch keine Fensteröffnungen unterbrochen, und hat an beiden Enden Säulenhallen von ägyptischer Ordnung. Bei der großen Fläche würde jede andre Säulenordnung kleinlich und unpassend seyn; denn nur Säulen von einem sehr starken Durchmesser stimmen mit dem Ganzen überein, das die Festigkeit schon vorherrschend ausdrükt. Noch siehet die Fronte ein wenig einförmig und schwer aus: denn die von dem Direktor Schadow zu Berlin verfertigten Basreliefs, die an der Mauer angebracht werden sollten, fehlen zur Zeit noch, da es an Geld mangelt, sie herüber kommen und anbringen zu lassen. Durch jede der Säulenhallen führen drei Eingänge in das Innere des Hauses, und zwar die Eingänge zur linken Hand zur Bühne und zur Garderobe, rechts aber zu den Logen zweiten und dritten Ranges und zur Gallerie. An der Giebelseite, nach dem Schloßteiche zu, gehet man durch drei große Arkaden in eine offne, geräumige Vorhalle, die zu den Gängen der Zuschauer zum Parterre, zum ersten Rang Logen, zum Konzertsaal und zum Erfrischungszimmer führet. Die

Gänge sind, wie die Vorhalle und die Treppen, weit und bequem, so daß bei dem größten Zulauf der Zuschauer dennoch nie ein Gedränge entstehet, und ein vollkommen gefülltes Haus in fünf Minuten leer wird; wie ich mich selbst durch den Augenschein überzeugt habe. In dieser Hinsicht, so wie deshalb, daß die Zuschauer nicht im mindesten von dem Zugwind belästigt werden, verdient dieses Theater als Muster aufgestellt zu werden. Das Erfrischungszimmer ist neben der Vorhalle angebracht, und eben so geräumig als prächtig. Der Konzertsaal ist über der Vorhalle, und fasset bequem 600 bis 700 Personen. Er ist so angelegt, daß die Musik daraus im Theater nicht gehöret werden kann, daher es angehet, zu der nämlichen Zeit Konzerte und Schauspiele zu geben.

Das Innre des Theaters ist reich und geschmakvoll verzieret, und läßt alles hinter sich zurük, was ich bis jezt in der Art gesehen habe. Die Logen sind alle offen, durch keine Seitenwände getrennt, mit Ausnahme der königlichen, die durch alle Reihen gehet, besondre schön gemahlte, mit Wandleuchtern verzierte, Seitenwände hat und durch zwei reichvergoldete, kanelirte, korinthische Säulen, die ein zierliches Gebälke tragen, von den übrigen Logen getrennet ist. Die Logen gehen nicht bis an die Bühne, sondern sind durch eine 50 bis 60 Fuß lange Wand von jeder Seite davon getrennet; in diesen Wänden sind zwei Blenden angebracht, in

denen antike Blumenkörbe stehen. Hinter dem Orchester ist eine Reihe Sperrsizze eingerichtet, auf denen sich in der Regel die Kunstrichter befinden, daher selten Plázze darauf zu haben sind. Die Größe des Parterres hat es erlaubt, daß man die Sizze in drei Abtheilungen angebracht hat, zwischen welchen Plázze zum Stehen sind. Alle Sizze haben Rüklehnen, was wohl nothwendig ist, wenn man bei einem vierstündigen Aufenthalt im Theater nicht ermüdet werden soll. Hinter dem Parterre ist die Estrade, von der man vorzüglich gut höret und siehet, auch bequem und abgesondert sizzet. Man zahlet für diesen Plaz ein etwas höheres Legegeld, als im Parterre. Links neben der Bühne ist eine Uhr, und rechts in einer Rundung der Name des Stüks transparent gemahlt angebracht, das den folgenden Tag gegeben wird. Die Bühne ist sehr groß und hat vor allen deutschen Theatern das Eigne, daß keine Kulissen, sondern statt deren zwei schräge Seitenwände darauf befindlich sind, die die Verwandlungen erleichtern, sich perspektivisch besser ausnehmen, und nicht wie jene das Szenengemählde unangenehm unterbrechen.

Dieses prächtige Schauspielhaus brannte im Jahr 1808, nachdem es kaum fertig geworden war, bis auf den Grund ab. Der berühmte Dekorations-Mahler Breising verlor dabei alle seine, seit zwanzig Jahren auf seinen Reisen durch Europa gesammleten, Zeichnungen von den vorzüglichsten

Gebäuden und den schönsten Gegenden. Diese, dem Künstler durch den Brand verlohren gegangene Sammlung war so reichhaltig, daß es vielleicht nicht eine zweite ihr gleichkommende giebt; daher der Schaden unersezlich war. Die Ursache des Entstehens dieses Brandes hat man nie entdekken können, obgleich man eine Prämie von 1000 Thaler für den Entdekker aussezte. Die Wahrscheinlichkeit ist dafür, daß es boshafter Weise angeleget worden; denn man hat früher viele muthwillige Beschädigungen an den Verzierungen und an den beweglichen Theilen des Hauses, als an Fenster, Thüren, Sizzen und dergleichen, bemerkt, die von einer bösen Absicht zeigten.

Das alte Schauspielhaus wird nur zum Unterschiede von dem noch neueren großen so genannt, denn es ist auch erst vor etwa sechzehn Jahren, nachdem es bis auf den Grund abgebrannt war, neu erbaut. Es ist das Privat-Eigenthum eines Kaufmanns, der es, obgleich er einen großen Nuzzen aus der Miethe gezogen haben soll, mit augenscheinlicher Sparsamkeit und mit Vernachlässigung aller architekonischen Regeln nach dem Brande hergestellet hat. Die Königsberger sollen über diese Knikkerei des Bauherren höchst aufgebracht gewesen seyn, welches auch die Veranlassung zu dem Bau des neuen großen Schauspielhauses gegeben hat. Ein Professor, der sich über den geschmakwidrigen Bau des kleinern Hauses längst geärgert

hatte, wurde von dem Besizzer gebeten, eine passende Inschrift dazu zu verfertigen. Er sagte es zu und schikte, da er an sein Versprechen erinnert wurde, folgende ein: „Dieses ist ein Komödienhaus und keine Kaserne.“ Herr B**, so hieß der Besizzer des Hauses — fand nicht für gut, sich ihrer zu bedienen, und ging den damals schon sehr alten Kant um eine passendere Aufschrift an, der über diese Zumuthung sehr ungehalten geworden seyn soll. Der gerade bei ihm anwesende Professor Ring fand den Virgil auf dem Tische liegen, und gerade bei dem ersten Aufschlagen die Stelle: amant alterna Camoenae, die denn auch, so nichts sagend sie ist, angebracht wurde. Das Haus ist zu einer Mondirungskammer bei Mobilmachung der Armee gebraucht worden, und stehet gegenwärtig ungenuzt da.

Die Börse, im Kneiphofe an der grünen Brükke gelegen, ist eine zierliche, in einem edeln antiken Styl errichtete Halle, die, weil sie nach einem sonderbaren Eigensinn der Kaufleute auf dem Pregel, also auf Pfählen, erbauet worden ist, große Summen gekostet haben soll. Sie hat von zwei Seiten schöne Peristile von jonischen Säulen, und eine runde, mit Kupfer gedekte Kuppel; sie fällt prächtig ins Auge.

Das kneiphöfische Rathhaus ist ein solides, reich und edel verziertes Gebäude, mit einer prächtigen Treppe, und einem zierlichen Säulen-Portal.

Der große, mit Marmor ausgelegte, und mit Bildsäulen geschmükte Sessions-Saal des Magistrats, ist ganz einer reichen Stadt würdig.

Das altstädtsche Rathhaus, das königliche Waisenhaus, jezt Zellersche Unterrichts-Anstalt, und die königliche Bibliothek, sind Gebäude, die zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, in dem damals herrschenden französischen Styl, erbauet sind, der auffallend edler ist, als der, der in dem späteren Zeitraum herrschte, und nur in der neusten Zeit einer bessern Bauart hat weichen müssen. Die beiden leztern Gebäude nehmen sich besonders gut aus, und haben ein pallastmäßiges Ansehen; die Fronte des ersteren wird von einer unverhältnißmäßig hohen Treppe, und von einigen unförmlichen Säulen verdorben.

Die übrigen vielen öffentlichen Gebäude, so wie die Privathäuser, zeichnen sich in keiner Hinsicht aus: denn bei ersteren hat augenscheinlich eine sehr weit getriebene Sparsamkeit vorgewaltet, bei lezteren aber hat man nur die Bequemlichkeit berüksichtigt, und Zierlichkeit und Pracht nur im Innern verwandt. Es ist dieses gewöhnlich in den Handelstädten der Fall; denn in Riga, Danzig, Hamburg, Amsterdam und London, sind geschmakvolle Häuser eben so selten, wie hier, obwohl die genannten Städte so manchen Millionär in ihren Mauren haben.

Sechster Brief.

Handel. — Fabrikken. — Künste. —

Der Handel, der hier die Hauptquelle des Reichthums und die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist, ziehet vor allem die Aufmerksamkeit eines Reisenden auf sich; ich habe daher nicht unterlassen, mir, soviel es möglich war, Kenntniß davon zu erwerben, und theile Dir sowohl meine selbst gemachten Beobachtungen, als auch das, was ich von unterrichteten Kaufleuten erfahren habe, mit.

Die glükliche Lage Königsbergs an der Mündung eines schiffbaren Flusses, der in Verbindung mit dem Meere steht, hat dieser Stadt den Vorzug gegeben, der Stapelplaz eines Küstenlandes zu seyn, das selbst reich an natürlichen Erzeugnissen, die allgemeine Kornkammer von Europa begrenzt, deren unermeßliche Produkte nur hauptsächlich von den drei Städten Königsberg, Elbing und Danzig verschifft werden können. Uebrigens hat man aber in früheren Zeiten, von Seiten der Regierung, nicht immer die zwekdienlichsten Maaßregeln genommen, um den Handel zu befördern; im Gegentheil haben manche von dem Finanz-Ministerium getroffne Einrichtungen, vielen Nachtheil zuwege gebracht. Aus folgenden Thatsachen wirst Du Dich selbst überzeugen, daß im Laufe des achtzehnten

Jahrhunderts, die sonst so weise und aufgeklärte preußische Regierung selbst, das Wesen des Handels nicht begriffen hatte.

Als das ehemalige Königreich Polen noch bestand, brachten die Einwohner der Provinzen Samojitien, Podlachien und Lithauen ihre Erzeugnisse, worunter hauptsächlich Getraide, Flachs, Hanf, Leinsaat, Hanfsaat und Pottasche, in großen Fahrzeugen nach Königsberg, wo sie es an die Kaufleute absezten und als Rükfracht vorzüglich Salz, als das ihnen unentbehrlichste Bedürfniß, nahmen. Der Handel wurde auf folgende Weise betrieben: Der polnische Gutsbesizzer sandte zu verschiedenen Zeiten, und wie es ihm in seinen wirthschaftlichen Verhältnissen am bequemsten war, seine Erzeugnisse an den königsberger Kaufmann, mit dem er handelte, und ließ sich von ihm, was er an Salz, Häring, Eisen und Luxuswaaren bedurfte, als Rükfracht übersenden; doch blieb Salz immer die Hauptsache, da es das allgemeine Bedürfniß war. Er erhielt indessen kein Geld für seine Produkte, noch sandte er welches, sondern der Kaufmann hielt über das Erhaltene und Verabfolgte ein Buch, und berechnete sich nach Verlauf eines Jahres mit dem Polen. Dem Portugiesen und Spanier, von dem der Königsberger sein Salz, dem Holländer und Norweger, dem er die Häringe, und dem Schweden, dem er das Eisen abnahm, bezahlte er diese Waaren gleichfalls nicht baar, sondern sandte ihm polnische

Produkte dafür. Kam nun der Pole am Ende des Jahres zur Berechnung, so hatte der Königsberger, was er für ihn von Spanien, Holland, Norwegen und Schweden genommen, längst mit den Produkten des Polen bezahlt und seinen Gewinn gemacht, ohne baares Geld in die Hände genommen zu haben. Welch ein Vortheil diese Art des Handels für den preußischen Kaufmann war, fällt in die Augen. Die sämmtlichen, nach Königsberg kommenden, polnischen Produkte waren für den dasigen Kaufmann ein Kapital, mit dem er, Jahr aus Jahr ein, seinen Handel trieb, ohne es zu verzinsen und welches er benuzte, um dem Ausländer sowohl Kredit zu geben, als auch von ihm Waare auf Glauben zu erhalten, da den Holländern, Spaniern rc. diese Zahlungsart sehr bequem war, und sie zu bedeutenden Unternehmungen anlokte.

Friedrich der Große kam auf den unseligen Gedanken, aus dem Salzhandel ein Monopol zu machen, und zerstörte durch die Ausführung dieses unglüklichen Einfalles den Handel von Königsberg auf viele Jahre. Er sezte in den spanischen und portugisischen Häfen Agenten an, die für baar Geld das Salz dort aufkaufen mußten, welches sie natürlicher Weise weit theurer bezahlten, da sie nicht, wie die königsberger Kaufleute, in Handels-Verbindungen mit den Verkäufern standen, und keine Produkte als Zahlungsmittel benuzzen konnten. Dieses gekaufte Salz kostete eine bedeutende

Fracht, da früher die Verkäufer, ihren Handels-Freunden zu Gefallen, es so einzurichten gesucht hatten, daß es als Ballast mitgenommen wurde. Nun legte man es in Königsberg in Magazine, was Arbeitslohn kostete und Umstände machte, da es sonst aus den Schiffen unmittelbar in die polnischen Fahrzeuge geladen, oder auf der Ladebrükke ausgesezt wurde, wo es, bis es die Polen abholten, liegen blieb. In Polen wurden, wie in Königsberg, Magazine errichtet, ein Heer von Offizianten angestellt und die Sache, wie es denn nicht anders möglich war, so kostspielig gemacht, daß das Salz um die Hälfte theurer wurde. Der Pole kam jezt, wollte Salz haben und konnte es nur gegen baar Geld erhalten, daher war er genöthigt, bei dem Käufer seiner Produkte auf baare Zahlung zu dringen, dem also dadurch das Kapital, das er früher in seinem Handel nuzte, aus den Händen gewunden wurde. Der Spanier verlangte Getraide, übermachte aber, wie gewöhnlich, keine Dekkung, sondern versprach Salz zu schikken, wovon jezt der Königsberger keinen Gebrauch machen konnte und gegen baare Remessen fand der Spanier seine Rechnung besser bei dem Ankauf des Getraides in der Barbarei. Der Pole dagegen, dem das königliche Salz zu theuer war, und dem der Handel mit baarem Gelde lästig wurde, wandte sich, wenn ihm der Weg nicht gar zu entlegen war, nach den kurländischen und russischen Häfen, vor-

züglich nach Riga, welches allein dieser unglüklichen Maaßregel seinen Handelsflor verdankt.

Dieß ist eine Probe von vielen, die des, sonst so weisen, Friedrichs Mißgriffe in Rüksicht des Handels beweisen. Wir wollen nun sehen, was unter Friedrich Wilhelm II. Regierung geschah.

Friedrich II. hatte, aus weiser Vorsorge, in mehreren dazu bequem gelegenen Städten des Landes Getraide-Magazine angelegt, wohin der Landmann seinen Roggen — das Hauptnahrungsmittel des gemeinen Mannes — liefern konnte, wenn es unter einen Thaler der Scheffel galt. Er bekam denn einen Thaler für den Scheffel sogleich ausgezahlt, und war stets auf diese Weise für den Nachtheil eines gar zu niedrigen Preises gesichert. Stieg dagegen diese Getraidegattung über 1 1/3 Thaler im Preise, so wurden die Vorrathshäuser des Königes geöffnet, und jeder, der des Getraides zum eignen Lebensunterhalt bedürftig war, erhielt es für 1 1/3 Thaler. Auf diese Weise war einer Hungersnoth im Lande vorgebeugt und der große König sahe sich im Stande, bei einem in Sachsen entstandenen drükkenden Getraidemangel, diesem Lande aus der Noth zu helfen, dem er mehrere tausend Unterthanen von dem Hungertode rettete. Unter dem Vorwande, dem Getraidebau aufzuhelfen, wurden von Friedrich Wilhelm II. diese Magazine abgeschafft, wodurch der Preis des Getraides bedeutend stieg, der nächste Mißwachs

aber ließ eine Hungersnoth fürchten, welche zu verhüten man sich genöthigt sahe, die Getraide-Ausfuhr zu verbieten, welches den Kaufmann um die vortheilhaftesten Spekulationen brachte und die Folge hatte, daß er schüchtern im Einkauf wurde, und die Bestellungen des Ausländers nun nicht mehr so pünktlich befriedigen konnte, der sich andre Handelsplätze für seinen Bedarf suchte.

Um den Flor der inländischen Fabrikken zu befördern, verbot man oft mehrere Handels-Artikel, die der Königsberger nach Polen und Rußland absezte, oder man belegte sie mit einem hohen Impost. Die inländischen Waaren, die die Stelle der verbotenen vertreten sollten, befriedigten den Ausländer nicht, der nun die ihm benöthigten Waaren unmittelbar, oder von andern Plätzen zu beziehen suchte, wodurch Königsberg den sehr einträglichen Zwischenhandel verlor.

Auch über einen Fehlgriff der gegenwärtigen Regierung, den sie im vergangnen 1813ten Jahre beging, beklagt man sich: denn sie belegte sogleich, nach Aufhebung der Handelssperre, alle englische Kolonial- und Manufaktur-Waaren mit einem ungeheuren Krieges-Impost. Mehr als sechzig englische Schiffe sind damals aus dem Hafen zu Pillau in See und nach Riga gegangen, um diese Auflage nicht zu bezahlen. Doch änderte, durch diese Erfahrung belehrt, das Finanz-Ministerium seine Maaßregeln, die den königsbergischen Handel vernichtet haben würden.

Mir sind außer diesen noch viele Beispiele von zwekwidrigen Anordnungen erzählt worden, die man, vorzüglich in früherer Zeit, von Berlin aus in Rüksicht des Handels getroffen hat; doch fürchte ich, durch ihre Mittheilung Deine Geduld zu ermüden. Nur noch eines Umstandes erlaube mir zu erwähnen: er sezt die Unwissenheit der ehemaligen Finanz-Minister — denn gegenwärtig hat man richtigere Ansichten in Handelssachen — in das hellste Licht. Man errichtete nämlich in Berlin eine Assekuranz-Kompagnie für Schiffe und Schiffsgüter, und wollte, die Königsberger sollten ihre Waaren und Fahrzeuge darin versichern. Natürlich mußte dieser Plan, dessen Unhaltbarkeit am Tage liegt, nach den ersten Versuchen aufgegeben werden. Troz allem diesem, ist der hiesige Handel von großer Bedeutung und wird es noch mehr werden, wenn, wie zu hoffen steht, die Regierung die Hindernisse seines Flors aus dem Wege räumt, und sich im Uebrigen nicht in Handels-Angelegenheiten mischet. Die neusten Verordnungen des Finanz-Ministeriums deuten darauf hin, daß man eine richtige Ansicht in dieser Hinsicht gewonnen habe, und gern überläßt sich daher der Kaufmann seinen Hoffnungen, auf eine seinen Geschäften günstige Zukunft.

Die wichtigsten Handels-Artikel Königsbergs sind: Getraide von allen Gattungen, Hanfsaat, Leinsaamen, Flachs, Hanf, Leinwand, Garn, Leder, Schiffbauholz, Federn, Borsten, Pott- und

Weidasche und Brantwein. Ich hoffe, es ist Dir nicht unangenehm, wenn ich in Hinsicht einiger dieser Produkte etwas ins Einzelne gehe, damit Du von dem Gange des hiesigen Handels, wenigstens oberflächlich, einen Begriff erhältst. Ich fange an mit dem

Getraide. 1. Der Waizen wird vor allen andern Getraidegattungen am mehresten, und vorzüglich nach Holland und England verführt. Der königsberger rothe Waizen wird an der londner Börse sehr gesucht; denn er gehöret zu den schönsten Gattungen von Europa. Er giebt nicht nur ein vorzüglich weißes Mehl, sondern, da er dünnschlaubigt ist, auch mehr als manche andre Sorten. Nur wenig davon kommt aus den russisch-lithauischen Provinzen; er wird größtentheils im Lande selbst gebauet, daher er auch nicht, wie der rigaische Waizen, gedörret ist, den die Londoner aus dieser Ursache nur ungern kaufen, da gedörrtes Getraide nur schlechtes Mehl giebt. Früher ging viel Waizen nach Frankreich; jezt wird nichts mehr dahin versendet; nach Spanien aber hofft man in Zukunft, wie es vor der Handelsperre wohl geschehen, etwas hinsenden zu können. Der verbesserte Akkerbau in England und Frankreich, hat der Waizen-Ausfuhr der preußischen Plázze einen großen Schaden gethan, die wahrscheinlich nie wieder ihre alte Höhe erreichen wird; auch thut der nordamerikanische Waizenbau dem preußischen Kornbau-

del in den englischen Häfen viel Abbruch. Nach Schweden und Norwegen gehet nur wenig davon.

2. Roggen wird hauptsächlich nach Schweden und Norwegen verschifft. Beide Länder können sich nicht wohl ohne den preußischen Roggen behelfen, dessen Ausfuhr nach Schweden der Verlust von Finnland begünstiget. Amsterdam beziehet auch viel Roggen aus Königsberg.

3. Gerste verlangen vorzüglich nur Spanien und Portugal, wo sie zum Mauleselfutter gebraucht wird. Die Ausfuhr dieser Getraidegattung ist auch in den günstigsten Zeiten weniger bedeutend, als die des Roggens. Die Gerste wird beinahe alle im Lande gebauet, dagegen der größte Theil des Roggens aus dem russischen Lithauen kommt.

4. Haber ist kein gewöhnlicher Ausfuhr-Artikel, sondern wird nur bei außerordentlichen Fällen versendet, wenn irgendwo ein plözlicher Mangel daran eintritt.

5. Erbsen werden nach Schweden, Norwegen, England und Holland verführt und, besonders in den beiden lezt genannten Ländern, zur Schiffsprovision gebraucht. Die grauen Erbsen, die beinahe nur allein in Preußen wachsen, schwanken außerordentlich im Preise: oft sind sie gar nicht zu verkaufen, oft gelten sie im Gegentheil doppelt so viel, wie der Waizen, und die Nachfrage ist sehr stark. Da diese Getraidegattung nur ein Jahr lang genießbar bleibet, so ist sie ein sehr mißlicher Handels-Artikel.

Der königsberger Getraidehandel hat das Eigne, und für den Ausländer Vortheilhafte, daß hier zu jeder Zeit die größten Vorräthe schon zur Stelle angetroffen werden, wenn dagegen in andern Pläzzen die Kornhändler bei erhaltnen Aufträgen ihre Einkäufe erst machen. Königsberg hatte vor dem Brande, der im Jahr 1811 beinahe die Hälfte seiner Speicher und die Summe von 2,116,000, sage zwei Millionen Einmal hundert sechzehn tausend berliner Scheffel Getraide verzehrte, die mehresten Vorrathsböden unter allen Handelsstädten, Danzig, Hamburg und Amsterdam nicht ausgenommen, obgleich Danzig einen noch größeren Getraidehandel als Königsberg hat. Daher kann es das Getraide aufschütten und jeder Bestellung sogleich genügen.

Leinsaamen und Hanfsaat gehen nur nach Holland, behufs der Oelschlägerei. Es ist sonderbar, daß Preußen, das so sehr die eignen Fabrikken begünstiget, die Oelschlägerei aus der Acht läßt. Holland kaufet die Oelkörner aus Preußen, und verkaufet das daraus geschlagene Oel wieder dahin. Nichts wäre vortheilhafter, als hier selbst Oelmühlen anzulegen, da denn die Auslagen für Arbeitslohn und Fracht im Lande bleiben würden: des Vortheils, der der Viehzucht von den Oelkuchen erwüchse, nicht zu gedenken.

Brantwein gehet zuweilen nach Schweden, doch ist dieser Artikel nicht bedeutend, da die schwedische Regierung die Einfuhr oft durch Verbote hemmt.

Flachs und Hanf werden nach England, vorzüglich aber nach Holland verschifft. Ersteres wird mehrentheils im Lande erbauet; der leztere wird nur aus Lithauen und Polen bezogen. Beide Artikel sind sehr gesucht; denn man ziehet sie bei weitem den russischen vor, und Königsberg verschifft davon mehr als doppelt soviel allein, als alle Handelstädte der preußischen Monarchie zusammen.

Das preußische Schiffbauholz ist, so wie die Faßdauben, sehr beliebt, da das Holz zäh, biegsam und dauerhaft ist. Holland und England kaufen das erstere, die lezteren werden von den Häfen der Weinländer, vor allen von Bordeaux, Aporto und Cadix, begehrt.

Die Ausfuhr der Balken und Bretter ist im Vergleich mit andere preußischen Häfen unbedeutend. Schiffe werden zuweilen für fremde Rechnung erbauet.

Leinwand gehet nach Holland, Amerika, Spanien und England; nach lezterem Lande, des hohen Imposts wegen, nur durch Schmuggelei. Wäre die preußische Bleiche besser, so würde sich die Nachfrage nach dieser Waare vermehren.

Garn wird in großer Menge nach England versendet, wo es in den Baumwoll-Manufakturen zum Aufzug gebraucht wird. Die Provinz Ermland liefert besonders viel davon.

Pott- und Weidasche ist ein Handels-Artikel von großer Wichtigkeit; denn die königsberger Asche

hat den Vorzug vor allen andern Sorten. Man ist hier sehr genau im Sortiren der Asche, die durch geschworene Aschbraaker gewürdigt und ihrer Güte nach bezeichnet wird; daher die starke Nachfrage.

Einer Menge andrer Ausfuhr-Artikel, die aus Königsberg verschifft werden, als: Federn, Borsten, Wachs, Honig, Obst, Pelzwaaren, Sak-Leinwand, Lindenbast u. s. w. erwähne ich nicht, besonders da sie einzeln nicht von ausgezeichneter Bedeutung sind.

Nach den russisch-polnischen Provinzen werden versendet: Salz, Häringe, Stokfisch, Eisen, Kupfer, Gahrleder, Kolonial- und Manufaktur-Waaren, und alle Arten von Kunst- und Luxuswaaren. In Hinsicht der Manufaktur-Waaren ist Königsberg die erste Handelsstadt im ganzen Norden, der darin keine russische Seestadt gleich kommt. Selbst die strengen russischen Einfuhr-Verbote haben diesen Handel nicht zerstören können, der eine Goldgrube für den hiesigen Plaz ist. Ein Beispiel, wie wenig Strenge im Stande ist, das Einschwärzen der Waaren zu verhüten, hat mir hier ein Kaufmann, der ein großes Manufakturwaaren-Lager besizt, erzählt.

Nach den russischen Zollmandaten sind nemlich nicht nur die Zolloffizianten und die Kosaken, die die Grenze bewachen, sondern auch die Bewohner der Dörfer, für die durchgeschlüpften Waaren verantwortlich. Der Defraudant ist also nicht früher in Sicherheit, als bis er die Waare an seinem

Wohnort verborgen hat. Ein Jude kam zu diesem Kaufmann, behandelte von ihm für 12,000 Thaler Waaren, die er gleich baar bezahlte, und erzählte folgendes: Er habe sich von seiner Frauen scheiden lassen und ihr die Hälfte seines Vermögens ausgezahlt; mit der ihm übrig gebliebenen Hälfte aber diesen Einkauf gemacht. Werde er bei dessen Einschwärzung betroffen, so sey ihm die Transportirung nach den sibirischen Bergwerken gewiß, mit der zugleich die Einziehung seines Vermögens verbunden sey; daher er durch die Scheidung und Abtheilung seiner Habe seine Frau habe sichern wollen; käme er aber glüklich durch, so mache er von dem Scheidebrief keinen Gebrauch, und könne vielleicht fünfzig bis sechzig vom Hundert an den Waaren gewinnen.

Die Ursache, warum der Manufaktur-Handel in Königsberg so bedeutend ist, begründet sich, außer seiner natürlichen Lage, die es zum Markte für die Provinzen Samojitien, Masovien, Podlachien und Lithauen macht, in der billigen Behandlungsart, mit der die königsberger Kaufleute gegen ihre Käufer verfahren. Mäßig in ihren Bedürfnissen sind sie mit einem billigen Gewinn zufrieden, richten sich nach dem Geschmak der Käufer und versäumen kein Mittel, ihn an sich zu lokken, dagegen die russischen Kaufleute, auf die Verbote der Einfuhr über die preußische Grenze gestüzt, ihre Abnehmer mit großer Willkühr und Unbilligkeit behandeln, was

denn die Käufer nach Königsberg treibet. Danzig kann in dieser Hinsicht in keinem Fall mit Königsberg wetteifern: denn es liegt zu weit von der Grenze ab, daher die Bewohner von Kujavien und Großpolen sich nach Breslau oder nach Leipzig wenden.

Die Jahre von 1808 bis 1813, lezteres mit eingeschlossen, sind vorzüglich glüklich für den Handel von Königsberg gewesen und glaubwürdige Männer haben mich versichert: daß nur allein durch den glüklichen Handel dieser Stadt der Staat im Stande gewesen sey, sich zu erhalten. Man hat mir darüber folgende Auskunft gegeben:

Der in Königsberg wohnende, für ganz Preussen angestellte, Generalkonsul Clerembault war ein äusserst habsüchtiger Mann, der sich vorgesezt hatte, auf seinem Posten reich zu werden. Hätte er nun die in Pillau einlaufenden Schiffe mit Kolonial- und Manufakturwaaren geradezu wegnehmen lassen, so hätte er wenig Vortheil davon gehabt und wäre keinesweges reich dabei geworden; ohnehin da der König von Preußen fest darauf bestand, daß die weggenommenen Prisen für seine Rechnung verkauft werden mußten. Er fing daher die Sache so an: Er fertigte für jedes einkommende Schiff selbst Zertifikate an, die denn der Eigenthümer der Ladung mit vielem Gelde von ihm lösen mußte, wenn er Herr seiner Güter bleiben wollte. Er nahm auf diese Weise zwei, drei und mehrere tausend Louisdor

für ein Schiff, welche Abgabe zwar die Waare sehr vertheuerte, aber nicht zum Schaden der königsberger Kaufleute, die sich bei dem Verkauf wohl zu entschädigen wußten. Da Clerembault der einzige Konsul war, der diesen Unterschleif so öffentlich und unverschämt trieb, so hatte bald Königsberg den Handel des ganzen Kontinents vom Niemen bis zum Rhein in seinen Händen, und Warschau, Breslau, Leipzig, Hamburg, Frankfurt, Wien bezogen alle ihre Waaren nur von diesem Plaz. Der Gewinn war, da die hiesigen Kaufleute den Preis bestimmen konnten, unermeßlich, und machte zum Theil die Leiden vergessen, die das Land durch den unglüklichen Krieg erlitten hatte. Kleine, unbedeutende Kaufleute, die man sonst an der Börse kaum gekannt hatte, wurden nun Großhändler, die ihr Vermögen nur nach Hunderttausenden berechneten; in kleinen Städten, selbst in Dörfern sezten sich Spediteurs an, die bedeutend gewannen; die Landleute verfuhren die Waaren per Achse und verdienten viel Geld damit, und so wies das Schiksal dem verarmten Lande ein Mittel an, seine Wunden wenigstens zum Theil wieder zu heilen. Die Transporte nach Deutschland sind so stark gewesen, daß hier zuweilen mehrere hundert russische Fuhrleute in einem Tage eingetroffen sind, um die Transportirung der Waaren zu übernehmen. Einen Begriff von dem Gewinn der hiesigen Kaufleute kann Dir die Thatsache geben, daß das jüdische Handlungshaus F** an einer

einzigen Ladung Twiest, den die sächsischen Manufakturisten zu ihren Baumwollenzeugen nothwendig brauchen, 120,000 Thaler verdienet hat. Zwei junge Kaufleute fingen ihre gemeinschaftliche Handlung mit einem Kapital von 13,000 Thaler an, und als sie ihre Firma aufhoben, nachdem sie fünf Jahre gehandelt hatten, erhielt jeder bei der Theilung fünfmal hundert tausend Thaler. Diese beiden Herren haben aber mit Hilfe des Generalkonsuls mehrere englische Häuser offenbar betrogen, denn sie haben ganze Schiffsladungen, die eingekommen waren und die sie verkauft haben, für weggenommen angegeben. Dafür wurden aber auch ihre Namen, als die von ausgemachten Schurken, an der Londner Börse angeschlagen. Die königsberger Kaufleute, die in dem Rufe einer großen Ehrlichkeit stehen, behandeln diese unredlichen Menschen mit großer Verachtung, wie sie es denn auch verdienen.

Ein Umstand, der dem preußischen Handel überdem noch zu statten kam, war: daß der Generalkonsul seinen Wohnsiz nicht in Pillau aufschlug. Von da aus hätte ihm nichts entgehen können; da er aber in jenem Hafen nur einen Unterbeamten anstellte, diesem aber sehr leicht der Mund gestopft wurde, so giengen viele Ladungen ein, die nicht zur Kenntniß des Herrn von C l e r e m b a u l t kamen.

Durch die vielen Proben von Gutherzigkeit des französischen Generalkonsuls dreust gemacht, wagten es die Engländer endlich, eine ganze Handels-



flottille auf einmal in Pillau einlaufen zu lassen; doch dieses schien ihm seine Nachsicht zu sehr auf die Probe gestellt, ohnedem da der Konsul zu Danzig, der sein Freund nicht war, davon Nachricht erhalten hatte; er mußte also, so ungern er auch daran ging, zur Beschlagnahme schreiten: doch der König von Preußen nahm sämmtliche Ladungen, als ihm verfallen, in Anspruch, und Napoleon, der auch etwas daran gewinnen wollte, kaufte sie dem Könige für zwanzig Millionen Franken ab. Auf die Nachricht davon, sollen die preußischen Küstenbewohner einen beträchtlichen Theil dieser Ladungen entwendet haben, da sie es nicht über ihr Herz bringen konnten, so viele gesuchte Waaren in den Händen der verhaßten Franzosen zu sehen.

Der Handel mit Staatspapieren und der Wechselhandel ist hier größtentheils in den Händen der Juden, die in den preußischen Staaten vorzüglich gepflegt und geschützt werden, und vor allen andern deutschen Ländern vorzüglich hier gut gedeihen. Sie haben alle Rechte der Christen und beschäftigen sich nur mit solchen Handelszweigen, die einen sichern Gewinn geben, ohne daß ein Risiko dabei ist. Die Häuser Oppenheim, Schwarz, Caspar, Friedländer, Friedmann, Auerbach und andre mehr, machen ungeheure Geschäfte, und die christlichen Kaufleute beklagen sich sehr, über die verderbliche Agiotage, die durch ihren Einfluß so nachtheilig für den Handel wird. Ein sehr er-

fahrner Kaufmann äußerte zu mir: „Eine mißverstandne Duldung unsrer Regierung schüzt diese Wucherpflanzen, deren schädlichen Einfluß man nur dann gewahr werden wird, wenn wir alle zu Grunde gerichtet sind.“

Zum Beschluß dieses Gegenstandes will ich Dir noch etwas von den Unfällen mittheilen, die vor nicht langer Zeit die königsberger Kaufleute betroffen haben, woraus Du entnehmen kannst, was eine bedeutende Handelstadt zu leiden im Stande ist, ohne zu Grunde zu gehen.

Im Jahr 1802 wehete ein starker, anhaltender Wind gerade auf die Mündung des Pregels zu, und veranlaßte dadurch eine solche Stauung des Wassers, daß der ganze Theil der Stadt, der auf beiden Seiten des Flusses liegt, in welchem sich gerade alle Waarenlager befinden, binnen einigen Stunden überschwemmet war. Die Fluth kam so schnell, daß es nicht möglich war, etwas in Sicherheit zu bringen. Keller, Häuser und Speicher wurden voller Wasser, und in den Straßen fuhr man mit Kähnen herum. Mehrere Schiffe wurden in den Grund getrieben, die Holzvorräthe wurden durcheinander geworfen und weggeschwemmt, die Ladbrükken stürzten zusammen, die Waaren in den Magazinen wurden vernezt und sämmtlich verdorben. Am auffallendsten zeigte sich der Schaden im Lizent-Pakhofe, worin für ungeheure Summen Waaren lagen, die, da der Pakhof nur einstokkigt

ist, alle vernezt wurden. Seit Menschendenken war eine solche Ueberschwemmung hier nicht gewesen, und da die Waaren gegen Wassersgefahr nicht versichert waren, so traf der Schaden die hiesigen Kaufleute ganz allein.

Im Sommer des Jahres 1811, brach zur Mittagszeit in der an den Speichern gelegnen Flachswaage Feuer aus, das schnell um sich griff, und da es die Speicher gefaßt hatte, nicht mehr zu löschen war, weil diese acht und neun Stok hohen Gebäude sämmtlich von Fachwerk und gefüllt waren, daher man nicht durch Einreißung einiger dem Feuer Einhalt thun konnte. Alle Speicher, die auf der einen Seite des Pregels lagen, und über hundert Häuser einer Vorstadt brannten mit allen in ersteren befindlichen Waaren, unter denen allein 36,000 berliner Last Getraide waren, ab. Unermeßliche Vorräthe von Flachs, Hanf, Talg, Oel, Thran, Rum, Wein und andern Sachen, wurden ein Raub der Flamme, so daß man den Verlust zwischen 6 bis 7 Millionen Thaler rechnet. Diese abgebrannten Speicher liegen noch beinahe alle in Schutt. Binnen sechzig Jahren hat Königsberg viermal Brände von solchem Umfange erlitten.

Von Fabrikken und Manufakturen kann ich Dir nur wenig berichten, denn es sind im Verhältniß der Größe der Stadt nur wenige hier vorhanden, und diese wenigen sind von so bekannter Art, daß kaum etwas Besondres dabei zu bemerken ist.

Die Zukker-Rafinerien nehmen billig hier die erste Stelle ein, denn sie sind von großer Bedeutung. Es sind deren zwei vorhanden; eine, die schon über dreißig Jahre besteht, und eine andre, die im Jahr 1803 auf Veranlassung des französischen General-Konsuls Clerembault angelegt wurde, der auch einen Antheil an dem Fonds hatte. Beide sind auf Aktien errichtet, deren Dividende nie unter zehen vom Hundert ist; und demohngeachtet ist das Kapital der älteren Rafinerie bereits verdoppelt, und jedem Aktionär gut geschrieben. Merkwürdig sind die Bedingungen der älteren Fabrik: daß kein Gelehrter und kein Jude Inhaber von Aktien seyn darf. Der Zukker übertrifft noch den von Hamburg bei weitem an Feinheit und Weiße, und beide Fabrikken liefern soviel davon, als die Provinz Ostpreußen bedarf. Gegenwärtig ist ein einzelner Privatmann im Begriff, für seine alleinige Rechnung eine dritte Fabrik, nach einem kleinern Maaßstabe, einzurichten. Die Aktionärs der beiden großen Fabrikken sind darüber sehr böse, denn sie besorgen, daß die Zukkerbäkkerei hier so allgemein und im Kleinen getrieben werden wird, wie es in Hamburg geschiehet, wodurch ihnen der Preis verdorben werden würde. Früher waren sie gegen solche Fälle durch ihr Privilegium geschüzt, doch jezt ist die Gewerbe-Freiheit allgemein in den preußischen Staaten eingeführt, daher kann den Einzelnen, wenn sie Zukkerbäkkerei treiben wollen, kein Hinderniß in den Weg gelegt werden.

Von dem Spühlwasser der Formen verfertigt man eine Art von Rum, der aber wenig tauget.

Die sonst so berühmte Schimmelpfennigsche Tabaksfabrik ist gegenwärtig mit noch zwei andern vereiniget, und wird für Rechnung einer Anzahl Aktionärs betrieben. Der Absaz dieser Fabrik ist sehr groß, da man die beliebte Schimmelpfennigsche Methode bei den Sauçen beibehalten hat.

Eine Lederfabrik, die Sohl- und Rumpfleder verfertiget, gehöret dem hiesigen Schumacher-Gewerk und betreibet ihr Geschäft in einem ziemlich bedeutenden Umfange. Man rühmet die hiesige Bereitungsart, doch wird wenig Gahrleder ausgeführt.

Die hiesige Fayance-Fabrik hat schon mehrere ihrer Inhaber zu Grunde gerichtet, und kann durchaus kein Gedeihen gewinnen, wovon wohl der wohlfeile Preis der Wedgewood-Fabrik, deren Fabrikate in großer Menge eingeführt werden, die Ursache ist.

Außer diesen giebt es eine Menge Lohgerbereien, Weberstühle, Schiffsseilereien, Segeltuch-Manufakturen, Wachsbleichereien und dergleichen, die für den Bedarf des Landes hinreichend sind; da sie aber keinen, oder nur geringen Absaz im Auslande haben, und sich weder durch ihren Umfang, noch durch ihre Maschinerien auszeichnen, so erwähne ich ihrer nicht besonders.

Große Fabrik-Anlagen haben, wie man mir sagt, hier nie gelingen wollen, theils weil die Kaufleute ihre Kapitale im Handel besser nüzzen können, theils, weil hier kein zahlreicher, unbeschäftigter Pöbel ist. Ich bin geneigt, dies eher für ein Glük, als für ein Unglük zu halten: denn der Handel gewähret stets einen sicherern Gewinn, als Fabrikken, die in monarchischen Staaten nur zu leicht auf seine Kosten befördert werden. Ueberhaupt können Fabrikken in Preußen von keinem Nuzzen seyn, so lange es noch an Händen zur Betreibung des Akkerbaues fehlet; und daran wird es fehlen, bis seine gegenwärtige Bevölkerung verdoppelt ist.

Von Künstlern, deren Namen auch über die Grenzen ihres Vaterlandes bekannt wären, ist keiner namhaft zu machen, woran, wie ich glaube, nicht sowohl der Mangel an Talent, als vielmehr die fehlende Gelegenheit, es auszubilden, die Ursache ist. Es giebt hier keine Gemählde- und Kunstsammlungen, es fehlen hier Kunstschulen und überhaupt alle Mittel, das natürliche Talent zu kultiviren und zur Nacheiferung zu entflammen, daher ein hier aufkeimendes Genie nur im Auslande zur Vollendung reifen kann, wo es denn auch größtentheils Beförderung und Belohnung findet. Ueberdem sagt man es den Preußen nach, daß sie den Ausländer stets dem Eingebornen vorziehen, und daß bei ihnen das Sprüchwort: „Ein Prophet gilt



nirgends weniger, als in seinem Vaterlande“ volle Anwendung findet.

Eine Kunst, die außer Königsberg sonst nirgends, als in Danzig getrieben wird, die aber ganz auszusterben drohet, ist die Bearbeitung des Bernsteins. Es sollen in Königsberg noch vier, in Danzig aber nur noch zwei Bernstein-Arbeiter vorhanden seyn, unter denen allen aber nur zwei eigentlich den Namen Künstler verdienen. Ich habe sehr schön gearbeitete Sachen gesehen, die für den Liebhaber sehr viel werth sind. Doch sind solche Sachen beinahe gar nicht zu verkaufen, da sich nur sehr Wenige auf den wahren Werth verstehen, daher sich selten Käufer dazu finden.

Siebenter Brief.

Lebensart. — Ton. — Vergnügungen.

Wer eine Handelsstadt gesehen hat, hat sie in Hinsicht der Lebensart alle gesehen; doch ist dieses bei Königsberg nicht so ganz der Fall, da der Kaufmannsstand nicht die überwiegende Mehrzahl der Einwohner ausmacht. Der Vormittag ist bis um ein Uhr, und bei dem Kaufmann, der um diese Zeit zur Börse gehet, bis zwei Uhr ausschließlich den Geschäften gewidmet, und der würde sich lächerlich machen, der für den Vormittag eine Lustparthie vorschlagen wollte; daher hier auch nie, wie es an andern Orten wohl zu geschehen pfleget, Konzerte oder andre Belustigungen des Vormittags gegeben werden. Doch wird von diesen Geschäften eine Viertel- oder halbe Stunde zum Frühstük abgebrochen, denn ohne ein Frühstük mit Wein und Braten gehet es hier nicht ab, da das hiesige Völkchen bei vorzüglich gutem Appetit ist; daher auch die Frühstüks-Wirthe in den Weinkellern ein gutes Fortkommen finden und kein Gewerbtreibender so schnell reich wird, wie sie. Um Ein Uhr gehet der Offiziant, um zwei Uhr der Kaufmann zur Tafel, die bei lezterem so mit Speisen belastet ist, daß man, wenn man auch ungeladen kommt, zu einem Feste zu erscheinen wähnt. Ich habe selten wohlschmek-

kender gegessen, wie hier, und im Trinken scheint man den Engländern den Rang abzulaufen. Doch liebt man vorzüglich französische Weine, und zum Nachtisch wird in reichen Häusern eine ausgezeichnet feine Gattung Ungar=Wein, oder Konstantia, auch wohl gar Monte Pulziano aufgesezt. Die spanischen Weine, Madera und Portowein, trinkt man nur zum Frühstük, oder während der Suppe.

Der Nachmittag, von vier Uhr an, ist großentheils dem Vergnügen geweihet, bis es um zehn Uhr wieder zur Tafel gehet, wo man so derb einladet, daß man der Verdauungskraft der hiesigen Einwohner die Bewunderung nicht versagen kann.

Den hiesigen Ton habe ich angenehmer gefunden, als ich vermuthete: denn hier gilt so wenig der Adel= als der Geldstolz, und die Titelsucht findet man lächerlich. Der Kaufmann schäzt sich hier dem Adlichen gleich, mit dem er auf einem freundschaftlichen Fuß umgehet, und in den Häusern beider trifft man stets Gelehrte und Offizianten an. Die Frauenzimmer, die hier sehr schön sind, zeichnen sich durch Bildung und Anspruchlosigkeit aus und machen die Gesellschaften angenehm, die sie durch ihre Gegenwart verschönern. Sie sind keinesweges ununterrichtet; im Gegentheil haben sie Belesenheit, sprechen richtig französisch, oft auch englisch, und spielen in der Regel das Pianoforte meisterhaft: demohngeachtet prahlen sie nicht mit ihren Kenntnissen und Fertigkeiten; am wenigsten machen sie sich aber durch eine

affektirte Kunstliebhaberei lächerlich, die in manchen deutschen Residenzen zum guten Ton gehört und sich so albern ausnimmt, da es ganz gegen ihre Bestimmung ist und auch höchstselten ein Frauenzimmer Gelegenheit hat, sich wahre Kunstkenntniß zu erwerben. Eine erfreuliche Erscheinung ist mir aber die Häuslichkeit des hiesigen zweiten Geschlechts, die noch so allgemein Sitte ist, daß eine Frau, die sie nicht achtet und übt, und gehörte sie zum ersten Range, allgemein verachtet seyn würde. Daher bestehet hier auch weder ein Damenklub, noch ein Kasino, wo Frauen den Zutritt haben, und nur höchstselten siehet man eine Frau oder Mädchen aus den gebildeten Ständen des Vormittags auf der Straße gehen. Du würdest aber Unrecht thun, wenn Du aus dieser Eingezogenheit auf Geistlosigkeit schließen wolltest; im Gegentheil habe ich mich in Gesellschaft, wo Frauenzimmer zugegen waren, sehr angenehm unterhalten, ohne daß es jemanden eingefallen wäre, nach dem Spieltisch zu seufzen; indessen kennt und liebt das schöne Geschlecht hier seine Pflichten.

Ein Vorurtheil, das ich aus Rußland mitbrachte, habe ich Gelegenheit gehabt durch die Offenherzigkeit meines Freundes N** abzulegen; da ich vermuthe, daß Du es mit mir theilst, so eile ich Deine Meinung zu berichtigen. Ich bin nämlich hier sehr freundschaftlich aufgenommen worden und in mehreren Häusern rechnet man auf meinen täglichen

Besuch. Ich schrieb dies auf Rechnung meines Vaterlandes, dessen tapfere Krieger die Welt befreiet haben und that mir nicht wenig darauf zu gut; indessen R**, der mein Freund im eigentlichen Sinne des Worts und ganz nicht zurükhaltend ist, öffnete mir darüber die Augen und versicherte: die gute Aufnahme gelte nur dem Menschen, der hier stets, ohne Rüksicht auf sein Vaterland, gastfrei und artig, und wenn er es verdient auch freundschaftlich behandelt werde: den Russen sey man aber unter allen Völkern am wenigsten gewogen und halte sie jezt mehr als je für eine rohe, herrschsüchtige Nation, die Freund und Feind gleich übel behandle, und an deren guten Willen es nicht fehle, ganz Europa eben so, wie Napoleon es gethan, zu unterjochen. Wie sehr ich über diese Erklärung erstaunte, wirst Du mir ohne weitere Versicherung glauben, da nach meiner Ueberzeugung unser Kaiser nichts weniger als herrschsüchtig ist; doch die Thatsachen, die er mir erzählte, um den Unwillen zu begründen, den man hiesigen Orts gegen unsere Landsleute hat, sind allerdings, wenn ich seiner Aussage Glauben beimessen darf, von der Art, daß man den Königsbergern ihren Haß nicht so ganz verdenken kann. Unter mehreren machte er mich auch mit folgenden Umständen bekannt.

Bald nach dem Einrükken unserer Truppen in Königsberg wurd G** S** von unserer Seite zum Gouverneur dieser Stadt ernannt, welchen Posten

er aber nur vier Wochen lang bekleidete, da in einem verbündeten Lande solcher überflüssig war. Er blieb aber noch als Plazkommandant zurük, um für die Bedürfnisse unserer Truppen, die von Zeit zu Zeit durchgingen, sorgen zu können; und die Königsberger glaubten es der Ehre ihres Monarchen schuldig zu seyn, daß sie ihm seinen Aufenthalt so viel als möglich erleichterten; zu welchem Ende sie ihm nicht nur das Palais des Kronprinzen zur Wohnung einräumten, sondern auch für Möbel, Holz, Licht und alle nur mögliche Bedürfnisse sorgten; und zwar so überflüssig, daß in dem ihm eingeräumten Palais täglich zwei und zwanzig Zimmer geheizt wurden, obgleich das Holz hier ein sehr kostspieliger Artikel ist. Was man ihm als Gefälligkeit gethan hatte, glaubte er als Pflicht fordern zu können, und da ihm die gelieferte Quantität Holz nicht hinreichend dünkte, so ließ er dem Oberbürgermeister Dr. Heidemann befehlen: ihm mehr Holz zu liefern. Dieser verschmerzte zwar für seine Person diese Anmaßung, ließ ihm aber erwiedern: „er könne ohne Vorwissen der Stadtverordneten nichts bewilligen, wolle aber mit ihnen darüber Rükſprache nehmen." Indessen S** S** beruhigte sich nicht dabei, sondern schikte dem Oberbürgermeister ein Kosakkenkommando auf Exekution ins Haus. Diese Maaßregel verwundete das Ehrgefühl des Mannes so sehr, daß er krank wurde und nach ein paar Tagen starb. Er war von den Bürgern allgemein geliebt

und im Begriff gewesen, an der Spizze eines Landwehrbataillons gegen den Feind zu marschiren. Die Anmaßungen unserer Offiziere sollen grenzenlos gewesen seyn.

Was aber die Preußen mehr noch als dieses erbittert hat, ist die Lage gewesen, in der sich die ostpreussischen Landwehrbataillons bei der Belagerung von Danzig, wie man hier behauptet, durch die Schuld der Russen befunden haben sollen. Man versichert, daß nicht weniger als sieben tausend Mann theils durch Hunger, theils dadurch, daß man sie ohne Noth dem französischen Feuer aussezte, geblieben sind und alle Transporte mit Lebensmitteln, welche die Preußen für ihre Landsleute gebracht haben, hat man von unserer Seite in Beschlag genommen. Endlich beklagt man sich, daß man drei tausend Marinesoldaten mit ihren Kanonierböten, nachdem sie nach der Einnahme von Danzig dort überflüssig geworden waren, statt vor Hamburg zu gebrauchen, hier einquartirt hat, wo sie ohne allen Nuzzen und den Bürgern zur Last an dreiviertel Jahr lagen.

Ist dieses alles wahr, so haben die Königsberger wohl eben nicht Ursache unsere Landsleute zu lieben; doch hart ist es, daß ein ganzes Volk darunter leiden muß, wenn einzelne Pflichtvergessene sich Unbilligkeiten erlauben.

Die Vergnügungen der Einwohner einer großen Stadt sind für einen Reisenden wie billig ein vorzüglicher Gegenstand der Aufmerksamkeit: denn durch

die Theilnahme daran erhält er die beste Gelegenheit, den Volkskarakter kennen zu lernen, da die Art des Genusses den richtigsten Maaßstab zur Beurtheilung des Bildungsgrades und der Sinnesart des Volks giebt. Meine Muße hat mir erlaubt, Theilnehmer an allen hier gewöhnlichen Belustigungen zu seyn, und die Gefälligkeit meiner hiesigen Freunde sorgte so sehr für meine Unterhaltung, daß ich, oft häufiger als mir selbst lieb war, an Lustbarkeiten Theil nehmen mußte; daher hoffe ich im Stande zu seyn, Dir eine richtige Beschreibung davon machen zu können.

Zuerst also von dem Theater, das in unsrer Zeit einen so bedeutenden Rang unter den Volksbelustigungen einnimmt. Da das hiesige Theater den Königsbergern so viel Geld kostet, und das herrliche Gebäude mit den ersten von Europa, in Hinsicht seiner Schönheit, wetteifert, so wirst Du auch vermuthen, daß die darin spielende Gesellschaft im Verhältniß dazu stehe: Du irrest, mein Freund! Die hiesige Gesellschaft — ich möchte sie lieber Truppe oder Bande nennen — giebt sich alle Mühe, erbärmlich zu seyn, und sie ist der Erringung ihres Zieles nahe. Die nächste Ursache davon ist, daß der Direktor, obgleich kein schlechter Schauspieler, ein Mann ohne alle Kenntniß seines Faches ist, und die Direktion ohne allen Fonds übernommen hat. Wenn der Sonnabend kommt — hier der gewöhnliche Zahltag — so kann er oft den Schau-

spielern ihre Gage nicht bezahlen, daher versagen sie ihm den Gehorsam, zanken um die Rollen, versäumen die Proben und leben in der vollkommensten Anarchie; was denn die Folge hat, daß die Stükke schlecht besezt und noch schlechter gegeben werden. Wie es hier zugeht, kannst Du daraus abnehmen, daß oft des Abends durch den Transparent ein Stük angekündigt wird, den Morgen darauf findet man auf dem Zettel ein anderes; des Nachmittags macht eine Anzeige ein drittes bekannt und kommt man ins Theater, so wird keines von diesen dreien, sondern ein viertes, nicht angezeigtes gegeben, bei dem der Soufleur das Beste thun muß. Das hiesige Publikum ist höchst gutmüthig und läßt sich alles mögliche gefallen, und doch habe ich aus dem Parterre den Direktor laut einen „Esel" schimpfen hören, worüber dieser nicht sonderlich gerührt schien.

Du wirst fragen: wie es möglich ist, daß man sich so sehr in der Wahl eines Direktors vergreifen konnte? und ich will Dich darüber so gut in Kenntniß sezzen, als ich es erfahren habe. Der vorige Direktor, den die Direktion auch eben nicht reich gemacht hatte, war abgegangen, um die Stelle eines Feld-Arztes bei der Armee zu übernehmen, da er medizinische Kenntnisse besaß und den Doktorhut erhalten hatte; daher die Gesellschaft ohne Oberhaupt blieb. Der Schauspieler Schwarz, der aus Hamburg vor den Franzosen flüchten mußte, kam hieher und wollte die Direktion des Thea-

ters übernehmen, bei der er glaubte, seinen Vortheil zu finden, da er dem hiesigen Publikum, unter dessen Augen er sich gebildet hatte, als Schauspieler, Mensch und Bürger gleich achtungswerth war, und schon früher diese Gesellschaft mit vielem Erfolg dirigirt hatte. Nun hatte er aber einige Gegner, die ihr ganzes Ansehen verwandten, es zu verhindern, daß er die Direktion überkam; und wenn ein ehrlicher Mann mit Narren und Buben zu kämpfen hat, so ist es kaum zweifelhaft, wer unterliegen muß. Die Schauspieler, die ihn als einen strengen, ordnungsliebenden Mann kannten, von dem voraus zu sehen war, daß er ihnen keine Nachläßigkeiten zu gut halten würde, trugen das Ihrige dazu bei, um ihn von dem Gedanken an die Uebernahme der Direktion abzubringen; mehr aber noch wirkten einige Menschen, die es von Alters her gewohnt waren, ihre Hand bei allen Theater-Angelegenheiten im Spiel zu haben, und sich überzeugt hatten, daß Schwarz dieses nicht leiden würde. Sie boten alles auf, um ihm die Sache zu verleiden und da das Publikum ihn laut verlangt hatte, so nahmen sie Herren B**, da sie in der Eil keinen andern dazu finden konnten, versprachen diesem Unterstüzzung und veranlaßten ihn, mit dem abgehenden Direktor einen Kontrakt abzuschließen, nach welchem er die Direktion übernahm. Nachdem sie auf diese Weise ihren Zwek erreicht hatten, zogen sie ihr Wort, wegen der versprochnen

Unterstüzzung, zurük, und überließen den Getäuschten seinem nicht beneidenswerthen Schiksal, mit dem Unwillen des Publikums und mit den ungehorsamen Schauspielern zu kämpfen; zu dem noch die Widerwärtigkeit kam, daß ihm der beste Theil der Garderobe von einem Gläubiger des abgegangenen Direktors in Beschlag genommen wurde, daher er viele Stükke gar nicht geben konnte. Die Unmündigen haben hier, wie beinahe überall, sich des großen Wortes in Theatersachen angemaßt; und diese trugen auch das Ihrige dazu bei, den guten Schwarz aus Königsberg zu vertreiben, obgleich sie sich für ihn erklärten: denn es schien ihm zu erniedrigend, von diesen Schächern gelobt und vertheidigt zu werden, daher gab er den Gedanken an die Uebernahme der Direktion auf und entfernte sich von hier.

Dem hiesigen Theater fehlt gegenwärtig: der erste Liebhaber, die erste Liebhaberin und der Musikdirektor; nimm nun noch die Beschaffenheit des Direktors dazu und Du kannst Dir denken, wie es hier auf der Bühne zugeht. Einzelne gute Schauspieler, Sänger und Sängerinnen, deren sich die erste Bühne von Deutschland nicht zu schämen hätte, sind zu bedauren, daß sie hier ihr Talent an Darstellungen verschwenden müssen, die keinen Effekt machen können, weil es am Emsemble fehlet. Es steht zu erwarten, daß die Bessern im Kurzen die hiesige Bühne verlassen werden, da sie unter den

gegenwärtigen Umständen offenbar hier nicht an ihrem Plazze sind.

Madame Mosevius, die erste Sängerin, vereinigt mit einem schönen Organ, eine seltene Kunstvollendung und läßt auch dem verwöhntesten Ohr nichts zu wünschen übrig. Das reine Metall und die Biegsamkeit ihrer Stimme, die ungewöhnliche Höhe derselben und die Sicherheit, mit der sie die schwierigsten Passagen durchführt, entsprechen auch der eigensinnigsten Forderung. Dabei ist ihr Gesang so einfach, so ohne alle Ueberladung, daß sie Kenner und Nichtkenner zur Bewunderung hinreißt.

Madame Schmidt, im Besiz der zweiten Stimme, singt in ihrer Art nicht weniger schön. Beide Damen müssen in Einer Schule gebildet worden seyn, und sollte ich in meiner Vermuthung irren, so bin ich wenigstens gewiß, daß Madame Schmidt sich Madame Mosevius zum Muster genommen hat. Sie ist außerdem auch eine verdienstvolle Schauspielerin in naiven, Soubretten und zweiten Liebhaberinnen Rollen.

Das übrige weibliche Personale ist, in Rüksicht des Gesanges, nicht des Nennens werth; doch glaube ich, manch keimendes Talent wahrgenommen zu haben, das bei weiterer Ausbildung wohl etwas leisten würde.

Herr Emter, erster Tenorist. Es ist zu bedauern, daß dieser Sänger, dem die Natur eine vortreffliche Stimme verlieh, sich so sehr vernach-



läßiget, daß sein Auftreten allein schon hinreichend ist, den Unwillen der Zuschauer zu erregen. Haltung, Gang, Manieren, Sprache, alles ist so widerlich und unbeholfen, als ob man ihn eben erst von dem Pfluge weggenommen hätte; und troz des dem ganzen Parterre vernehmbaren Soufleurs, bleibt er doch oft in seiner Rolle stekken. Dabei wird man nicht einmal durch seine wirklich schöne Stimme entschädigt, denn er mannirirt und künstelt so unerträglich, daß man froh ist, wenn er seinen Gesang geendet hat.

Herr Julius Müller, Tenorist. Ein braver Sänger, der ganz Herr seiner angenehmen Stimme ist, die bei einem bedeutenden Umfange viel Wohlklang und Biegsamkeit enthält. Er hat eine große Sicherheit und viel Geschmak im Vortrage. Sein Spiel ist leider nur unbedeutend.

Herr Mosevius verdient sowohl als Sänger, als auch als Schauspieler, das größte Lob, und dirigiret dabei in unvorhergesehenen Fällen, die hier sehr oft eintreten, das Orchester mit einer bewunderungswürdigen Präzision. Ihn in den Dorfsängerinnen, als Kapellmeister, singen zu hören, und spielen zu sehen, ist ein wahrer Genuß, besonders, da er von Madame Mosevius und Madame Schmidt so vortrefflich dabei unterstüzt wird.

Herr Wibe ist als Sänger und Schauspieler gleich unbedeutend, obgleich er eine nicht unange-

nehme Stimme und eine gute Figur besizt. Seine Nachläßigkeit ist unbegrenzt.

Herr Schmidt, erster Bassist, leistet bei mittelmäßigen Talenten im Gesang und Spiel alles, was man von einem Künstler, dem die Achtung des Publikums nicht gleichgültig ist, billiger Weise erwarten darf. Er verdirbt keine Rolle, selbst wenn sie nicht zu seinem Fache gehört. Er spielt Geistliche, Geschäftsmänner, Doktoren, Pedanten und fein komische Rollen.

Herr Benihöfer singt einen ziemlich guten Baß, und hat in alten komischen Rollen viel Verdienst. Geizige, Pedanten, Bauern, bedächtige Alte und polternde Väter macht er gleich vortrefflich.

Herr Wolschowski. Die Zuschauer würden nichts dabei verlieren, wenn seine Rollen nur von dem Soufleur abgelesen würden, ohne daß er aufträte. Ihm fehlt es an Mimik, Aktion, Aussprache, Haltung und überhaupt an allen Erfordernissen eines Schauspielers; er lernt keine Rolle und spricht im schönsten wiener Dialekt. Dabei scheint er ein schwaches Gehör zu haben, denn obwohl er sich bei dem jedesmaligen Auftreten dicht an den Soufleur-Kasten stellt, so betet er doch oft so wunderliche Sachen her, daß es nicht möglich ist, den Sinn davon heraus zu finden. Da er Minister, Intriguants, Betrüger und Standes-Personen spielet, so ist die Störung, die seine Verhunzung der Rollen verursacht, unerträglich.

Herr Lanz. Komische Bediente, Brüder Liederlich, junge Dümmlinge und überhaupt alle hochkomische Rollen, stellet er mit vielem Erfolg dar. Sein kleiner, geschmeidiger Körper kommt ihm dabei sehr zur Hilfe. Den Rochus Pumpernikkel, den Schneider in den Schwestern von Prag, und den im Dorfbalbier habe ich nirgends besser geben sehen.

Herr Angeli, noch als Gast, der hier ein Engagement sucht, hat dasselbe Rollenfach, in dem er freilich nicht mit der Wirkung, wie Herr Lanz, aber doch nicht ohne Erfolg auftritt. In dem Schauspieler wider Willen, giebt er die schwierige Rolle des Pfifferling vortrefflich, was wohl als ein Maaßstab seiner Talente gelten kann. Er hat darin eine neue Rolle, die des Juden Hirsch, eingelegt, welche er zum Aerger aller hiesigen Kinder Israel mit unübertreffbarer Wahrheit giebt.

Herr Pauli spielt die Liebhaber mittelmäßig; Bedientenrollen gelingen ihm besser.

Madame Wolschowski würde auch auf der ersten Bühne von Deutschland als zärtliche Mutter, alte Jungfer, Kupplerin und bürgerliche Hausfrau glänzen. Ihr schönes Spiel, so kunstvoll und doch ungekünstelt, reißt die Zuschauer zur Bewunderung hin. Allenthalben, bis auf die kleinste Nüançen, siehet man die Natur selbst; nirgends zu wenig, nirgends zu viel; ihr richtiger Takt verläßt sie auch in den schwierigsten Momenten nicht. Dabei hat

sie stets ihre Rollen so gut memorirt, daß sie des Soufleurs nie bedarf. Selbst, wenn ihr Rollen aufgedrungen werden, die ganz außer ihrem Fach und über ihre Kräfte sind, als Königinnen und Hofdamen, kann man ihrem Bestreben, sie nach dem Sinne des Dichters zu geben, den Beifall nicht versagen. Schade, daß ihre Stimme dem Umfang des hiesigen Theaters, indem man überhaupt schlecht hört, nicht angemessen ist; oft verliert man dadurch die schönsten Momente.

Madame Lanz, die Tochter der vorigen, hat mit einem unangenehmen Organ und mit einem nicht gar zu vortheilhaften Körperbau zu kämpfen, und erlieget beinahe unter der Last häuslicher Sorgen: denn sie ist Mutter von sechs Kindern; demohngeachtet ist sie eine Zierde der hiesigen Bühne, die sie nie betritt, ohne die Zuschauer durch eine vollendete Darstellung zu erfreuen. Hausfrauen, junge Mütter, tragische Liebhaberinnen, eifersüchsüchtige Frauen und Buhlerinnen giebt sie gleich brav und tadellos. Sie beweist mit glänzendem Erfolg, wie Fleiß und Kunst siegend mit der widerstrebenden Natur ringen, und wie leicht man den Mangel an körperlichen Vorzügen vergißt, wenn sie durch geistige ersezt werden.

Die übrigen Schauspieler und Sänger sind alle so unbedeutend, daß es nicht der Mühe verlohnt, sie besonders zu nennen. Es ist unter diesem Heer von Schauspielern — wenigstens noch fünfzig bis



sechzig — denn das Persónale ist hier sehr stark — viel junges Blut, das vielleicht noch móglich wáre, zu etwas Gutem zu bilden: aber wo ist der Kenner, der sich auf die Gefahr, unartig zurúk gewiesen zu werden, die Múhe nicht verdrießen ließe, diese verwahrlosete Jugend in die Lehre zu nehmen und ihr die Bahn zu zeigen, die zum Ziel der Vollendung fúhrt? Ein hiesiger Buchdrukker und Zeitungsschreiber, Namens Haberland, hat zwar in seinen Zeitungen einen stehenden Artikel, den er Theaterkritik nennet, aber es ist hóchstens ein Kritikakel, der von keinem Vernúnftigen gelesen wird: denn er hat einige Kunstwórter, weiß Gott wo! aufgeschnappt und diese quirlt er auf gut Glúk durcheinander: das nennt der Mann eine Kritik! Einige Schauspieler lobt er unbedingt, unter andern Herren und Madame Schmidt, da er aber ohne alle Kunstkenntniß und Geschmak ist, so heißt es: Herr oder Madame N. N. gewáhrte uns gestern einen wahren Genuß, spielte vortrefflich, hat uns durch das schóne Spiel úberrascht; hat sich selbst úbertroffen: an eine Entwiklung des Spiels ist nicht zu denken. Andre werden unter allen Umstánden getadelt, ohne daß ein Grund angegeben wird, warum ihr Spiel schlecht war; oder daß er zeiget: wie sie es hátten besser machen kónnen.

Daß das hiesige, gewiß sehr unterrichtete, und im hohen Grade geschmakvolle Publikum solche Jámmerlichkeiten duldet, scheint wohl daher zu kommen,

weil es kalt gegen das Theater ist, wovon man wieder den Grund in der elend geführten Direktion zu suchen hat, durch die, wie man mir sagt, die Besucher des Theaters seit einer Reihe von Jahren gemißhandelt worden sind. Diese Kälte wirkt wieder nachtheilig auf die Kasse zurük, daher denn hier nichts Gutes zu Stande kommen kann.

Des Seniors der hiesigen Bühne habe ich nicht mit den andern Schauspielern zugleich erwähnen wollen, einmal, weil der Ruf längst über sein früheres Spiel entschieden hat und dann, weil er wenig mehr und nur in kleinen, leichten Rollen noch auftritt. Es ist dieses Herr Ströbel, der nah an vierzig Jahren Mitglied des hiesigen Theaters ist und zugleich die Kasse führet. Als Künstler hat er viele Jahre hindurch den ungetheilten Beifall des Publikums genossen; als guter Bürger und als Mensch besizt er noch die Achtung aller Rechtlichen, und hat die Freude, seine beiden Söhne als Räthe bei den Landes-Kollegien angestellt zu sehen.

Das hiesige Orchester ist stark besezt und zählt viele wakkre Musiker unter seinen Mitgliedern; doch scheint mir der Musik-Direktor seinem Amte nicht gewachsen zu seyn, obwohl er ein vortrefflicher Violoncelspieler ist. Vielleicht fehlt es ihm nur an gutem Willen, da er sein Geschäft nur interimistisch versieht: doch zu einem guten Musik-Direktor gehört sehr viel!

Die Dekorationen der hiesigen Bühne nehmen

sich gut aus, und machen ihrem Meister Ehre, der dadurch, daß hier keine Kulissen sind, und er also größere Flächen benuzzen kann, bei großen darzustellenden Massen nicht durch den Raum beschränkt wird. Berge, Felsen, ländliche Gegenden sind alle gut dargestellt und die ansehnlichen Flächen der Hinterwand so zwekmäßig benuzt, daß nichts Kleinliches die Täuschung stört: nur in Wohnzimmern wird die Größe der Bühne zuweilen lästig. Allgemein aber klagen die Schauspieler über den Mangel der Kulissen und versichern: sie könnten wegen der geschlossenen Wände das Stichwort nie hören. Ich dächte, diesem Uebel ließe sich wohl abhelfen, wenn die Seitenwände ein wenig mehr zurük gezogen würden; doch es ist leider auch unbequem, daß man hier nicht, wie auf den Bühnen, wo Kulissen sind, durch die Wände abgehen kann: hier muß man jedesmal die Thüren suchen. Wann werden sich doch die Schauspieler einmal die alle Illusion vernichtende Gewohnheit versagen, bei dem Abgehen durch die Kulissen zu verschwinden?!

Die Garderobe soll hier einst prächtig gewesen seyn, doch habe ich nur wenig davon gesehen, weil der größte Theil derselben in den Händen der Gläubiger ist, daher kann ich auch nicht darüber urtheilen.

Der Vorwurf, den man dem Hause macht: daß man schlecht höret, ist gegründet; denn von den Konversations-Stükken vernimmt man nicht die Hälfte. Ich bin sehr geneigt, den beiden Mauer-

blenden, die in der Mauer von beiden Seiten des Theaters befindlich sind, die Schuld davon beizumessen, da ich vermuthe, daß sich der Schall darin fängt. Ein sehr bemerkbares Echo vernimmt man an der linken Seite des Parterres: in den Opern ist es unangenehm störend. Im Uebrigen nimmt sich die Musik in dem ungeheuren Saale vortrefflich aus.

Die Konzerte sind eine Lieblings-Unterhaltung der Königsberger; ich habe einigen, die in der löbenichtschen und in der französisch-reformirten Kirche gegeben wurden, beigewohnt und muß gestehen: daß sie so wohl in Hinsicht der Besezzung, als in der Direktion und Ausführung nichts zu wünschen übrig ließen. Da viele Liebhaber, selbst aus den ersten Ständen, die Konzerte sowohl durch Spiel, als durch Gesang unterstüzzen, so sind die Chöre und das Orchester sehr stark und mit Auswahl besezt. Die sehr ansehnlichen Einnahmen waren gewöhnlich zu wohlthätigen Zwekken bestimmt.

Der Tanz hat hier weniger Liebhaber, wie die Musik, und auf allen Thee-Dansants, zu denen ich eingeladen war, tanzte man mäßig und nicht schön. Auch im Winter sollen die Bälle hier selten glänzend seyn.

Maskeraden kennet man hier nur beinahe dem Namen nach, denn seit mehreren Jahren sind keine gewesen und zu keiner Zeit hat man ihnen hier Geschmak abgewonnen.

Wenn ich nach dem, was ich von diesen vorerwähnten Vergnügungen gesehen, gehört und erfahren habe, auf den Karakter der Königsberger und auf ihren Geschmak schließen darf, so sind sie mehr ernst als lebhaft, genießen mit Auswahl, ohne sich von dem Vergnügen hinreißen zu lassen, und zeigen durch ihre Theilnahme an der Musik, die sie allen andern Unterhaltungen vorziehen, einen geläuterten Geschmak. Der Genuß der schönen Jahreszeit in der freien Natur thut hier, wie allenthalben, den gewöhnlichen städtischen Vergnügungen, den Assemblees, Thees, dem Theater u. dgl. Abbruch. Wie man hier im Sommer lebt und sich vergnüget, und wie ich mitgelebet und genossen habe, sollst Du erfahren.

Man findet hier weniger Landhäuser als bei andern Hauptstädten gleicher Größe, welches aber nicht von der Gleichgültigkeit gegen das Landleben herkömmt, sondern darin seinen Grund hat, daß in Königsberg eine große Menge schöner, zum Theil sehr großer Gärten ist, daß man in einigen Gegenden der Stadt so frei wie auf dem Lande wohnet, und daß man hier einen großen Ueberfluß von Lustörtern hat, die häufig besucht werden. Die mehresten Wohlhabenden besizzen Pferde und Wagen, und wem es daran mangelt, der erhält um einen sehr billigen Preis von den Fuhrleuten einen Wagen oder ein Reitpferd zur Miethe; daher ist an Sonn- und Festtagen die halbe Stadt auf dem Lan-

de, wo der Geschäftslose auch an den Werktagen seinem Vergnügen nachgehet. Wir wollen uns mit den besuchtesten Lustörtern ein wenig bekannt machen, dann magst Du urtheilen, ob die Königsberger der Landhäuser bedürfen.

Der Sprind ist der nächste und besuchteste Ort bei Königsberg; doch gehet man nur dahin, wenn man nicht Zeit oder Lust hat, einen weiten Weg zu machen.

Durch eine der längsten und schönsten Straßen von Königsberg, die neue Sorge rc., die bei einer ansehnlichen Breite vollkommen gerade, und mit schönen Häusern besezt ist, kömmt man an das Gumbinner Thor, von welchem eine schattigte Linden-Allee — hier eine Seltenheit — bis nach dem Sprinde führet. Links liegt ein Kirchhof, dessen Umzäunung die Franzosen zerstört haben, rechts ist auch ein Beerdigungsplaz, der eben erst angelegt zu seyn scheint. Ist man über diese allerdings nicht erfreulichen Gegenstände hinaus, so öffnet sich rechts eine der schönsten Aussichten in ein weites, liebliches, vom Pregel durchströmtes Wiesenthal, hinter welchem eine reiche, mit unzähligen Dörfern besezte Landschaft, die sich anmuthig, so weit das Auge reicht, in schöner Mannichfaltigkeit ausbreitet. Dieser schöne Anblik begleitet den Lustwandler bis zu dem kurzen Ziel seines Weges, und wird nur ein paarmal, auf Augenblikke, durch einige geschmakvolle Landhäuser unterbrochen, die dicht am Wege

stehen. Im Sprinde selbst findet man vielen Schatten und gute Bewirthung; an einer schönen Aussicht mangelt es indessen hier, die man nur an heitern Tagen durch die schöne Welt, die in Königsberg mit Recht diesen Namen führet, ersezt findet. Wem der Weg nach dem Sprinde noch zu kurz deucht, der gehet nach Deveau; doch dort hat man außer dem Garten keinen Schatten, auch ist die Gesellschaft daselbst selten zahlreich.

Auf demselben Wege, aber anderthalb Meilen weiter, kommt man zu dem Lustorte Bladau, der besuchter seyn würde, als er es nicht ist, wenn der Weg dahin angenehmer wäre. Ist man einmal dort, so vergißt man gern, über der reizenden Lage des Landhauses, die langweilige Fahrt. Es ist hier überall keine weite, überraschende Aussicht; das Auge verliert sich nicht in großen Fernen, aber die von Wiesen unterbrochnen Laubwälder, die einzelnen herrlichen Baumgruppen, ein tiefes, schattiges, von einem klaren Flüßchen gewässertes Thal, und einige romantisch gruppirte Berge geben dem Orte eine ganz eigne Anmuth; so daß man stets gern dahin zurükkehrt und ihn jedesmal befriedigt verläßt. Eine halbe Stunde von dem sakheimer Thore liegt am Ufer des Pregels die Mostbude, zu der ein, durch fette Getraidefelder gehender, Weg führet. Ein dichter, zu jeder Tageszeit schattigter, Eichenhain, der sich längst dem Gestade des sanftströmenden Pregels hinziehet, in dessen Laubgewöl-

den unzählige Singvögel ihr vielstimmiges Chor singen, reizet zum Lustwandeln den Freund der Natur in die dichteren Gebüsche, wo die einsame Nachtigall ihr klagendes Lied flötet; den Beobachter des menschlichen Fleißes zur nahen Salpeterfabrik, den Kaufmann nach dem Pregel, auf dessen Rükken Rußlands Naturschäzze der stolzen Hauptstadt zuschwimmen. Dieser Ort ist, seiner Nähe wegen, nur des Nachmittags besucht.

Preußisch Arnau, ein adliches Gut mit einem zur Aufnahme der Fremden eingerichteten Gasthofe, wird von vielen Königsbergern verkannt, und ich muß gestehen, ich selbst konnte mich bei dem ersten Anblik desselben kaum eines Lächelns enthalten, da mir meine Freunde eine Lustparthie dahin als höchst anziehend geschildert hatten: denn ich fand, nach einer beschwerlichen Fahrt durch einen erstikkenden Sand, durchaus nichts, was mich dafür entschädigt hätte; aber bald nahm ich mein vorschnelles Urtheil zurük. Der Gasthof ist freilich elend und der dazu gehörige Garten nichts weniger als schön, aber von einem nur wenige Schritte davon entfernten Berge hat man eine höchst überraschende Aussicht, die Hakerts Pinsel nicht unwerth wäre. Der blaue Pregel, der an dem Fuße des Berges fließet und hier zwei große Inseln bildet, schlängelt sich, zwei Meilen weit sichtbar, durch eine grüne Wiesenfläche, die durch Dörfer, Kirchen, Schlösser und Baumgruppen unterbrochen wird, und auf der zahl-

lose Viehheerden weiden. Die den Fluß hinunter-schiffenden Fahrzeuge, das weidende Vieh, die arbeitenden Landleute bringen ein Leben in die Landschaft, das ihren Reiz unendlich erhöhet. Links kränzen dichte Wälder den Horizont, rechts aber hebet die Hauptstadt ihre zahllosen Thürme empor und breitet sich gegen den anströmenden Pregel aus, der in ihren Mauren verschwindet. Eine schattigte Allee führet zu dem gutgebauten Herrenhofe, hinter dem man dieselbe Aussicht, doch mehr in der Ferne und weit umfassender hat.

Die zu diesem Gute gehörige Kirche wird die Kirche zu Jungferndorf genannt und zwar aus dem Grunde, weil eine Jungfrau die Veranlassung zu ihrer Stiftung gab. Vor alten Zeiten trieb nämlich in dieser Gegend eine Räuberbande ihr Wesen, die die Reisenden beraubte und um nicht entdekt zu werden mordete. Lange schon hatten diese Schnapphähne die Gegend unsicher gemacht, als ein Mädchen in ihre Hände fiel, die sie in ihre Höhle schleppten und zwangen, ihnen die Küche zu besorgen, unter der Drohung: daß ein Versuch sich zu entfernen ihr das Leben kosten würde. Sie mußte sich, da sie ihr Leben liebte, in ihr Schiksal finden, besorgte mehrere Jahre den Räubern die Wirthschaft und hatte bereits alle Hoffnung, je aus dieser rohen Gesellschaft erlöset zu werden, aufgegeben, als ein Jüngling auf seinem Wege nach der Stadt sich verirrte und in die Höhle kam. Zufällig waren die Räuber

alle abwesend und das Mädchen, von Mitleid zu dem jungen Manne ergriffen, entdekte ihm, wo er sey, wieß ihm einen Verstek an, wo er sich verbergen konnte, da keine Wahrscheinlichkeit vorhanden war, daß er bei Tage aus dem Walde kommen würde, ohne von den Räubern gesehen zu werden, und entließ ihn endlich in der Nacht, nachdem sie ihn, während die Buschklepper zechten, auf den rechten Weg gebracht hatte. Bei seinem Entlassen gab sie ihm eine Mezze Erbsen, gebot ihm, diese einzeln längst dem Weg zu streuen und trug ihm auf, so schnell er konnte nach Königsberg zu eilen, dort die Anzeige von der Entdekkung der Räuberhöhle zu machen und die Rathsherren zu vermögen, noch vor Tagesanbruch ein Kommando Soldaten zum Walde zu schikken, damit die Räuber gefangen würden. Er richtete seinen Auftrag aus und man bemächtigte sich der Buschritter, von denen keiner entkam. Die großen Schäzze, die man in der Höhle fand, wurden der Jungfrau zur Belohnung ihrer Klugheit zuerkannt, und der durch sie gerettete Jüngling warb um ihre Hand; doch sie verwandte ihren Reichthum zu Erbauung dieser Kirche und gieng in ein Kloster. Eine Bildsäule, die in der Kirche steht, verewigt ihr Andenken. Gäbe diese Geschichte nicht den Stoff zu einem Drama?

Durch eine prächtige, eine halbe Meile lange, Eichenallee gelangt man von Arnau nach dem Schloß Fuchshafen, welches sich ebenfalls durch eine reizende

Gegend, die aber einen mehr romantischen Karakter als die bei Arnau hat, auszeichnet. Dieser Ort wird vorzüglich um die Obstzeit häufig von den Hauptstädtern besucht, da hier in dem Schloßgarten ein vorzüglich wohlschmekkendes Obst und herrliche Weintrauben gezogen werden. Das Schloß gehört einer freiherrlichen Familie von Fuchs und ist merkwürdig durch ein sonderbares Testament, das eine frühere Besizzerin desselben machte, vermöge dessen das Schloß unbewohnt, und alles darin in dem Zustande bleiben mußte, wie man es bei ihrer Sterbestunde finden würde. Ueber sechszig Jahre hatte man ihren lezten Willen in Ehren gehalten, da wurde die innere Ordnung durch Einbrüche gestört, und man bemerkte zu gleicher Zeit, daß einige Reparaturen dringend nothwendig wurden; daher suchte man die Einwilligung der Regierung zum Verkauf der Möbeln nach, die man auch erhielt. Wäre es möglich gewesen, den Willen der Testatorin unangegriffen zu lassen, so wäre es nach ein paar hundert Jahren gewiß merkwürdig gewesen, eine vollständige Einrichtung der Vorzeit zu sehen. Der Garten ist prächtig im altfranzösischen Geschmak; doch siehet er in der bezaubernden Gegend wie ein Kinderspiel aus. Von hier aus fährt man zu Wasser nach Barthen, oder nach Friedrichstein, zwei prächtige Schlösser, die sowohl durch ihre natürliche Lage, als auch durch die Verschönerungen der Kunst merkwürdig sind. Den Rükweg nach Kö-

nigsberg macht man gewöhnlich auch auf dem Pregel, und tritt man ihn zeitig genug an, um noch bei Tage in der Stadt seyn zu können, so genießet man eine der schönsten Wasserparthien, die es geben kann; da die Ufer des Pregels eine reiche Mannichfaltigkeit von Gegenständen darbieten, die mit raschem Wechsel, wie die Bilder einer Zauberlaterne, vor dem geschmeichelten Aug' vorbeigehen.

Vor dem friedländer Thor, eine Viertel- und halbe Stunde davon entfernt, liegen Rathshof und Aweiden, ersteres ausschließlich nur von der geringen Klasse, des Tanzes wegen, besucht, lezteres am Sonntage gleichfalls, an den Werktagen nur von den höheren Ständen. Aweiden wird durch einen schattigten, mit schönen Gängen versehenen Park anziehend.

Jerusalem ist etwa 3/4 Stunden von der Stadt entfernt, und unstreitig der angenehmste Ort in dieser Entfernung von Königsberg. Aus den Fenstern des Schlosses, das ganz zur Aufnahme der Besuchenden einem Gastwirth eingeräumt ist, hat man die schönste Ansicht von Königsberg, das sich in seinem ganzen Umrisse amphitheatralisch zeiget. Welch eine Häusermasse! die sich von diesem Standpunkt so vortheilhaft ausnimmt, daß sie die reichste Phantasie eines Mahlers für seinen Pinsel nicht besser ordnen, nicht schöner gruppiren könnte. Den Vorgrund machet ein weites, grünes, von mehreren Armen des Pregels durchschnittenes, Thal, das

sich sanft zu einem Eichenwalde erhebet, an dessen Eingang mehrere Landhöfe liegen, deren weißer Anpuz und rothe Bedachung mit dem hellen Wiesengrün und dem dunkleren des Waldes im schönen Gegensaz stehen. Beinahe unter den Fenstern des Schlosses fließet der eine Pregelarm, dessen sanfte Strömungen das Auge, wenn es von dem Ueberblik der weiten, reichen Gegend ausruht, angenehm beschäftigen. Der Name dieses Ortes hat einen sonderbaren Ursprung. Die deutschen Ritter mußten nämlich bei ihrer Aufnahme in den Orden einen Kreuzzug nach Jerusalem geloben, da dieses der anfängliche Zwek ihres Ordens war. Da sie nun nach dem Verlust des heiligen Grabes ihr Gelübde seinem Sinne nach nicht erfüllen konnten, wollten sie es wenigstens dem Worte nach thun. Sie erbaueten daher hier ein Schloß, nannten es Jerusalem und beruhigten ihr Gewissen dadurch, daß sie hieher wallfahrteten und sich mit Kampfspielen belustigten.

In einer ganzen viersizzigen Chaise auf geradem Wege umgeworfen zu werden, und dann aus dieser umgekehrten Schachtel in Gegenwart eines halben Duzzend kichernder Mädchen und einer Menge Spaziergänger herauskriechen zu müssen, das ist wirklich eine so unangenehme, als lächerliche Lage: ich bin leider in diesem tragikomischen Fall gewesen. Herr D* lud mich zu einer Spazierfahrt nach Friedrichstein ein, welches zu sehen ich bisher noch nicht

Gelegenheit gehabt hatte, daher ich die Einladung mit Vergnügen annahm. Da der Ort drei Meilen von Königsberg entfernt liegt, so machten wir uns schon um fünf Uhr des Morgens auf den Weg, nachdem sechs Damen in einem offnen, eleganten Halbwagen, Herr D* aber, nebst noch zwei Herren und ich, in einem ganzen Wagen Plaz genommen hatten. Mir mißfiel diese Anordnung, die uns der Damengesellschaft während des Weges beraubte, doch Herr D*, der meine Gedanken errathen mochte, entschuldigte diese Absonderung mit dem Mangel an Plaz, und mit dem Wunsch der Frauen, den schönen Morgen im Freien zu genießen, was sich in der viersizzigen Kutsche nicht thun ließ. Wir waren kaum tausend Schritte auf der großen Heerstraße fortgerollt, als unser Kutscher, der etwas zu viel Spiritus gegen die böse Morgenluft zu sich genommen haben mochte, gegen eine große Baumwurzel anfuhr und uns umwarf. Der Schrekken machte uns sprachlos und die sonderbare Lage, in der wir uns befanden, machte es uns, die wir für den Augenblik die Besinnung verloren hatten, unmöglich aufzustehen. Die Damen, die unsern Unfall gesehen hatten, ließen halten, stiegen aus und kamen zu unserm Wagen, in der Besorgniß, daß wir sämmtlich ein Unglük genommen haben möchten, da sich keiner von uns zeigte. Auf ihre Frage darnach, versicherten wir sie von dem Gegentheil, gaben ihnen aber zu bedenken, wie wir

noch keinen Ausweg ersonnen hätten, herauszu-
steigen, ohne einer auf den Andern zu treten, da-
her wir vorläufig in unsrer eben nicht angenehmen
Lage verharrten. Endlich mußten wir doch, so gut
es ging, durch das Kutschfenster kriechen; ich war
der erste, der den Kopf hervorbrachte und wurde
mit einem kreischenden Gelächter bewillkommt.
Herr D* war am übelsten daran: denn er wollte
dem Kutscher den Text lesen und fand doch den Un-
fall so lächerlich, daß er zu keinem ernsthaften Wort
kommen konnte. Nachdem wir uns wieder einge-
pakt hatten, ging die Reise ununterbrochen glük-
lich fort, bis vor Friedrichstein, wo uns ein neuer
Unfall traf: denn heute sollte nun einmal ein un-
glüklicher Tag, in Hinsicht unsres Fahrens, für
uns seyn. Vor dem Schlosse senkt sich der Weg
plözlich abwärts, und zwar so beträchtlich, daß die
Pferde mit aller Macht zurük gehalten werden müs-
sen, um das Ueberrollen des Wagens zu verhüten.
Unser Kutscher, der heute einmal seine Haltung
verloren hatte, vielleicht auch nicht Kräfte genug
besaß, die muthigen Pferde zu zügeln, ließ den
Wagen schnell hinunter rollen, der den Pferden an
die Füße kam, worauf diese mit Windesschnelle den
Berg hinunter liefen und uns der Gefahr aussezten,
in einen Abgrund zu stürzen. Glüklicher Weise ge-
lang es dem unvorsichtigen Pferdelenker, durch einen
gewaltigen Ruk in die Zügel, die verwilderten Rosse
ein wenig zu wenden, wodurch ihr Lauf eine andre

Richtung erhielt, und sie wider das Schloß anliessen, wo der Wagen wiederum umwarf, jedoch ohne allen Schaden für uns. Du wirst nun glauben, daß das Vergnügen des Tages durch diese Unfälle uns verdorben worden sey? Du irrest, mein Lieber! im Gegentheil reizten uns diese Vorfälle, nachdem der erste Schrekken vorüber war, zum Lachen und wir verlebten hier, wo die Natur in ihrem Festkleide prangt, einen sehr frohen Tag.

Das Schloß zu Friedrichstein ist ein geschmakvolles, prächtiges Gebäude, dessen sich kein regierender Fürst zu seinem Wohnsiz zu wählen zu schämen hätte; es ist in einem so reinen, edlen Styl gebauet, daß auch der eigensinnigste Tadler nichts daran auszusezzen finden kann. Alle seine Umgebungen sind dazu passend: man sieht durchaus nichts Kleinliches, nichts Aermliches, denn alles ist groß und schön, und stehet im Einklange mit diesem Prachtgebäude. Bis auf die geringste Bauerhütte des daneben liegenden Dorfes, ist jedes Gebäude massiv aus Steinen gebauet, unter Anpuz gehalten und reinlich, und überall spricht Wohlstand und Ordnung den Beschauer wohlthuend an. Vor dem Schlosse liegt ein mit Quadern eingefaßter Fischteich, den ein herrlicher Laubwald umkränzt, der sich im Hintergrunde öffnet und ein reizendes Thal zeiget, das schön mit den großen Baummassen kontrastiret. An der einen Seite des Schlosses ist ein ebner, mit uralten Bäumen besezter Plaz, deren

dichtes Laubdach einen immerwährenden Schatten verbreitet, in dem die Lustfahrer gewöhnlich ihre Mahlzeiten halten. Unmittelbar daran erhebet sich ein hoher Waldberg, auf dem mehrere Spaziergänge angebracht sind; auch ist hier ein Karusell gebauet, das aber nur wenig und von denen benuzt wird, für die die Natur vergebens ihre Reize entfaltet. Hinter dem Schloß liegt ein großer, mit feinem Sinne angelegter Park, an dem alles Kleine und Kleinliche sorgfältig vermieden ist. Er hat einen so bedeutenden Umfang, daß mehrere Stunden erfordert werden, um ihn zu durchwandern. Er wird durch keine Umzäunungen begrenzt, sondern durch einen Fluß von dem Felde getrennet; von dem mehrere Arme durch den Garten geleitet sind, die ihn in verschiedenen Richtungen durchströmen. Eine Abtheilung des Parks, der Tartarus genannt, bestehet aus einer dichten Nadelholzwaldung, in der ein ewiges, schauerliches Dunkel herrscht; kein Sonnenstrahl dringt durch die verwachsenen Zweige, kein Gräschen entkeimt dem schwarzen, mit Tannennadeln besäeten Boden, kein Gesang der Vögel unterbricht das düstre Schweigen, das hier über diesem Dunkel ruht. Ein stygisches, trübes Gewässer, das diesen Schrekkensort durchfließt, erhöhet noch den schwermüthigen Karakter des Ganzen. Ein andrer Theil des Parks, das Elisium, würde an jedem andern Orte, wie hier, seinem Namen entsprechen, doch der hohe Reiz der ganzen

Gegend schwächt den Eindruk, den die allerdings sinnvolle Anlage macht. Tempel und Ruinen sind im Park nicht zu finden und überall birgt sich die Kunst hinter dem Schleier der Natur, der sie nur als treue Dienerin folget, nie aber hier als Gebieterin herrschen will.

So schön der Park auch ist, so kommt er an Anmuth den nahen Waldbergen nicht gleich, auf deren Rükken sich nach allen Richtungen Spaziergänge befinden, deren schönster sich längst einem ansehnlichen, tief im Grunde fließenden, Gewässer bis nach Ottenhagen, einem freundlichen Kirchdorfe, hinziehet, von wo man eine Aussicht bis nach Schloß Barthen und über den Pregel hat.

Wir fertigten unsere Wagen sehr schnell ab, um uns dem Genuß der schönen Natur desto länger überlassen zu können; doch hatten wir, da wir am Abend müde und erschöpft von unsern Spaziergängen zurük kehrten, bei weitem noch nicht alle ausgezeichnete Punkte der Landschaft gesehen; daher wurde beschlossen, hier über Nacht zu bleiben und am andern Morgen unsre Wanderungen fortzusezzen. Nachdem sich die Damen, mehr ermüdet wie wir Männer, zum Schlafen entfernt hatten, brachten wir noch dem Bachus hinter dem dampfenden Punschnapf ein Opfer, und begaben uns endlich auch zur Ruhe, um den Morgen nicht zu verschlafen. Die aufgehende Sonne fand uns schon bei dem Kaffee, durch den gestärkt wir uns aufs Neue

auf den Weg machten. Der gute Wille übertraf unsre Kräfte, ohnedem da die Hizze mit dem Tage zunahm; wir mietheten uns daher einen großen Bauerwagen, und ließen uns nach den schönsten Standpunkten hinfahren. Auf diese Weise brachten wir den Tag in dem reinsten Genusse zu, der durch die muntre Laune der Damen um vieles erhöhet wurde, und erst spät kehrten wir nach Königsberg zurük, wo ich mir die nächsten Tage hindurch sehr natürlich nicht gefiel.

Zum brandenburger Thor hinaus liegen mehrere Lustörter, die nur dem guten Getränke ihren Zuspruch zu verdanken haben, sich sonst aber durch nichts auszeichnen; doch hat man aus dem Garten des Landhauses Diboisruh eine vortreffliche Aussicht auf die Stadt und den Hafen. Der Garten steht leider! dem Publikum nicht offen. Eine Meile weiter liegt, dicht am Ufer des frischen Hafes, der Gasthof zum hohen Kruge. Liebhaber von Wasser-Ansichten besuchen ihn häufig; ich habe darin einen langweiligen Tag gehabt.

Von dem holländischen Baum — so heißt hier der Eingang des Hafens — gehet man auf einem gleichen, bei jeder Witterung troknen Damm längst dem Ufer des Pregels, der auch hier zwischen unabsehbaren Wiesen fließt, nach einem Gasthause, die Kosse genannt. Die ein- und auslaufenden Schiffe müssen hier alle vorbei, daher der Ort dieses anziehenden Anbliks wegen sehr besucht ist. Eine

halbe Stunde davon liegt am Ausfluß des Pregels in das Haf das Schloß Hollstein, ein so angenehmer als besuchter Lustort, auf den ich weiter unten zurük kommen werde.

Seitwärts von der Kosse befindet sich, in einem stillen, lieblichen Thal, von wo aus man eine Aussicht auf den Pregel und die jenseitige Höhe hat, ein einzelnes Wirthshaus, die neue Bleiche, beliebt wegen der vortrefflichen Milch, die man daselbst zu jeder Tageszeit haben kann. Es liegt an einer hohen Bergspalte, durch die ein heller Bach rauschet. Eine schön gewölbte Brükke, die in einiger Entfernung davon über diese Bergspalte gehet, macht einen sonderbaren Effekt, aus dem tiefen Grunde gesehen.

Unmittelbar vor dem steindammer Thor lieget ein zur Stadt gehöriges Dorf, „die Huben,“ in welchem mehrere Königsberger Landhäuser haben, die mit Geschmak angelegt und oft mit großem Kosten-Aufwand verschönert sind. Eines der schönsten davon, das dem jüdischen Kaufmann Oppenheim gehört, zeichnet sich seiner einzig schönen Aussicht wegen vorzüglich aus; und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte: daß es in dieser Hinsicht keinem der bestgelegenen hamburger Landhäuser nachstehet. Ein anderes Landhaus, dem jüdischen Kaufmann Caspar zugehörig, lieget weniger schön und wird auch in Rüksicht seiner Anlagen nie das werden, was des Herren Oppen-

heims Landsiz ist, obgleich der Besizzer ungeheure Summen daran verschwendet und täglich ganze Schaaren von Arbeiter beschäftiget, die, wie mir dünkt, keinesweges geschmakvollen, Geburten seiner Phantasie zu verwirklichen. Bescheiden und doch sinnvoll ist dagegen der Lustgarten eines Pfarrers an den Ufern eines klaren, über bunte Kiesel rieselndes Baches angelegt, und verräth den guten Geschmak und den richtigen Blik bei der Benuzzung des Raumes seines Besizzers. Der Gasthof Conradshof hat keine Aussicht, aber gute Anlagen. Seine Nähe an der Stadt und ein Karusell machen ihn besucht. Carlsruh, ein andrer Gasthof, hat eine bessere Lage und daher auch eine zahlreichere Gesellschaft.

Der schönste, und in doppelter Rüksicht merkwürdige Landsiz, ist der des Kirchenrath Busolt. Er ist von dem berühmten von Hippel angelegt, und von dem Könige von Preußen und seiner angebeteten Gemahlin bei ihrer Anwesenheit in Königsberg bewohnet worden. Mir war dieser Ort heilig, daher ich mir die Erlaubniß auswirkte, ihn mit Muse besehen zu dürfen, und wirklich habe ich mich beinahe einen ganzen Tag lang hier aufgehalten, um theils alles genau in Augenschein zu nehmen, theils den Empfindungen nachzuhängen, die sich meiner hier bemeisterten.

Hier ruhte einst der geniale Hippel von seinen Amtsgeschäften aus, hier überließ er sich dem

Genuß der Freundschaft und hier arbeitete er viel- leicht seine Lebensläufe, sein klassisches Werk über die Ehe und andre seiner Schriften, die ihm die Unsterblichkeit sichern, aus. Hier machte die ver- klärte Louise ihrem königlichen Gemahl sein un- geheures Unglük vergessen, hier ermuthigte sie ihn zur Ausdauer und hier wandelte der Vater seines Volkes, sich seiner Hoheit entäußernd, unter seinen Kindern und lehrete sie durch sein Beispiel, das Unglük groß und muthig ertragen, und einer bes- sern Zukunft entgegen harren. Mit Entzükken sprechen die Königsberger von dem Aufenthalt des Königes auf diesem kleinen freundlichen Ruhesiz, wo er zeigte, wie sehr er des Glükkes werth war, das ihn jezt so überschwenglich krönt.

Du wirst begierig seyn, etwas von Hippels Geschmak in seinen Anlagen zu erfahren; ich eile, um Deine Neugierde, so gut ich kann, durch eine Beschreibung seines Landsizzes zu befriedigen.

In einer kleinen Entfernung von den Wirth- schafts-Gebäuden, liegt auf einer mäßigen Anhöhe das kleine, nur sechs Zimmer enthaltende, aber sehr geschmakvoll eingerichtete, Wohnhaus. Aus dem Gartensaal führt eine Flügelthüre auf eine, mit Blumenstükken verzierte, mit Orangerie be- sezte und mit hohen schattigten Bäumen umgebene Terrasse, die durch einen Landweg von dem eigent- lichen Park getrennet ist. Bei den Eintritt in die- sen wird man von einem tiefen Dunkel umgeben,

das von hohen, starklaubigten Bäumen verbreitet wird, die durch ihre dichtverwachsnen Blätterkronen jedem Sonnenstrahl das Eindringen verwehren. Es ist hier so kühl, daß man in Gefahr ist, sich zu erkälten, wenn man unmittelbar aus dem Sonnenschein in diesen Schatten tritt. Weiterhin stehen die Bäume weniger dicht neben einander, die Gänge erweitern sich und ein schöner Wechsel von Gegenständen belustiget das Auge, indem die Einbildungskraft angenehm beschäftiget wird. Hier lokt ein freundliches, sonnigtes Pläzchen an, einige Augenblikke zu verweilen, denn die Wärme wirkt wohlthuend, da es in dem tiefen Schatten beinahe zu kühl war. Da wölben sich hohe, geradstämmige Bäume über eine Statue zum natürlichen Tempel; hier breitet sich eine kleine Wiesenfläche aus, dort gruppiren sich hellgrüne Gebüsche, hinter denen dunkle Tannen sich emporheben, die weiterhin wieder von herrlichen Buchen verdrängt werden, deren silberne Rinde magisch durch das Unterholz schimmert. Ein heller, laut murmelnder Bach windet sich mit vielen Krümmungen durch diesen Theil des Parks, und bringet eine größere Mannichfaltigkeit hinein, da er oft plözlich den Pfad hemmet, hier einen Wasserfall, dort eine Insel bildet, und wegen seiner mäandrischen Krümmungen mehrere Brükken nothwendig gemacht hat. Nun wende ich mich rechts, wo sich mehrere Laubgänge längst einem Berge ziehen. Die Gänge werden immer dich-

ter, der Berg immer schroffer, das Gehen wird beschwerlich, bis der Pfad sich endlich wieder senket und zum Schattenthale zu führen scheinet. Plözlich öffnet sich die Aussicht und ich stehe vor einem großen herrlichen Getraidefelde, das sich längst einem abhängigen Berge ausdehnet und mir die Aussicht durch eine Bergspalte auf den Pregel öffnet, der von den Bergen wie von einen Rahmen eingefaßt erscheint. Durch das Getraidefeld führen mehrere Gänge; ich wähle den, der zum Gipfel des Berges führt und meine Erwartung hat mich nicht betrogen: denn reichlich lohnt die herrliche Aussicht über die Pregel-Landschaft, deren Hintergrund Königsberg schließet, die kleine Mühe des Besteigens. Gesättiget von der reichen Ansicht verfolge ich meinen Weg, der mich wieder in ein anmuthiges Wäldchen führet, das von dem hier schon mächtiger gewordnen Bach durchschnitten wird, und manchen sinnvoll angelegten Ruhepunkt enthält, der den bereits etwas ermüdeten Wanderer zum Verweilen einladet. Noch einmal öffnet sich der Wald, um einer blumigten Wiese Plaz zu machen, hinter der sich ein kleiner dichter Hain erhebet, der bis zu einer großen, nach Pillau führenden, Heerstraße gehet, die gerade da, wo er endet, durch eine schöne gewölbte Brükke gezieret wird. Ohnfern der Landstraße, doch noch im Park, lieget eine kleine niedliche Bauerhütte, die dadurch merkwürdig wird, daß hier Hippel dem berühmten, um

den deutschen Landmann hochverdienten Zacharias Becker ein ländliches Mahl gab, wobei die Gesellschaft auf hölzernen Stühlen saß, und sich bei dem Essen ganz einfacher bäuerlicher Geräthschaften bediente. In allen diesen Anlagen spricht sich des gefühlvollen Denkers Sinn so deutlich aus, daß die Besichtigung dieser seiner kleinen Schöpfung ein unbeschreibliches Vergnügen gewähret. Schade, daß der gegenwärtige Besizzer diesen Park nur aus dem ökonomischen Gesichtspunkt betrachtet, und daher so wenig Schonung für die sinnvollen Anlagen desselben zeiget, daß er selbst darin holzen läßt! Hippels Andenken und die Erinnerung an das erhabne Königspaar, sollte wohl die Unverlezlichkeit dieser Lusthaine sichern.

Eine Stunde von Königsberg lieget, zum steindammer Thor hinaus, das Kirchdorf Juditten, wohin an heitern Tagen große Karavanen zu Fuß, zu Roß und fahrend ziehen. Der durch seine Umgebungen reizende Weg macht einen Spaziergang dahin sehr angenehm. Ohnfern von dem Thore ist ein Friedhof, dessen sinnvolle Inschrift von Salis: „Nur durch des Grabes Pforte geht man der Heimath zu," den Waller innig anspricht und zu einer sanften Wehmuth stimmt. Weiterhin gehet der Weg ununterbrochen durch herrliche fruchtbare Getraidefelder, während man rechts die Huben mit ihren niedlichen Landhäusern, links aber eine paradiesische Landschaft im Gesicht behält, die

sich in weiter Ferne in den blauen Fluthen des Hafes verlieret. Der Pregel fließet durch ein weites Wiesenthal, das von einer Höhe begrenzt wird, auf der der Nasse-Garten, eine Vorstadt von Königsberg, mehrere Landhäuser, Windmühlen, Kirchen und Dörfer in malerischen Gruppirungen zerstreut liegen und sich längs dem Hafe ausbreiten, das, nachdem es bei dem Schlosse Hollstein den Pregel in sich aufgenommen hat, sich so weit das Auge reicht ausbreitet und endlich mit dem Horizonte zusammen zu fließen scheint. Die capornische Heide, ein mehrere Meilen langer Fichtenwald, dehnet sich von der andern Seite aus und schließet den Gesichtskreis. Auf der Mitte den Weges wird man durch eine optische Täuschung überrascht: denn der Pregel scheinet bergauf zu fließen und zwar so augenscheinlich, daß es Mühe kostet, sich von diesem Sinnenbetruge loszureißen. In Juditten selbst hat man mehr oder weniger dieselbe Aussicht, wie auf dem Wege, je nachdem man einen Berg besteiget, oder im Thale steht. Auf dem Kirchhofe dürfte wohl der schönste Standpunkt seyn, von wo man auch die Thürme von Königsberg sieht. Die Kirche ist durch ein uraltes Bild der heiligen Jutta merkwürdig, das vor der Reformation viele Wunder gethan haben soll. Die Reformation hat den Glauben an dieses Wunderbild nicht zerstört; denn noch in der lezten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts kamen Pilger bis aus Rom, der heiligen Jutta ihre Ver-

ehrung zu bezeugen, und ließen sich, sonderbar genug! von dem lutherischen Geistlichen Atteste geben, daß sie hier ihre Andacht verrichtet hatten.

Mehrere begüterte Königsberger haben in Juditten prächtige Landhäuser, die mit vielem Geschmak eingerichtet sind und in der Nähe eines Waldes liegen, der angenehme Spaziergänge enthält.

Spittelhof und Moditten, beide nicht weit von Juditten entfernt, werden mehr des reizenden Weges, als ihrer Umgebungen wegen, die nicht zu den schönsten gehören, besucht. Derselbe Fall ist es mit Mecheten, welches sich aber durch ein ansehnliches Schloß auszeichnet.

Für Liebhaber des Wildromantischen, ist Galtgarben ein angenehmer Ort, der reich an großen Ansichten ist. Er liegt drei Meilen von Königsberg, ein nicht gar zu angenehmer Weg führet dahin und die Bewirthung ist so schlecht, daß man die nöthigen Erfrischungen mitbringen muß, um nicht daran Mangel zu leiden. Der Berg, der auch historisch merkwürdig, wegen der von den heidnschen Preußen hier angelegten Befestigungen ist, wird für den höchsten im Lande gehalten und soll fünfhundert Fuß hoch über die Meeresfläche erhaben seyn. Diese Höhe ist freilich im Vergleich der Berge andrer Länder nicht beträchtlich, indessen beschränken keine andern nahen Berge den Gesichtskreis, den man von seinem Gipfel hat, daher die Aussicht davon weit und entzükkend ist. Man siehet von der einen Seite

Königsberg, das drei Meilen, von der andern aber Pillau, das vier Meilen davon entfernt ist. Gegen Norden wird der Gesichtskreis vom Meere, gegen Westen vom frischen Hafe geschlossen: er ist von allen Seiten beinahe unermeßlich: denn man übersiehet eine Landschaft von sechzehn Quadratmeilen, die sich gleich einer Land-Karte mit allen Bergen, Thälern, Wäldern, Seen, Dörfern, Landhöfen, Schlössern und Kirchen in bunter Mannichfaltigkeit ausbreitet. Der Berg selbst ist theils mit Laub-, theils mit Nadelholz bewachsen, hat viele Abgründe und Thäler, und hängt mit einer andern Bergkette zusammen, die sich nach Westen zu beinahe eine Meile weit ziehet. Die Kunst ist hier der Natur durch nichts zu Hilfe gekommen, so daß nicht einmal ein bequemer Pfad zum Gipfel des Berges führet; und dieser ist wieder so verwachsen, daß man mit Mühe die Aussichten suchen muß. Demohngeachtet wird niemand, der Sinn für Naturschönheiten hat, die Beschwerlichkeiten bereuen, denen man sich unterwerfen muß, um oben sich der reichen Ansichten zu freuen. Würde etwas an die Verbesserung des Weges gewandt, und unten ein anständiger Gasthof eingerichtet, oben aber ein Belvedere erbauet und einige bequeme Gänge dahinführend ausgehauen, so würde dieser Ort eines zahlreichen Besuches gewiß seyn.

Außer den genannten giebt es noch eine große Menge Lustörter, die ich hier nicht besonders auf-

zählen mag, die aber alle mehr oder weniger besucht sind: denn die Königsberger lieben das Landleben und wenden jede müßige Stunde dazu an, sich in der freien Natur zu vergnügen und die reine Luft vor den Thoren einzuathmen, die sie in den dumpfen Stadtmauern nur zu sehr entbehren müssen.

Mein Vorsaz war, Dich mit meinen Landpartien ausführlich bekannt zu machen und Dich an allen meinen hier erlebten kleinen Abentheuern Antheil nehmen zu lassen, allein diese sind so unbedeutend und jene ähneln in Rüksicht des Genusses einander so sehr, daß sie durchaus nichts Anziehendes für Dich haben können. Zwei mal in jeder Woche führen mich meine gütigen Freunde an irgend einen Lustort, wo ich in einer Gesellschaft von zwölf bis fünfzehn Personen, unter denen mehrere liebenswürdige Frauen sind, einen frohen Tag verlebe. Nach der bekannten Eßlust der Königsberger wird für eine gute Tafel gesorgt, die um nichts schlechter seyn darf, als in der Stadt; ein wohlgefüllter Flaschenkorb begleitet uns stets auf unsrer Reise, und so genieße ich diesen Sommer wie noch keinen.

Eine andre Art von Sommerlust gewähren hier die Garten-Konzerte, denen ich hier manchen frohen Abend zu danken habe. Beinahe mitten in der Stadt lieget der Schloßteich, der eine ausgezeichnete Zierde von Königsberg ist und, soviel mir bekannt, in keiner andern Hauptstadt seines Gleichen hat. Dieses schöne Gewässer ist beinahe eine halbe

Stunde lang, und seiner größten Hälfte nach von prächtigen terrassirten Gärten umgeben, die mit Lauben, Bildsäulen, Tempeln und Lusthäusern auf das Mannichfaltigste geschmükt sind, während sich um die kleinere Hälfte ein Halbzirkel schöner Gebäude ziehet, hinter denen sich das Schloß und die reformirte Kirche majestätisch erheben. An diesem Schloßteich liegen zwei öffentliche Gärten, in denen wechselsweise einige Tage in der Woche Konzert ist, zu dem sich die schöne Welt zahlreich versammlet. Gewöhnlich gehet man um fünf Uhr Nachmittags dahin, lustwandelt einigemale im Garten herum, um den Blumenflor der lieblichen Mädchen und Frauen zu mustern, und dann besteiget man einen niedlichen Nachen, in dem man sich auf dem Teich herum fahren läßt. Die Musik nimmt sich auf dem Wasser vortrefflich aus. Die Menge der bunten Fahrzeuge, die auf dem stets ebnen Wasserspiegel herumschwimmen, die reizenden Gärten, längs denen man vorbei fährt, die lange, mit Zuschauern gefüllte Brükke, die prächtigen, hinter den Gärten hervorragenden Gebäude — alles dieses zusammen gewährt einen bezaubernden Anblik. Wirft nun noch, wenn der Abend hereingebrochen ist, der Mond sein Silberlicht auf den Spiegel des Teichs, und ertönet, wie oft der Fall ist, eine Hörner-Musik, die hier ein vierfaches Echo wekt, so übertrifft dieser Genuß alle Beschreibung.

Eine andre Wasserfahrt längs dem Pregel bis

nach Hollstein, und von da ins kurische Haf, ist nicht weniger angenehm. Man besteiget zu diesem Ende auf einer Ladebrükke, ohnfern der Börse, ein Fahrzeug und fährt den Pregel hinunter; erst durch eine unabsehbare Reihe von Schiffen, bis nach dem Lizent, wo man sich wegen der Durchfahrt melden muß. Die vielen Speicher, Pakhöfe, königlichen Magazine, die Holzvorräthe, Schiffswerften, die Vestung scheinen vor den Augen nach und nach vorbei zu schwimmen, aber die Börse und die Bank bleiben die ununterbrochnen Begleiter bis zum Lizent. Ist man hier vorbei, so ziehet den Blik die reizende Wiesenebne an, die den Pregel umkränzet und ihn bis zu seiner Mündung verfolget. Die Stadt ist nun beinahe ganz unsichtbar, nur der prächtige haberbergische Thurm stehet einzeln, wie ein Riese, da und bleibet dem Rükblikkenden stets im Gesicht. Die ankommenden Schiffe, die man mit einem lauten Hurrah! bewillkommt und die abgehenden, denen man ein gemüthliches Lebewohl nachruft; die mancherlei Fahrzeuge, die auf dem ruhigfluthenden Strome unaufhörlich ab und zu fahren, geben einen erfreulichen Anblik von Thätigkeit, und beschäftigen den Beobachter angenehm, der hier die menschlichen Kräfte auf die verschiedenste Weise in Anwendung gebracht sieht. Endlich ist Hollstein erreicht, wo man anleget, um die Ruderer zu erquikken und das Schloß in Augenschein zu nehmen.

Dieses Schloß gehörte einst nebst vielen andern

Gütern der herzoglichen Familie von Hollstein=Beck, und der Gründer des Schlosses hatte den sonderbaren Einfall, es in der Figur eines lateinischen H erbauen zu lassen, was denn närrisch genug, aber keinesweges schön aussiehet. Es ist übrigens ein großes prunkendes Gebäude, mit mächtigen Bogenfenstern und nimmt sich, da es auf einer hohen Terrasse liegt, vorzüglich in der Ferne, gut aus. Es hat sonderbare Schiksale gehabt; denn bald nach seiner Erbauung stand es, da der Besizzer desselben aus Preußen verbannt wurde, viele Jahre hindurch leer und wurde von dessen Erben in Einer Nacht im Faro verspielt. Nun ging es aus einer Hand in die andre und wurde endlich an einen jüdischen Kaufmann für 30,000 Thaler verkauft, welches gerade der vierte Theil der Summe ist, die es früher gekostet hatte. Man hat mir versichert, daß der Besizzer schon längst wieder 100,000 Thaler dafür hätte nehmen können. Aehnliche Ankäufe sollen die Juden allenthalben in Preußen machen, die die gegenwärtige Geldnoth so gut zu benuzzen wissen, daß man fürchtet, der größte Theil des Grund=Eigenthums werde bald in ihren Händen seyn.

Doch wie komme ich von der Wasserfahrt auf den Güterhandel? wir wollen uns in unser Fahrzeug einsezzen und in das Haf hinaus segeln, denn unsre Schiffleute haben ausgeruht.

Nicht weit hinter Hollstein, an dem Fischerdorfe Menonitenwinkel, fällt der Pregel mit einer fast

unmerklichen Strömung ins Haf, das hier so seicht ist, daß die beladnen Schiffe, wenn sie nicht ganz genau die rechte Fahrt treffen, sich fest segeln. Die Mündung ist sehr breit, an vielen Orten mit Schilf und Rohr bewachsen, und ein beständiger Aufenthalt von Schwänen, wilden Enten und andern Wasservögeln. Königsberg ist hier wieder vollkommen zu sehen; von der andern Seite aber treten die kahlen Sandberge von Brandenburg hervor und in grauer Ferne zeigt sich die alte berühmte Burg zu Balga. Zur rechten Hand dehnt sich, so weit das Auge reicht, die capornische Heide aus, von der, halb verstekt, hier und da kleine Fischerhütten hervor schimmern, an deren einer wir landen und unser Mittagsmahl halten; wovon wir das mehreste mit uns führen, das aber durch ein Gericht eben gefangner Fische hier vermehrt werden soll. Ein solches Gericht Fische, die, so wie sie aus dem Wasser kommen, zubereitet und gekocht werden, ist ein Lekkerbissen, den auch der ausgemachteste Gourmand nicht verschmähet. Der geübteste Koch kann auch mit Hilfe der feinsten Saucen nichts dem Aehnliches bereiten, als wenn hier eine Fischerin eine Schüssel mit Fische auffsezt, die in der Regel außer Salz und Wasser, keine andre Zuthat erhalten. Der Grund dieses Wohlgeschmaks liegt aber darin, daß alle nur mögliche Gattungen von Fischen zusammen gekocht werden, daß sie ohne Verzug, wie sie aus dem Wasser gebracht und rein ge-

macht sind, in den Kessel kommen, und daß sie in dem Wasser gekocht werden, in dem sie gefangen sind.

Die Rükfahrt darf nicht früher, als eine Stunde vor Sonnenuntergang angetreten werden, damit man dieses erhabne Schauspiel noch auf dem Hafe fahrend genießen kann, von wo aus gesehen es unbeschreiblich prachtvoll ist.

Achter Brief.

Universität. — Gelehrsamkeit. — Bibliotheken. — Gelehrte Gesellschaften. — Buchhandel. — Unterrichts- und Erziehungsanstalten. — Milde Stiftungen.

Die hiesige Universität ist jezt beinahe ohne alle Studirende: denn alle, die nicht durch körperliche Gebrechen daran verhindert worden sind, haben die Waffen ergriffen und sich unter den Fahnen des Vaterlandes gegen den allgemeinen Feind versammlet, von wo sie noch nicht zurükkehrten. Die mehresten Professoren haben ihre Lehrsäle aus Mangel an Zuhörer geschlossen, da sie nicht vor leeren Stühlen lesen wollen; nur wenige lassen es sich gefallen, einem Auditorium von vier oder fünf Zuhörern Vorlesungen zu halten. So viel Ehre dieser Patriotismus den preußischen Jünglingen auch macht, so kann ich doch nicht umhin, es zu bedauren, daß so manches keimende Genie, was vielleicht mit Adlerflug sich zu den Höhen der Wissenschaft erhoben, was vielleicht neue Bahnen im Reich des Erkenntnisses gebrochen hätte, nun seinen frühen Tod auf dem Schlachtfelde gefunden hat. Wie viel des edelsten Blutes kostet Europa die wiedererrungene Freiheit: möge es sie doch zu bewahren wissen!

Die hiesige Universität war bereits in Abnahme, seit Rußlands Jugend hier nicht mehr ihre Bildung sucht und seitdem die Koriphäen Kant, Schulz,

Schmalz, Metzger und Krause nicht mehr sind. Die Stiftungen der Berliner und Breslauer Universitäten hat die Zahl ihrer Studirenden auf die Hälfte herab gebracht und nie wird sie wieder ihren alten Glanz zurük erhalten, da Rußland, Schlesien und die Mark nicht mehr ihre Jünglinge dahin senden. Da sich die deutschen Universitäten in den Haupteinrichtungen alle ähnlich sind, so werde ich wenig Besonderes von der hiesigen zu sagen haben, und ihre Lehrer kennst Du ja, wo nicht aus ihren Schriften, doch wenigstens aus der Litteraturzeitung.

Die hiesige Universität ist 1525 von Markgraf Albrecht gestiftet und sowohl von ihm, als seiner Gemahlin, nach damaliger Art, sehr reich ausgestattet; doch haben die Professoren nach dem jezzigen Maaßstabe sehr geringe Gehalte, da man es unterlassen hat, sie von Zeit zu Zeit zu erhöhen. Dagegen bestehet eine Stiftung, worin 120 Studirende ohnentgeldlich gespeiset werden und freie Wohnung erhalten, und eine noch größere Anzahl erhält wöchentlich einigemal theils unentgeldlich, theils gegen eine unbedeutende Zahlung Essen und Trinken. An Stipendien ist diese Universität ganz vorzüglich reich, wodurch eine große Menge unbemittelter Jünglinge in den Stand gesezt wird, sich den Studien zu widmen. Die theologische Fakultät ist vor Allen reich begabt, doch sind oft mit dem Genuß der Stipendien lächerliche Bedingungen verbunden.

So müssen einige Stipendiaten in Disputationen Gegenstände vertheidigen, an die kein Mensch mehr glaubt; einer ist verpflichtet, jährlich eine Rede zum Lobe eines verstorbnen achttägigen Kindes zu halten u. d. m.

Die Universitäts-Bibliothek ist weder zahlreich, noch durch seltne Werke und Handschriften merkwürdig, auch frägt man nach vielen neueren großen Werken vergebens, da es an Einkommen gebricht, sie anzuschaffen; indessen giebt es außer dieser noch zwei öffentliche Büchersammlungen, daher es den Gelehrten hier nicht an Hilfsquellen fehlet.

Die Münzensammlung, die sich bei der Bibliothek befindet, ist weder zahlreich, noch vollständig; auch ist sie nicht zum Besten geordnet.

Der botanische Garten, obgleich erst vor einigen Jahren angelegt, ist so vollständig, als er es in einem so kurzen Zeitraum werden konnte, und hat eine vortreffliche Anordnung. Er besizt den Vortheil einer ungleichen Lage und eines verschiedenartigen Bodens. Ohnfern davon ist die mit vielen Kosten geschmakvoll gebaute Sternwarte, die zugleich dem Herrn Professor Bessel zur Wohnung dienet. Zu bedauren ist es, daß durch den Garten, der die Sternwarte umgiebt, den Herr Bessel zu seinem Privat-Gebrauch benuzzet, dem Publikum einer der schönsten Spaziergänge geraubet wird. Der Plaz, auf dem die Sternwarte und der Garten angelegt sind, der Butterberg genannt, ist

der höchste Punkt der Gegend, von dem man den größten Theil der Stadt, den Hafen, die Vestung, den Pregel bis zu seinem Ausfluß, das Haf und eine reiche Landschaft in einer unermeßlichen Aussicht überschauet. Kein Königsberger, der Gefühl für Naturschönheiten hat, unterließ es, einigemal des Jahres hieher zu gehen und sich an der herrlichen Aussicht zu laben. Jezt ist der Bezirk umzäunet und Jeder, der die Gegend von hier aus beschauen will, wird unfreundlich zurük gewiesen.

Die Gelehrsamkeit ist hier geachtet: ich darf nur die Namen Baczko, Bessel, die beiden Hagen, Remer, Wald, Krause (den Theologen) Vater nennen, um meine Behauptung zu beweisen; doch ist sie keinesweges auf die Universitäts-Lehrer eingeschränkt, sondern der Adel, der Kaufmann-Stand, die Beamten und Jeder, dem Zeit und Gelegenheit es erlauben, nimmt mehr oder weniger Antheil daran. Der Mittelstand ist hier mehr, wie irgendwo, unterrichtet; die Gelehrten werden in jedem guten Hause mit Auszeichnung empfangen, und man ist nicht wegen ihrer Unterhaltung in Verlegenheit, da auch der Geschäftsmann mit der Gelehrsamkeit vertraut ist. Daher wird auch hier weniger, wie an andern Orten, die Zeit mit dem gedankenlosen Kartenspiel getödtet. Zwei Originale habe ich unter den hiesigen Gelehrten kennen lernen, die mich durch ihre Sonderbarkeiten sehr oft zum Lachen gereizt haben; beide haben große Begriffe

von sich. Der erste, ein Professor, gefällt sich nur im Burschenton, den er bei seinen Vorträgen sowohl, als in Gesellschaften anwendet, und sich dadurch nicht wenig lächerlich macht. Er wirft beständig mit Philistern, Moas, verkeulen, pumpen, beluchsen, beschummeln, knollicht; mit Knoten, Theekesseln, und wie die Kraftwörter alle heißen mögen, um sich, singt Burschenlieder und trägt sich burschigt mit Kanonen, Flaus und Dreimaster. Da er verheirathet und schon weit im Mannesalter vorgerükt ist, so nimmt er sich höchst drolligt dabei aus. Der andre, ein wüthender Wolfianer, und auch Professor, hat seit vielen Jahren angefangen, philosophische Vorlesungen zu halten, worin er sich bemühet, das Kantische System zu widerlegen. Gewöhnlich sind seine Vorlesungen mit der fünften oder sechsten Stunde geschlossen, denn länger gewähret sein Vortrag den Zuhörern keine Unterhaltung, da sie nur in der Absicht hingehen, um sich über ihn lustig zu machen. Den Fichte erklärt er mit dürren Worten für einen Tollhäusler, und von Schelling kann er nicht begreifen, wie man diesem hat einen Lehrstuhl anvertrauen können. Er ist seit langen Jahren beschäftiget, das delische Problem zu lösen und versichert: daß er damit im Kurzen zu Stande kommen wird.

Die hiesige königliche Bibliothek ist sehr ansehnlich, enthält mehrere seltne Codices und eine ansehnliche Sammlung von Inkunabeln. Sie ist reich

an alten Schriften, da sie schon zu Markgraf Albrechts Zeiten gestiftet wurde. Die Handbibliothek dieses Fürsten besteht aus zwanzig und einigen Bänden, die alle in kostbare silberne Dekkel von schwerer getriebener Arbeit eingebunden sind. Sie enthält kein besonders merkwürdiges Werk, größtentheils nur Postillen und Gebetbücher. Die von ihm eingenhändig geschriebene Regierungs-Instruktion für seinen Nachfolger, ist eine beschauenswerthe Seltenheit: denn sie giebt nicht nur Aufschlüsse über den Karakter dieses berühmten Regenten, sondern enthält manche, auch noch jezt zu beherzigende, Lehre für Fürsten, und beweiset seinen richtigen Blik in die Staatskunst. Eine Sammlung von Briefen merkwürdiger Männer, als Luthers, Melanchtons, Friedrich II. ist zwar nicht groß, aber sehenswerth. Als eine besondre Merkwürdigkeit wird hier ein ohngefähr sieben Zoll langes Messer gezeiget, das man einem Bauern, der es aus Unvorsichtigkeit verschlukt hatte, aus dem Magen geschnitten hat; nach welcher Operation der Mann noch sieben Jahr lebte. Mir scheint die Sache unglaublich, indessen bewahret man die darüber angefertigte Original-Verhandlung und das Zeugniß der bei dem Schnitt gegenwärtig gewesenen fürstlichen Kommissarien. Diese Büchersammlung ist wöchentlich zwei Tage, jedesmal zwei Stunden lang, geöffnet, daher sie von einem Fremden, der nicht Bekanntschaften hier hat, wenig benuzzet werden

kann; Einheimische aber erhalten, wenn sie Bürger oder sonst als sichre Personen bekannt sind, die verlangten Bücher gegen einen Schein nach Hause. Das ansehnliche Bibliothek-Gebäude stehet auf der Neuensorge mit einem besondern Hofe umgeben, daher es gegen Feuersgefahr ziemlich sicher ist.

Die Wallenrodtsche Bibliothek, von ihrem Stifter, der in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts lebte, auch zum öffentlichen Gebrauch bestimmt und mit einem Einkommen von 1000 Mark versehen, ist auf dem Thurm der Domkirche befindlich und müßte, wenn dieses Einkommen von der Zeit an gewissenhaft verwandt worden wäre, eine der ansehnlichsten Büchersammlungen der Welt seyn. Das ist sie nun aber nicht und in Hinsicht der neuern Werke noch sehr hinter andern zurük, doch ist sie vorzüglich in der vaterländischen Geschichte und Kirchengeschichte sehr reichhaltig, auch fehlt es ihr nicht an seltnen Drukken und Handschriften. Eine von Hanns Luft 1520 gedrukte Bibel, mit Figuren von Lucas Kranach gemahlt, habe ich hier oder auf der königlichen Bibliothek gesehen. Das Werk ist kostbar und mit den Gemählden des Luther und Melanchton verziert. Eine ungeheure Schlangenhaut, vielleicht 18 Fuß lang, wird auf der Wallenrodtschen Bibliothek vorgezeigt und für die Haut einer Klapperschlange ausgegeben, die man in Königsberg an einem Ort, den man die Klapperwiese nennet, gefunden haben will.

Indessen sind keine bestimmte Nachrichten darüber vorhanden, daher die Sache mir eine Fabel scheinet; auch ist die Haut offenbar nicht von einer Klapperschlange, sondern von einer Riesenschlange (Boa constrictor.)

Buchhandlungen sind in Königsberg nur drei, was für diese große Stadt, die so viele Gelehrte und Leselustige enthält, außerdem aber noch eine Provinz von 900,000 Einwohner zu verlegen hat, nicht viel sagen will; indessen machen die Buchhändler bedeutende Geschäfte und mehrere Gelehrte beziehen ihren Bedarf unmittelbar aus Leipzig.

Die älteste Buchhandlung ist die Kantersche, deren Chef, ein sehr alter und sehr reicher Mann, sich nur auf den Verlag von Bibeln, Gesang-, Gebet- und Lehrbüchern beschränkt, und weil er diesen Verlag ganz allein im Lande hat, mehr wie die andern Buchhändler, mit ihren oft kostbaren Verlags-Artikeln, gewinnt.

Die Unzersche Buchhandlung ist mehr Sortiments- als Verlagshandlung; ihr Sortiment ist sehr vollständig und wohlgeordnet.

Die Nicoloviussche Buchhandlung verlegt die Werke von Voß, Stollberg, Kant, Klinger und mehrere bedeutende Sachen, doch sind die Bücher hier ansehnlich theurer wie in Leipzig, so daß man es keinem Gelehrten verdenken kann, wenn er von dort seinen Bedarf unmittelbar kommen läßt. Die Buchhändler scheinen hier darauf zu rechnen,

daß ihnen das Publikum kommen müsse, denn ich habe mehrere Gelehrte über sie klagen hören. Daß das Recht nicht auf Seiten der Buchhändler sey, erhellet wohl daraus, daß alle hiesige Gelehrte ihre Werke entweder in Berlin, oder in Leipzig herausgeben.

Von den gelehrten Vereinen, ist mir die königlich deutsche Gesellschaft, die ihre Versammlungen auf dem Schlosse hält, bekannt geworden. Außer den Professoren nehmen auch viele Privatgelehrte daran Antheil. Sie giebt weder Preis-Aufgaben auf, noch giebt sie Schriften unter ihrem Namen heraus; ich muß daher gestehen, daß ich ihren Zwek nicht einsehe. Denn daß die Herren monatlich einmal zusammen kommen und sich einander flüchtig ausgearbeitete Aufsäzze vorlesen, das will doch nicht viel sagen; ohnedem, da die Aufsäzze nachmals auf die Seite geworfen werden und ihrer nicht weiter gedacht wird.

Von größerem Nuzzen ist die phisikalisch-ökonomische Gesellschaft, die gleichfalls ihre Versammlungen auf dem Schlosse hält. Diese bestehet sowohl aus Gelehrten, als auch aus den erfahrensten Landwirthen der Provinz, die sich gegenseitig ihre Versuche und Erfahrungen mittheilen, darüber diskutiren, Aufgaben machen und ihre Theorien durch die Praxis bewähren.

Ein Musäum, ähnlich dem Beigangschen in Leipzig, nur mit kleinerem Lokale, ist in der

französischen Straße befindlich. Der Unternehmer D. Cerf, (Daniel Hirsch) der auch eine Leihbibliothek hält, scheint seine Rechnung dabei zu finden, wiewohl hier viele sogenannte Journal-Gesellschaften bestehen. Diese sind auf die Weise eingerichtet: Es verbinden sich mehrere Personen, jede zum Ankauf einer Flugschrift, die von dem Ankäufer der Gesellschaft mitgetheilt wird. Sind dreißig Personen in einem solchen Verein, so hat jede davon täglich etwas Neues zu lesen, ohne mehr als eine Flugschrift bezahlen zu dürfen. Mit dem geringen Aufwande von acht bis neun preußischen Thalern kann man also hier die vorzüglichsten deutschen Zeitschriften lesen, was in Rußland kaum unter 70 — 80 Silberrubel möglich wäre. Bei Cerf kostet der freie Eintritt jährlich vier Dukaten.

Mit Erziehungs- und Lehranstalten ist Königsberg reichlich versehen, und die Gelegenheit zum Lernen für die Jugend wird hier auf die sorgfältigste Weise erleichtert; daher ist hier ein Mensch, der nicht lesen und schreiben kann, eine Seltenheit. Es sind hier mehr als zwanzig öffentliche Trivialschulen, zwei höhere Bürgerschulen, drei gelehrte Schulen und ein Gymnasium. Unter den Trivialschulen sind einige, die ganz unentgeldlich Unterricht ertheilen, in den andern wird aber nur ein sehr geringer Beitrag bezahlt. Außer diesen sind noch eine Menge von Schreib-, Rechnungs-, Sprach- und Handlungs-Schulen, und sehr viele männliche

und weibliche Erziehungs-Anstalten, auch eine öffentliche Schullehrer-Bildungsanstalt, nach Pestalozzischen Grundsäzzen, in der die schon angestellten Landschullehrer in der neuen Lehrmethode unterwiesen werden. Der Lehr-Kursus währet gewöhnlich ein Vierteljahr, und es nehmen dreißig bis vierzig auf einmal daran Antheil: auf diese Weise werden nach und nach alle Landschullehrer mit der neuen Lehrart bekannt.

An den höheren Schulen sind verdiente, größtentheils graduirte Männer angestellt, und die Oberlehrer sind durchaus keinem Zwange in Hinsicht ihrer Lehrmethode unterworfen, die daher mit keinem Schlenderjan zu kämpfen haben, sondern ganz nach ihrer Einsicht verfahren können. Ich habe einigen Schulprüfungen beigewohnet und mit vieler Freude die richtig geordneten Kenntnisse der Knaben vernommen. deren muntres, zwangloses Betragen bewieß, daß die Lehrer den Verstand ihrer Zöglinge in Anspruch zu nehmen wissen.

Wenn man von den milden Stiftungen einer Stadt auf den Sinn der Einwohner schließen darf, so kann ich behaupten, daß Königsberg sich ganz vorzüglich durch Wohlthätigkeit auszeichnet, und schwerlich darin von einer Stadt gleichen Ranges übertroffen werden wird. Aus dieser Ursache siehet man hier, troz der bedrängten Zeit, keine Bettler, desto häufiger trifft man aber auf Gebäude, deren Inschrift zeiget, daß sie zu wohlthätigen Zwekken bestimmt sind.

Das Marienhospital, verbunden mit dem Marienkloster und dem Irrenhause, ist eine Stiftung, die sich noch aus den Ritterzeiten herschreibet und arme Personen beiderlei Geschlechts von allen Ständen aufnimmt, die so, wie es ihr Stand erfordert, unterhalten werden. Es ist auf tausend Personen eingerichtet und besizzet sehr viele Güter und Dörfer, aus deren Ertrag seine bedeutenden Ausgaben bestritten werden.

Das St. Georgen-Hospital, gleichfalls eine Stiftung älterer Zeit, nimmt nur Personen auf, die ein billiges Einkaufsgeld erlegen können; dagegen es sie aber auf eine sehr anständige Weise, so lange sie leben, verpfleget.

Das allgemeine Armenhaus ist auf keine bestimmte Anzahl Personen beschränkt, daher es auch, wenn die gewöhnlichen Einkünfte nicht zureichen, Zuschüsse aus königlicher Kasse erhält.

Außer diesen hat jede der drei Haupt-Viertel, und beinahe jede Vorstadt, ihr Armenhaus. Die Kaufleute haben drei Stifter für Mannspersonen, und drei für Frauen, jede Kirche hat eines, oft mehrere Stifter; auch die mehresten Gewerke und die bedeutendsten Familien der Stadt haben dergleichen. Die Privatstiftungen allein sollen einen Fonds von mehr denn zwei Millionen Thaler besizzen. Diese Wohlthätigkeits-Anstalten werden alle musterhaft und unentgeldlich verwaltet; nur der Direktor des großen Marienhospitals und des-

sen Sekretär erhalten Besoldung, da ihre überhäuften Geschäfte ihnen durchaus keine Betreibung eines andern Nahrungszweiges gestatten.

Eine rumfordsche Suppenanstalt, die hier früher bestanden hat, ist eingegangen, da die milden Stiftungen hinreichend waren, der Noth der Armen abzuhelfen. Welche andre Stadt kann sich rühmen, so weit mit ihren Wohlthätigkeits-Anstalten zu reichen?

Neunter Brief.

Reise von Königsberg nach der heiligen Linde. — Domnau. — Schippenbeil. — Rössel. — Wallfahrt nach der Linde. — Gottesdienst. — Prächtige Kirche in der Linde. — Sensburg.

Das Anerbieten des Herren D*, eines hiesigen Kaufmanns, mich auf einer Geschäftsreise, die er nach dem Wallfahrtsorte, die heilige Linde, machen mußte, mitzunehmen, kam mir zu gelegen, als daß ich es nicht hätte benuzzen sollen, da es schon längst mein Wunsch gewesen war, den hochberühmten Andachtsort zu besuchen. Ein Wallfahrtsort im lutherischen Preußen? frägst Du. Ja, mein Freund, mitten in Preußen liegt ein so ächt katholisches Bisthum, daß schwerlich irgendwo frömmere Katholiken anzutreffen sind, wie hier.

Wir fuhren um zehn Uhr Vormittags von Königsberg ab, um bei guter Zeit in dem fünf Meilen von hier entfernten Städtchen Domnau anzulangen, wo wir übernachten wollten. Der Weg dahin gehet ununterbrochen durch eine lachende, fruchtbare Landschaft, zwischen reichen Waizen- und Gerstenfeldern, deren üppige Vegetation die Güte des Bodens beweiset, der hier einen großen Ertrag bringen muß. Ueberall trifft man aber noch abgebrannte und eingestürzte Gebäude, zerstörte Mauern und Gehäge, verfallne Brükken und überhaupt

so viele Spuren des verheerenden Krieges an, daß es nicht zu erwarten stehet, das so hart mitgenommene Land werde sich sobald davon erholen.

Domnau ist ein offner, unbedeutender Ort, dessen Einwohner mit denen von Schilda, Scheppenstadt und Calenberg gleichen Ruf haben, und daher der Gegenstand des Spottes aller Preußen sind. Man erzählt von ihnen eine Menge lächerlicher Anekdoten, von deren Wahrheit man sich überzeugt hält; und mehrere davon will ich gern glauben; denn, da die armen Leute einmal wissen, daß man von ihnen nur Sotisen erwartet, so verlieren sie die Unbefangenheit und begehen um so leichter Verstöße gegen die Klugheit. Der Spott, den sie erdulden müssen, soll zuweilen zu blutigen Händeln Anlaß geben. Ich würde Dich mit einigen ihrer Geniestreiche unterhalten, wenn nicht viele davon schon als Vademecumsgeschichten allgemein bekannt, andre aber so derb und wizlos wären, daß sie des Nacherzählens nicht werth sind.

Schippenbeil, die zweite Station unsrer Reise, lieget an der im vorlezten preußisch-französischen Kriege so berühmt gewordenen Alle, einem schnellströmenden Fluß, der zwar schiffbar gemacht ist, aber wenig zur Schifffahrt benuzzet wird, da er in seinem Lauf große Umwege macht und die Rükfahrt wegen seiner heftigen Strömung sehr beschwerlich ist. Auch von dieser Stadt ist ein großer Theil im Kriege von 1807 abgebrannt; die Wiederherstellung gehet aber rasch von statten.

Rössel, schon im Bisthum Ermland gelegen, litt gleichfalls in jenem Kriege durch den Brand einen großen Schaden, und noch liegen viele Gebäude, vorzüglich mehrere Kirchen, im Schutt. Leztere sollen hier sehr schön gewesen seyn, und mehrere davon dürften wohl nie wieder hergestellt werden, da die Stadt bei ihrer mäßigen Bevölkerung so vieler Kirchen nicht bedarf.

Ein sehr festes, auf einem schroffen Berge erbautes Schloß, einst ein Jagdschloß der ermländischen Bischöfe, dienet jezt zum Zuchthause. Die Aussicht davon ist unbeschreiblich schön, doch kommt sie den Züchtlingen nicht zu statten, deren Zellenfenster alle nach dem innern Schloßhofe gehen. Hieher kommen nur Hauptverbrecher, daher hat man nur die Unmöglichkeit des Entfliehens berüksichtigt, nicht aber daran gedacht, den Gefangnen ihre Lage zu erleichtern, die in der That schreklich ist, da der innre, ohngefähr hundert Schuhe ins Gevierte enthaltende, Schloßhof der einzige Ort ist, an dem sie täglich eine Stunde lang frische Luft schöpfen können.

Die Stadt ist mit vielen Thürmen, starken Mauern und sehr tiefen Graben umgeben, und vor Einführung des Geschüzzes sehr fest gewesen; auch im lezten Kriege würde sie gewiß als ein haltbarer Punkt benuzt worden seyn, da ihre Lage auf dem Berge, von tiefen Thälern umgeben, sich wohl dazu eignet, wenn sie in der eigentlichen Operations-

Linie der kriegführenden Mächte gelegen hätte; da dieses aber nicht der Fall war, so ist sie bald von den Preußen, bald von den Franzosen, bald von den Russen ohne vieles Blutvergießen genommen worden, bis sie zulezt, da die Franzosen von den Russen daraus vertrieben wurden, von den erstern angestekt ward.

Nur mit Mühe fanden wir in Rössel ein Unterkommen, da hier ein großer Zusammenfluß von Menschen war, die alle auf der Betfahrt begriffen, oder um den Markt zur Linde zu besuchen, gekommen waren; denn mit dem Feste ist zugleich ein sehr berühmter Jahrmarkt verbunden. Wir wurden dieses Getümmels wegen schlecht logiret, trösteten uns aber mit dem Bewußtseyn, daß es nur von uns abhing, es besser zu haben. Denn wenn wir mit den noch keinesweges ermüdeten Pferden eine Stunde weiter, bis nach der Linde selbst, fahren wollten, so fanden wir ein für uns eingerichtetes Zimmer, welches Herr D* für sich hatte bereit halten lassen; indessen wir zogen es vor, hier zu nächtigen, damit wir am andern Morgen die Züge der Wallfahrer auf unserm Wege in Augenschein nehmen könnten.

Schon war, als wir erwachten, die ganze Stadt in Bewegung; Musik, Glokkengeläute, Gesang, Wagengerassel tönte, stürmte und rauschte durcheinander; im bunten Gewühl wogte die Menge durch das Thor und auch wir eilten hinaus, um nicht einen bedeutenden Moment des Festes zu ver-

lieren. Der Weg war mit Equipagen, Bauerwagen, Reitern, Brüderschaften, Betenden und Bettlern bedekt; Tausende walleten nach Einem Ziele hin, doch nicht in gleicher Absicht; denn während viele zum Gnadenorte eilten, ihr geängstigtes Gewissen zu entlasten, wurden Andre nur von der Gewinnsucht dahin getrieben, und noch Andre lokte die Neugierde zum Feste. Die Absicht eines Jeden war unschwer aus seinen Mienen zu errathen. Die Kaufleute und Landleute, die nur des Handels wegen kamen, eilten ohne Theilnahme durch die Menge und schienen sich nicht im mindesten um das sie umgebende Gewühl zu kümmern, dagegen die Neugierigen, durch die vielen ihnen neuen Gegenstände aufgehalten, nur langsam fortrükten und die Blikke unstät über die Menge hingleiten ließen. Die eigentlichen Wallfahrer, die nur der Andacht wegen, oder um Buße zu thun, den Ablas besuchten, gaben mir vielen Stoff zur Unterhaltung. Hier zogen Einzelne mit langsamem Schritt und niedergeschlagner Gebärde hin, oft mit thränenvollem Aug' und in innrer Beschämung versunken. Andre mit frommer, ruhiger Andacht im Blik; Rosenkränze und Gebetbücher in den Händen; theils einzeln, theils gruppenweis; dort kam eine fromme Brüderschaft in Begleitung eines Geistlichen, mit Musik, Kreuzen und Fahnen, und mit Pilgermänteln von farbigter Leinwand bekleidet. Gesänge, Gebete, Instrumentalmusik tönten durcheinander und wur-

den oft von dem Geschrei aufgehaltener Fuhrleute und dem Jubel derer, die bloße Schaulust zum Feste führte, unterbrochen. Die Stationskapellen, deren es auf diesem Wege acht und zwanzig giebt, waren mit Blumen und Fahnen geschmükt, und stets mit Büßenden umgeben, die hier knieend ihre Andacht verrichteten. Hier machten auch die verschiedenen Brüderschaften und Dorfschaften, die sich zu einer Betfahrt vereinigt hatten, einen Ruhepunkt, die Station wurde mit Pistolenschüssen und Musik begrüßet, und dann sank die ganze andächtige Menge auf die Knie und verrichtete ein Gebet. Der Morgen war wunderschön, die Natur schien sich zum Feste der Himmelskönigin in ihr Feiergewand gekleidet zu haben, und mit Wohlgefallen auf die Andacht ihrer Kinder zu blikken. Mir war es nicht möglich im Wagen zu bleiben, ich fühlte das Bedürfniß, mich unter die Menge zu mischen und da Herr D* meinen Wunsch theilte, so verließen wir unsern Siz und reiheten uns einer wallfahrenden Dorfschaft an, die in feierlicher Prozession zur Linde ging.

Du sahest vielleicht nie eine Wallfahrt mit an, daher wird Dir die Beschreibung einer solchen Prozession nicht unwillkommen seyn. Den Zug eröffnen vier Jünglinge oder Mädchen, die ein Heiligenbild, den Schuzpatron des Dorfes, tragen — der unsrige war der heilige Peter, er wurde von Jünglingen getragen — denn folget der Priester

mit dem Chorhemde bekleidet, ein Kruzifix in der Hand. Ihm zur Seite werden einige Fahnen getragen, und hinter ihm folget eine Bande Musikanten, hinter denen die Dorfschaft gehet. Instrumentalmusik wechselt mit Gesängen ab, an jeder Station aber wird angehalten und gebetet. Diese Art von Andacht hat viel Herzerhebendes, die feierlichen Hymnen tönen anmuthiger in der freien Natur, als in den Mauern des Tempels, die Musik, der gemeinschaftliche Zwek des Gebets, die mäßige Bewegung des Gehens, dieses zusammen wirkt wohlthätig auf das Gefühl und stimmt die Seele zur Anbetung des Ewigen.

Endlich hatten wir die lezte Station zurük gelegt, waren in einem anmuthigen Walde angelangt und nun lag das herrliche Gotteshaus in seiner Pracht vor uns. Es war ein unbeschreiblicher Anblik. Von der Höhe eines sanft abhängigen Berges sahen wir in ein freundliches, waldumkränztes Thal, in dessen Mitte auf einer Insel sich der majestätische Dom erhob, von dessen Zinne das vergoldete Muttergottesbild im Glanz der Morgensonne strahlte. Rings um den Dom wogte eine Menschenmenge von mehreren Tausenden, die stets durch die von allen Seiten Hinzuströmenden vermehret wurde. Der Gesang und die Orgeltöne, die aus den prächtigen Hallen zu uns herüber drangen, die frohen Gesichter der andächtigen Menge, das lachende Thal, der schöne Sommertag, dieses vereint machte einen tie-

fen Eindruk auf mich, und mir ist es nun sehr erklärlich, wie fromme Herzen so unwiderstehlich zu dem Gnadenorte hingezogen werden.

Sobald wir die Kirche im Gesicht hatten, fingen die Musiker, die uns begleiteten, zu spielen an, von dem Thurme wurden dagegen die Glokken geläutet, und als wir näher kamen, kam eine Prozession, der ein Muttergottesbild vorgetragen wurde, uns zu empfangen entgegen. Nun wurde eine Hymne zu Ehren der Jungfrau Maria angestimmt, die beiden Heiligenbilder verneigten sich gegen einander, sobald sie sich begegneten, Maria führte St. Peter in ihr Heiligthum, wo beide auf den Altar gestellt wurden, und die Dorfschaft zerstreute sich, um zu beten und dann zu beichten.

Die Pracht der Kirche überraschte mich und übertraf bei weitem meine Erwartung, obgleich mir schon viel davon erzählt worden war. Die herrlichsten Mahlereien, Vergoldungen, Marmor und Bildhauerarbeit sind verschwendet; wohin das Auge auch blikt, trifft es auf Gegenstände der Kunst, und doch wird der Geschmak durch keine Ueberladungen beleidigt, denn alles scheint gerade dahin zu gehören, wo es sich befindet, und ein nothwendiger Theil des schönen Ganzen zu seyn. Man verlieret sich selbst bei Beschauung dieser wunderschönen Hallen, man zweifelt, ob es Menschenhände waren, die diese herrlichen Gebilde, diese strahlende Pracht schufen und zu einem solchen Einklange

brachten, daß auch der tadelsüchtigste Kunstkenner nichts daran auszustellen vermag; und das Staunen vermehrt sich, wenn man bedenkt, daß schon in den Zeiten, wo noch die wieder aufblühende Kunst erst anfing, sich einem falschen Geschmakke zu entringen, und wo sie noch so selten Siegerin der Form wurde, hier in einem Lande, wo Künstler nie gehäget und belohnt wurden, etwas so Vollendetes hervorgebracht werden konnte. Man wird versucht, an Wunder zu glauben; gewiß aber ist es, daß nur die höchste fromme Begeisterung diese vortrefflichen Kunstwerke zu schaffen vermogte.

Das übergroße Gedränge in der Kirche nöthigte uns diese zu verlassen; wir suchten daher unser Zimmer auf, erquikten uns mit einem guten Frühstük und gingen dann, Herr D* seinen Geschäften nach, ich aber, um den Markt und die Gegend zu beschauen.

Außer der Kirche und dem ansehnlichen Klostergebäude, sind in der Linde nur noch etwa zehen oder zwölf Wohnhäuser, von denen zwei Gasthöfe sind. Die ganze große Menge der Betfahrer muß daher im Freien kampiren, da einige wenige aufgeschlagne Zelten den Waaren-Verkäufern nur ein spärliches Obdach gewähren; indessen das um diese Jahreszeit gewöhnlich heitre Wetter, und der nahe angenehme, schattigte Wald, machen die Entbehrung des Obdachs leicht.

Die Verkäufer haben hier vorzüglich Leinwand

feil, wovon hier der stärkste Markt im Lande ist, und viele tausend Stük von den königsberger Handelsleuten aufgekauft werden. Es findet sich darunter viel schönes Gewebe, doch ist die Bleiche nicht vollkommen, welches vielleicht die einzige Ursache ist, warum Ermland nicht mit Schlesien in Hinsicht des Leinwandverkaufs wetteifern kann.

Die hohe Messe lokte mich wieder zur Kirche. Diese gottesdienstliche Handlung, die das Symbol des größten Geheimnisses der christlichen Lehre ist, hat so viel Rührendes und Herzerhebendes, daß nur ein Fühlloser die Gelegenheit ihr beizuwohnen versäumen kann. Die Messe wurde hier mit vieler Pracht gegeben, die, verbunden mit einer ausgezeichnet schönen Musik, mich unendlich wohlthuend ansprach. Hinreißend war die Melodie des Liedes, das bei der Opferung gesungen wurde, und die Sänger sowohl als die Instrumental-Musik ließen nichts zu wünschen übrig. Die sanften, schwellenden Flötentöne und die reinen vortrefflichen Stimmen, die im schönen Einklange durch das weite Gewölbe tönten, und die erhebenden Stanzen dazu, die das Große des Mittlertodes des Erlösers ausdrükten, mußten auch das roheste Gemüth rühren. Und als nun bei der Wandlung die Stimmen gedämpfter, die Töne immer säuselnder wurden, bis sie verklangen und die Pause eintrat, die den Moment der Wandlung bezeichnet, während welcher eine Todtenstille herrschte, da glaubte man das

Wehen der Gottheit zu empfinden, die das gnadenwirkende Wunder vollendete. Endlich wendete sich der Priester mit emporgehaltner Monstranze, die Wandlung war vollendet, Pauken und Trompeten schmetterten wirbelnd durch den Tempel und eine angreifend schön gesezte Dankhymne tönte dem Erlöser. Unter allen kirchlichen Handlungen wirkt keine mehr auf das Gefühl, wie die hohe Messe. Sie bemächtigt sich aller Empfindungen, begeistert das Herz zur Andacht, erfüllt es mit frommer Rührung und trägt die gottgeweihten Gedanken mit den Schwingen des Glaubens zum Thron der ewigen Gnade. —

Nach der Messe besuchte ich den Klostergarten, der mit vieler Pracht im französischen Geschmak angelegt ist, doch ohne die kleinlichen Schnörkeleien, die nur ein verdorbner Geist der Zeit erfinden und in Anwendung bringen konnte. Dieser schöne Garten ist mit kluger Berüksichtigung des Terrains von den Jesuiten angelegt worden, die dieses Kloster bis zu ihrer Aufhebung besaßen und hier, wie bei allen ihren Anlagen, vielen Sinn für das Schikliche und Schöne zeigten. Man hat die Regeln der Perspektive so glüklich angewandt, daß man nicht nur aus den verschiedenen Gängen die reizendsten Aussichten genießet, sondern auch der Garten selbst sich von allen Seiten des Thales als ein Schmuk der Landschaft darstellet.

Das Innre des Klosters ist prächtig und zwek-

mäßig eingerichtet, und macht seinem Erbauer Ehre. Die Bequemlichkeit ist vor allem berücksichtiget, doch nie auf Kosten der Symmetrie und des Schiklichen.

Mit dem hereinbrechenden Abende nahmen die religiösen Handlungen ein Ende und die Andachts-Uebungen machten einer lauten ausgelassenen Freude Raum, der sich nun die frommen Wallfahrer ohne alle Rüksicht überließen. Die Brüderschaften hatten ihre Pilgermäntel abgeworfen, die andächtigen Beter ihre Rosenkränze in die Tasche gestekt und von den Lippen, die noch ohnlängst von Gebeten überströmten, tönten jezt muntre Lieder. Die Wangen der Alten glüheten vom Genuß starker Getränke, die der Jungen vom Tanze erhizt; die Augen der Jünglinge schweiften frei umher, aus den Blikken der Mädchen sprach sinnliche Lust, und der Eindruk, den der feierliche Gottesdienst früher auf die Gemüther aller gemacht hatte, war bis auf die lezte Spur verschwunden. Die Musiker, die die Dorfschaften begleitet hatten, spielten zum Tanze auf; hier dreheten sich die Tänzer im raschen Wirbel, dort jauchzte ein Haufen Trinker laut auf, oder sang Gassenhauer; da war eine Menge um ein Feuerwerk, das so eben abgebrannt wurde, versammlet, seitwärts hatten sich einzelne Gesellschaften gelagert und becherten, oder speiseten und im Hintergrunde erglänzten die Fenster des Klosters von unzähligen Lichtern, und es ging da auch

hoch her, denn die geistlichen Herren bewirtheten die mit den Prozessionen mitgekommenen Landprediger und die benachbarten Honoratioren. Der Mond goß seinen magischen Silberschimmer über die Szene aus, die durch diese Beleuchtung unbeschreiblich anziehend wurde.

Gesättiget von diesem Anblik, machte ich mit meinem Gesellschafter einen Spaziergang in den Wald, dessen schauerliches Dunkel einen angenehmen Kontrast mit dem hellbeleuchteten Thal machte, doch leider mußten wir unser Lustwandeln bald einstellen, denn nach welcher Seite wir uns auch wenden mochten, überall trafen wir auf die unanständigsten Szenen und der dunkle Hain war jezt der Taumelplaz des größten denkbaren Skandals geworden. Alle Rüksichten waren hier vergessen, der Naturstand schien in seiner abschrekkendsten Gestalt zurük gekehrt zu seyn, und ohngescheut brachte man hier der Pandämos die unreinen Opfer. — So nah am Heiligthum, an einem Abende des Tages, der nur dem Heiligen und Ewigen geweihet seyn sollte: o wie klein und verächtlich erschien mir jezt die Menschheit! Nur grobe, gemeine Sinnlichkeit ist das stete Ziel ihres Strebens, alle Gefühle, alle Sittlichkeit und alle Rüksichten tritt sie unter die Füße, um nur den rohen Begierden zu fröhnen; und nur dann ist der große Haufe froh und befriediget, wenn er sich so ganz im Schlamme schmuzziger Thierheit wälzen kann! Diese und ähnliche Gedan-

ken raubten mir meine heitre Stimmung; ich mochte nichts mehr sehen und suchte mißmüthig mein Bette, um den Aerger, der sich meiner bemächtigt hatte, zu verschlafen.

Ein benachbarter Gutsbesizzer hatte uns eingeladen, einen Tag auf seinem Landgute zuzubringen; wir machten von seiner Einladung für den nächsten Tag Gebrauch, und ich um so lieber, da ich bei dieser Gelegenheit einen Strich von Ermland kennen lernen konnte, und mein Vorsaz, die Kirche genau in Augenschein zu nahmen, nach unsrer Rükkunft besser sich ausführen ließ, da unter der Zeit die Wallfahrten ein Ende nehmen. Da unser Wirth ein sehr unterrichteter Mann war, so wandte ich mich an ihn, um über das mir noch ziemlich unbekannte Ermland einige Notizen zu sammeln, die ich Dir nachstehend mittheile.

Ermland war vor dem Jahr 1773 ein unter dem Schuzze Polens stehendes freies Bisthum, dessen Bischof in der Regel ein deutscher Reichsfürst war, wiewohl er nie Siz und Stimme auf dem Reichstage hatte. Das Bisthum lieget mitten in Ostpreußen und trug dem Bischofe 100,000, dem Domkapittel aber 60,000 Thaler ein, wobei die Einwohner nur ganz unbedeutende Abgaben hatten, daher sie sich, ohngeachtet der Boden nur höchst mittelmäßig ist, in einem größeren Wohlstande befanden, wie die Bewohner von Altpreußen. Sie waren keinen Militär-Aushebungen unterworfen,

wußten nichts vom Mühlenzwange, kannten keine Vorspann, keine Kriegeslasten und fühlten überhaupt in ihrer Lage die Wahrheit des Sprüchworts: „unterm Krummstabe ist gut wohnen" im vollen Umfange des Worts bestätiget. Deshalb waren sie anfangs gegen die preußische Regierung sehr eingenommen, wie viele Mühe sich diese auch gab, ihr Zutrauen zu gewinnen; doch gegenwärtig wetteifern sie an Treue mit den alten Unterthanen dieses Staats.

Der Bischof wurde von 100,000 Thaler Einkünfte auf 20,000 Thaler herabgesezt, und der nächste Nachfolger erhielt nur 10,000. Doch ist er gewöhnlich auch stets Bischof von Kulm und Abt von Oliva, so daß er von allen drei Prälaturen ein Einkommen von 26,000 bis 30,000 Thaler hat. Der König von Preußen hat es sich vorbehalten, den Bischof zu ernennen; der jezzige ist ein Prinz aus dem Hause Hohenzollern-Hechingen, auch der vorige war aus diesem Fürstenhause, und es scheint, daß diese Würde von den preußischen Monarchen für immer den apanagirten Prinzen jener Familie, aus Anhänglichkeit wegen der Stammverwandschaft, zugedacht worden ist.

Die Erzeugnisse von Ermland sind außer Getraide: Flachs, Hanf, Wachs, Honig, Obst und Wolle. Getraide wird nur eben hinreichend zum Bedarf dieser bevölkerten Provinz gebauet, von den übrigen genannten Produkten aber bedeutend aus-

geführt. Leinwand wird in großer Menge und von ganz vorzüglicher Güte verfertiget; viele königsberger Kaufleute handeln beinahe allein mit vaterländischer Leinwand. Garn werden jährlich mehrere Millionen Stük, vorzüglich durch das Haus Oestreich et Söhne zu Braunsberg, nach England ausgeführt. England braucht dieses Garn bei seinen Baumwoll-Manufakturen, vorzüglich bei dem Manschester zum Aufzuge, und giebet diesem ermländischen Garn vor allem andern den Vorzug, weil es wohlfeil, und ganz so, wie es die Manufakturisten brauchen, gesponnen ist, nemlich sehr lose; welcher Eigenschaft wegen es auch zu keinem andern Gewebe angewendet werden kann. Vorzüglich beschäftigen sich die Mannspersonen, im Winter, wenn die Feldarbeit ruhet, mit dieser Spinnerei, indeß die Frauenzimmer das bessere Garn zur Leinwandweberei spinnen. Ein Mensch spinnet hier täglich in der Regel drei Stükke Garn zu zwanzig Gebinden, jedes Gebinde zu achtzig berliner Ellen gerechnet. Da der Flachs hier ein so unentbehrliches Material ist, so bringet ein Mißwachs daran mehr Noth hervor, als ein Mißwachs an Getraide. Der feine Nähzwirn ist hier auch ein bedeutender Handels-Artikel, der unter dem Namen Klosterzwirn sehr weit verführet wird. Seine Benennung hat er daher erhalten, weil sich die Klosterfrauen hauptsächlich mit seiner Verfertigung beschäftigen.

Die Bewohner von Ermland zeichnen sich vor

den übrigen Preußen durch eine auffallende Physionomie aus, in der das Phlegma der vorherrschende Zug zu seyn scheinet. Die Frauenzimmer sind der Mehrzahl nach schön, schwarzaugigt, und alle scheinen einen Zug von Schwärmerei, der sie aber keinesweges entstellt, als Familien-Erbtheil von der Natur erhalten zu haben; ich wenigstens habe keine gesehen, bei der er gemangelt hätte. Aber ihr Anzug ist höchst geschmaklos und entstellend. Gewöhnlich kleiden sie sich schwarz, immer aber in dunkle Farben, als aschgrau, dunkelviolet oder braun, und häufen eine Menge kurzer Rökke übereinander, die ihnen das Ansehen geben, als wenn sie Biegelrökke trügen. Eine Juppe mit einer abentheuerlich breiten Falte vollendet den geschmaklosen Anzug, und verbirgt den Wuchs, indem sie der ganzen Gestalt eine seltsame Unförmlichkeit giebet. Und als ob sie selbst die Absicht hätten, ihre Reize neidisch jedem Blik zu entziehen, so binden sie ein breites sammetnes Stirnband von schwarzer Farbe so tief in die Augen, daß die ganze Stirne verdekt, und dadurch eine der schönsten Parthien des Gesichts unsichtbar wird.

Die Sprache der Ermländer ist ein verdorbenes Hochdeutsch, das mit einem heulenden Tone hervorgegurgelt wird und dem Fremden beinahe unverständlich ist. Das n der Endsylbe lassen sie gewöhnlich weg, das a verwandeln sie in o und das r am Ende in a. Viele Wörter haben bei ihnen eine so

eigene Pronunzirung, daß es unmöglich ist zu errathen, von welcher Sprache sie entlehnt sind.

Ich kehre zur heiligen Linde zurük, da ich glaube, daß Dir eine nähere Auskunft von dem Entstehen dieses berühmten Wallfahrtortes nicht unwillkommen seyn wird. Die Legende erzählt davon folgendes:

Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts weidete ein Schäfer seine Heerde an dem Orte, wo jezt die Kirche stehet, und wurde gewahr, daß seine Schaafe einen Lindenbaum umringten und davor niederknieten. Er gieng zu dem Baume, von dem er schon in der Ferne einen Strahlenschimmer leuchten sah, und auf dem er, als er näher kam, die Himmelskönigin, mit dem Jesuskinde im Arme, stehend gewahrte. Die Heilige befahl ihm, nach Rössel zu gehen und dort im Jesuitenkloster zu melden, was er gesehen habe; doch er fand daselbst keinen Glauben. Des andern Tages wurde er der nämlichen Erscheinung gewürdigt, und erhielt denselben Befehl, und da dieser von den Geistlichen eben so wenig geglaubt wurde, so ließ sich die heilige Jungfrau zum drittenmale sehen, erklärte ihren Willen, hier eine Kirche, ihrer besondern Verehrung geweiht, zu besizzen, und fügte die Drohung hinzu: die ganze Gegend verderben zu wollen, wenn man länger im Unglauben beharren würde. Nun begaben sich die Patres in feierlicher Prozession hinaus, fanden des Schäfers Aussage bestättiget und machten das Wunder bekannt, um fromme Herzen zu milden Gaben zu vermögen, da-

mit der Bau beginnen könnte. Die Beisteuer fiel über alle Erwartung reichlich aus, und unter andern vermachte ein sehr reicher Gutsbesizzer sein ganzes unermeßliches Vermögen dazu; man war daher im Stande, den Bau mit der ausnehmenden Pracht auszuführen, die dieses herrliche Gotteshaus in einem so hohen Grade auszeichnet.

Mitten in der Kirche stehet noch der Stumpf des Lindenbaumes, auf dem die Heilige gestanden hat; doch ein wunderthätiges Bild ist nicht vorhanden, denn sie war es selbst, die erschien, und hat die Wunderkraft dem Orte beigelegt, und einem Brunnen, der sich ohnfern der Kirche befindet. Auf dem Stummel stehet die aus Silber gegossene Bildsäule der Gottesmutter auf einer Linde stehend und von knieenden Schafen umgeben, doch ist sie nicht der Gegenstand einer besonderen Verehrung, die nur der Stätte gilt.

Die Wunder, die hier geschehen seyn sollen, sind unzählig, wie die große Menge der Votivtafeln beweiset, mit denen der Hochaltar umgeben ist. Blinde wurden sehend, Taube erhielten ihr Gehör, Lahme die Geradheit ihrer Glieder wieder; doch hat die Wunderquelle ihre Wirkung verloren, seitdem ein Graf seinen Hund darin baden ließ. Als ein Wunder macht man es den Fremden noch bemerklich, daß alle Bäume des Waldes, der sich um das Thal ziehet, das die Kirche umgiebt, ihre Wipfel nach der Kirche hinneigen.

Die Kirche ist ein äusserst prachtvolles Gebäude, bei dem im Aeussern der gothische Styl sehr glüklich mit dem neueren verschmolzen ist. Die zwei zierliche Thürme machen mit dem geschmakvollen reich geschmükten Portal eine vortreffliche Wirkung und kündigen die unermeßliche Pracht des Inneren an, von der das Auge geblendet wird. Ueber dem Portal, zwischen den Thürmen, stehet die vergoldete kollossale Bildsäule der Maria, mit einer Glorie von buntem Glase umgeben. Wenn die Strahlen der Morgen- oder Abendsonne durch diese Glorie scheinen, scheint das Bild zu leben und man glaubt eine himmlische Erscheinung zu sehen.

Die inneren Wände der Kirche sind, von dem Fußboden bis zum Gewölbe, dieses mit eingeschlossen, von einem italischen Mahler al fresco gemahlt. Man könnte diese Kirche eine gemahlte Bibel nennen, denn alle nur möglich darzustellende Geschichten daraus sind hier angebracht. Daß diese Riesenarbeit das Werk eines Menschenalters, noch mehr aber, daß sie das Werk eines Einzelnen ist, ist eines der größten Wunder, welche die Kunst je hervorgebracht hat und man geräth wirklich in Zweifel, ob menschliche Kraft so etwas zu bewirken im Stande ist. Eine genauere Beschauung vermehret das Staunen, denn alle unzählbare Figuren, welche die Wände dieses Tempels schmükken, sind mit einem so großen Kunstaufwande verfertiget, daß es nicht möglich ist, einen Fehler in Hinsicht der Zeichnung, Gruppirung und

Kolorirung zu entdekken. Ueberall die höchste Vollendung, überall ein Leben, eine Sprache, ein Ausdruk, der zum Bewundern hinreißt, und allenthalben Kraft und Karakter mit hoher Wahrheit, und unaussprechlicher Leichtigkeit im schönsten Einklange verbunden. Monate lang könnte man in diesen Hallen verweilen und immer würde man durch Betrachtung dieser herrlichen Gebilde beschäftigt seyn, und immer würde man neue Vollkommenheiten entdekken. Welch ein Grad von Begeisterung muß den Künstler beseelt haben, daß er während seines ganzen Lebens den ganzen Aufwand seiner Kunst der Schmükkung dieses Tempels weihen konnte! denn eine lange, lange Lebenszeit gehörte dazu, dieses ungeheure Werk zu vollbringen und ausser diesem hat er sicher nichts gemahlt, sonst würden seine Arbeiten in den Gallerien bewundert und sein Name genannt werden, der nun unbekannt im Schooß der Erde schlummert.

Ich war betäubt von dem Anschauen dieser unendlichen Welt voll Bilder, alle Theilnahme an den übrigen Gegenständen der Kunst hatte ich verloren und es bedurfte einer geraumen Zeit, bis ich mich so weit gesammelt hatte, daß ich den andern Sehenswürdigkeiten auch einige Aufmerksamkeit widmen konnte.

Alle Verzierungen dieser Kirche sind ungemein prächtig. Die Altäre sind alle von Marmor, oder kostbarem ausländischen Holze, die Altargeräthe sämmtlich von Silber, von welchem Metall auch das

Muttergottesbild auf dem Hochaltar ist, das aus einer massiven 10 Fuß hohen 4 1/2 Fuß breiten Platte bestehet. Der Kirchenschaz enthält eine ungeheure Menge von Kostbarkeiten, Zentnerweis liegen die silbernen Geräthschaften aufgehäuft, die einen unermeßlichen Werth haben müssen. Mehrere Kelche, Monstranzen und Kreuze sind von massivem Golde mit Edelsteinen besezt, unter denen sich vorzüglich eine Monstranze auszeichnet, die wenigstens zwanzig Pfund schwer ist, und außer andern kostbaren Steinen, mit einem Rubin verzieret ist, der fast einen Zoll Länge hat und beinahe unschäzbar ist. Auch ein Partikelchen vom Kreuz, die einzige Relique, die man hier vorzeiget, ist in eine große Masse von Gold eingefaßt und mit ungewöhnlich großen Brillanten besezzet. Die Meßgewänder sind zu Hunderten vorhanden und viele davon so schwer von Gold und Silber, daß nur ein Priester, der viele Körperkraft besizzet, ihr Gewicht ertragen kann.

Der Plaz vor der Kirche wird rings von einer gewölbten Säulenhalle im Vierek umgeben, in deren vier Ekken Kapellen angebracht sind, deren perspektivische Mahlerei, und die Beleuchtung durch die Kuppeln, von bezaubernder Wirkung ist. Die Logen der Säulenhalle sollten von demselben Mahler, der die Kirche geschmükt hat, ausgemahlet werden, doch hat er nur einige davon vollendet. Eine angefangene Zeichnung macht die Stelle be-

merklich, an der er von dem Gerüste fiel, und an den Folgen des Falles starb. Man hat in späterer Zeit diese Hallen ausmahlen lassen wollen, und ein nicht ungeschikter Meister hat bereits einige Logen gemahlet, aber unzufrieden mit seiner Arbeit, und überzeugt, daß er jenem großen Künstler nie auch nur nahe kommen werde, hat er seinen Vorsaz aufgegeben.

Ein eisernes Thor, das den äußern Eingang zu diesen Hallen verschließt, ist von einem Schmidt zu Rössel, der nie eine künstlerische Anleitung dazu erhalten hatte, in getriebener Arbeit und so künstlich verfertiget, daß beide Flügel einen Lindenbaum mit Zweigen und Blättern ganz vollkommen täuschend darstellen. Dieses Kunstwerk ist mit unglaublichem Fleiß gearbeitet und ahmet bis auf die einzelnen Blätter die Natur getreu nach. Neben diesem Thor ist die ehemals so berühmte Wunderquelle, die zwar ein gutes trinkbares Wasser hat, worin aber, nach dem Geschmak zu urtheilen, keine mineralischen Theile, die einen Einfluß auf den Körper haben, enthalten sind.

Durch die Aufhebung des Jesuitenordens hat das Kloster einige schöne Altargemählde, und eine kostbare Büchersammlung verloren, die diese Geistlichen als ihr Privateigenthum mit fort nahmen. Gegenwärtig wird der Gottesdienst von Weltgeistlichen verwaltet, die nur ein sehr mäßiges Einkommen haben sollen, da die ansehnlichen Geschenke,

die die vielen tausend Wallfahrer, welche jährlich an den Marientagen zum Ablaß hieher kommen, darbringen, zu Unterhaltung der Kirche und einer musikalischen Kapelle angewendet werden, die so vollständig ist, daß sie einem regierenden Fürsten Ehre machen würde. Diese Sorge für eine schöne Kirchenmusik macht den geistlichen Herren Ehre und beweiset, daß sie eine richtige Ansicht von der Wirkung der Tonkunst auf die Gemüther der Betenden haben.

Herr D*, der ein paar Handlungsdiener einige Tage früher, als wir von Königsberg abfuhren, nach der Linde geschikt hatte, um vor und während der Wallfahrt Leinwand für ihn einzukaufen, hatte seine Absicht nicht ganz erreicht; denn ihm fehlten zu einer übernommenen Lieferung noch an tausend Stük. Er sahe sich daher genöthiget, noch eine Reise von der Linde aus zu machen, um seinen Bedarf einzukaufen und ließ mir die Wahl, die Reise mit ihm zu machen, oder mit den Comis zurükzukehren. Ich bedachte mich keinen Augenblik, das Erstere dem Leztern vorzuziehen, da ich dadurch meinen Zwek, das Land kennen zu lernen, erreichte.

Bald hinter der Linde fängt die Fruchtbarkeit des Bodens an abzunehmen, das Getraide wird immer dünner, die Gegend immer öder, und bald befanden wir uns in einer der traurigsten Gegenden, die es geben kann. Kahle hohe Berge thürmten sich

vor uns auf, auf denen keine Spur von Vegetation zu sehen war; der Weg wurde steinigt und zum Halsbrechen schlecht; ging bald in einen Abgrund hinunter und bald so sehr bergan, daß die Pferde kaum vermögend waren, den leeren Wagen zu ziehen und wurde oft durch Vertiefungen, die Regengüsse hervorgebracht hatten, ganz unterbrochen. Kein Wald, kein Baum, keine Wiese, kein Dorf, selbst nicht einmal eine einzelne Hütte war zu sehen; überall nichts als Berg an Berg, und in den Gründen große Landseen, die aber, da sie keine grüne Umgebungen hatten, die Einöde nur noch trauriger machten. In dieser wüsten, karakterlosen Gegend fuhren wir sechs Stunden, bis wir, bei dem Untergange der Sonne, das tief in einem Grunde liegende Städtchen Sensberg erreichten. Dieses Städtchen, so wie die ganze Landschaft, durch die wir heute gekommen waren, gehört nicht mehr zum Ermlande, sondern zu dem preußischen Masuren. Etwas Häßlicheres und Unreinlicheres wie diese kleine Stadt, die aus elenden hölzernen Häusern besteht, läßt sich kaum denken; etwas Roheres, Unfreundlicheres und Abschrekkenderes, wie die Einwohner darin, habe ich noch nie gesehen. Dazu kommt ihre Sprache, die ein erbärmliches Polnisch mit untermischten deutschen Wörtern ist, das weder der Pole, noch der Deutsche recht versteht und ihr Jargon: o man muß ihn selbst hören, um an die Vollendung des Mißlauts zu glauben, der hier

das Ohr mehr wie Kazzenmusik und Schweinegegrunz zerreißt! Unser Nachtlager war, wie wir es bei diesem liebenswürdigen Völkchen erwarten konnten; nein! das konnten wir doch nicht erwarten, auf dem Tische schlafen zu müssen; und doch war es aus Mangel an Bettstellen und wegen der Unsauberkeit des Fußbodens der Fall. Wie wir auf einem harten, schmalen Tische, in der beständigen Furcht herunter zu fallen, geschlafen haben, kannst Du Dir vorstellen; doch aber hatte uns die Unbequemlichkeit unsrer Schlafstätte nicht so verstimmt, daß wir nicht des andren Morgens herzlich über das sonderbare Bette hätten lachen sollen, worüber unsre Wirthin beinahe empfindlich geworden wäre, die uns versicherte: daß auf dem Tische sogar schon ein Herr Pfarrer geschlafen hätte.

Zehnter Brief.

Johannisburger Haide. — Wondollek. — Eisenhütte. — Die Masuren. — Johannisburg. — Spirdingssee. — Nikolaiken. — Lyk. — Rhein. — Angerburg. —

Wir machten uns, da uns nichts an dem lieblichen Sensburg fesselte, frühe auf den Weg und fuhren kreuz und queer, wie es die Geschäfte des Herren D* wollten, durch eine Gegend, die zwar weniger öde wie die gestrige, aber keinesweges zu den freundlichen gehörte, und kamen des Abends spät in einer an der Johannisburger Haide liegenden Mühle an, wo wir an dem Müller einen deutschen freundlichen Wirth fanden, bei dem wir in jeder Rüksicht gut aufgehoben waren. Ein Prediger aus der Gegend, der gleich uns hier übernachtete, machte uns durch seine Unterhaltung einen recht angenehmen Abend. Er war, wie er versicherte, schon über zwanzig Jahre in Masuren Pfarrer, und lebte recht zufrieden mit seiner Lage; aber er gestand: nur ein Pfarrer, oder ein Amtmann könne mit diesem rohen Völkchen auskommen; für einen andern Deutschen wäre es unter diesen Naturkindern ein unangenehmer Aufenthalt. Ueber ihren Karakter und über ihre Sitten gab er mir folgende Aufschlüsse. Die Masuren, ein altpreußischer Völkerstamm, sind sparsam, ernsthaft, mäßig, standhaft und fleißig; aber auch halsstarrig, miß-

trauisch, eigennüzzig und eigenwillig. Sie haben wenige und nicht heftige Leidenschaften, werden nicht leicht gereizt und selbst ihre Freude hat nicht das lachende Gewand ihrer Nachbaren, der deutschen Preußen. Ihr Fleiß schüzt sie vor Mangel, aber er wird ihnen nie die Quelle des Reichthums, denn er wird nie durch den Wunsch, ihren Zustand zu verbessern, angespornt; der schlechte Boden, dem sie nur einen kümmerlichen Ertrag abtrozzen können, macht sie eigennüzzig, doch betrügen sie nie. Heirathen aus Liebe gehören bei ihnen unter die Seltenheiten: der Bräutigam sieht zuerst auf den Spinnrokken seiner Braut, und findet er da einen gut gesponnenen Faden, dann auf ihr Gesicht. In der Ehe sind sie verträglich, aber nie zärtlich; Ausschweifungen sind beinahe unerhört. Sie halten auf alte Sitten und auf alte Gewohnheiten, und jeder Versuch, sie für etwas gutes Neues empfänglich zu machen, ist vergebens. Sie stehen nun schon so viele Jahrhunderte unter einer deutschen Regierung, aber doch sprechen sie noch nicht deutsch, obgleich ihre Sprache ein so elendes Gemengsel ist, daß selbst die nächsten Nachbaren sie nicht verstehen. Nächst dem Könige, von dessen Würde und Macht sie aber nur sehr dunkle Begriffe haben, sind ihnen der Pfarrer und der Amtmann die vornehmsten Personen in der Welt. Diesen geben sie ihre Abgaben sehr richtig, aber keinen Heller darüber; und nicht die ausgezeichnetste Gefälligkeit kann sie zu dem ge-

ringsten Geschenke vermögen. Von Verläumden und Lügen wissen sie eben so wenig, wie vom Stehlen; Gefälligkeiten und Liebesdienste sind ihnen aber eben so fremd. Wie sie zu der polnischen Sprache gekommen sind, die sie, wie schon gesagt, höchst verderben, und mit deutschen Wendungen, auch mit deutschen Wörtern untermengt sprechen, ist nicht wohl zu enträthseln, denn sie sind nie unter polnischem Szepter gewesen, auch sind ihre Geschlechtsnamen alle altpreußisch. Der Landstrich, der preußisch Masovien oder Masuren heißt, begreift die Städte Sensburg, Lotzen, Johannisburg, Nikolaiken, Neidenburg, Ortelsburg, Willenberg, Passenheim, Rhein, Arys, Lyck, Olotzko, also den südöstlichen Theil von Preußen in sich, und gehöret theils zum königsberger, theils zum lithauer Regierungsbezirk. Diese Landschaft zeichnet sich durch viele Berge, viele und sehr große Landseen, und einen durchweg schlechten Boden aus, daher auch kein anderes Getraide, als Roggen, Haber und Haidekorn gebauet wird. Vieh und Pferde sind nur klein; die Schafe aber gedeihen sehr gut auf diesen Bergen. Der Flachsbau wird mit vielem Fleiß betrieben; die Weberei und Fischerei sind die Hauptnahrungszweige der Einwohner; in einigen Gegenden aber auch die Kalkbrennerei, und in den zunächst der großen johannisburger Haide gelegenen Orten, die Theerschwelerei.

Die johannisburger Haide ist der größte Wald

in Preußen: denn sie ist beinahe 20 Meilen lang und an mehreren Orten an 7 Meilen breit. Sie bestehet großentheils aus Fichtenholz, doch sind alle Baumgattungen darin vorhanden. Der Boden ist nur sandig, oder sumpficht, von mehreren kleinen Flüssen und einigen bedeutenden Seen durchschnitten.

Nicht ohne einiges Bangen fuhren wir am andern Morgen in diesen unermeßlichen Wald: denn obwohl man uns versichert hatte, daß es darin vollkommen sicher sey, so waren dadurch unsre Besorgnisse nicht ganz gehoben; überdem aber mußten wir fürchten, uns darin zu verirren, da keine große ausgehauene Landwege durchführen. Die Gewohnheit indessen, die alles erträglich macht, überwand auch unsre Furcht, denn nach einigen Stunden hatten wir unsre Besorgnisse vergessen. Nur höchst selten trafen wir auf unserm Wege einige einzeln stehende Hütten der Theerschweler, oder Kohlenbrenner, oder eine Schneidemühle, oder eine Försterei an; sehr oft aber scheuchten wir Tannhirsche, oder Rehe auf, auch stießen wir einigemal auf wilde Schweine, woraus zu schließen ist, daß die Wege sehr selten von Menschen benuzt werden, da das Wild so nahe daran anzutreffen war. Wölfe sollen hier sehr häufig seyn, wir haben aber nur Einen gesehen, der über unsern Weg lief, uns aber keinen Schrekken verursachte, da diese Raubthiere im Sommer, wo sie Futter im Ueberfluß haben,

die Menschen nicht anfallen. Hie und da fanden wir Spuren von Forstbränden, doch waren die Bäume selten davon vertroknet, sie grünten vielmehr troz der geschwärzten und an der Oberfläche verkohlten Rinde fröhlich fort.

Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange, und noch waren wir immer im Walde, wir fürchteten daher, die Nacht ohne Obdach zubringen zu müssen; da schimmerten aber die rothen Dächer ansehnlicher Gebäude durch die Bäume und wir hatten unser Ziel, die Eisenhütte zu Wondolleк erreicht.

Dieses bedeutende Werk wurde vor 14 Jahren mit einem Kosten-Aufwande von 200,000 Thaler angelegt, und ist für die ganz arme Gegend eine große Wohlthat: denn es kommt dadurch jährlich eine bedeutende Summe Geldes in Umlauf, die die benachbarten Landleute durch das Anfahren der Eisenerde, der Kohlen, des Holzes und durch Handarbeiten verdienen. Auch verzehren die Hütten-Beamten ihre ansehnliche Besoldungen hier. Zur Zeit der Anlage gehörte das Herzogthum Warschau zu Preußen, sonst würde man diese Hütte nie hier angelegt haben: denn die Eisenerde wird nur von daher gezogen. Sollte einmal die polnische Regierung die Ausfuhr der Eisenerde verbieten, so müßte die Hütte eingehen. Doch das ist noch so leicht nicht zu befürchten, da den zunächst angrenzenden polnischen Einwohnern selbst ein großer Nuzzen aus diesem Eisenwerk erwächst, für dessen Einbuße

sie nur durch Anlegung eines Schmelzwerks auf eignem Grunde entschädigt werden könnten, und dazu wird es in den ersten fünfzig Jahren in den polnischen Kassen noch an Geld fehlen.

Der hohe Ofen ist vortrefflich gebauet und macht seinem Baumeister Ehre. Er ist, wie er denn dieses seyn muß, vollkommen feuerfest, aber mit großer Ziegel-Ersparung gebauet: denn seine Fundamente bestehen alle aus Gewölben. Die Ziegel sind hier sehr theuer, da sie meilenweit hergebracht werden müssen; daher diese Sparsamkeit, die dem Gebäude nichts an Festigkeit nimmt, hier am rechten Orte war. Die Gebläse werden durch Wasser getrieben, das man mit vieler Kunst hieher geleitet hat, doch sollte es einmal der polnischen Regierung einfallen, den auf ihrem Grunde liegenden See von Lacha zu stauen, so würde hier das nöthige Wasser, die Räder des Blaswerkes zu treiben, fehlen. Das Bestehen der Hütte beruhet also auf dem Wohlwollen eines nichts weniger als freundschaftlich gesinnten Nachbarlandes, und ist daher höchst unsicher. Das hier gewonnene Eisen ist äußerst spröde und zum Verschmieden unbrauchbar; es wird daher nur zu Gußeisen verwandt. Man gießet hier vorzüglich Töpfe, Platten, Feuerheerde und Gewichte; andre Gußarbeiten werden nur auf Bestellungen gemacht. Alle Waaren, ohne Unterschied, werden zu vier preußische Groschen das Pfund verkauft. Der Hauptabsaz bestehet in Töpfen, die

nach dem Herzogthum Warschau ausgeführet werden; im Lande werden großentheils nur bestellte Arbeiten abgesezt. Die Brutto-Einnahme ist an 60,000 Thaler, doch hofft man auf Vergrößerung, da man mehr liefern kann. Die Beamten sind ein Inspektor, zwei Faktoren, ein Rendant, ein Hüttenschreiber und ein Hüttenarzt. Sonderbar finde ich es, daß man, bei dem Ueberfluß an Holz in Preußen, durchaus keine eiserne Oefen hat. Sie sind zwar bei dem kalten nordischen Winter nicht allgemein anwendbar, aber in Gasthöfen und in Studierzimmern, wo man oft ein Zimmer schnell erwärmt haben will, sind sie von großem Nuzzen. Man versicherte, daß durchaus keine Nachfrage darnach sey.

Johannisburg, ein freundliches Städtchen vier Stunden von Wondollek entfernt, liegt zwischen zwei Seen an dem Pissekfluß, der hier aus dem Warschauersee ausfließet und nach einem Lauf von ohngefähr fünfzehn Stunden im Herzogthum Warschau bei Novogrod in die Narev fällt. Er ist seit einigen Jahren schiffbar gemacht, wird aber wenig benuzt, da es ausser Holz hier nichts zu verschiffen giebt, der Holzhandel aber schon seit dem Jahr 1806 ganz darnieder liegt. Johannisburg hat einen bedeutenden Kornmarkt; die benachbarten Polen bringen täglich Getraide zu Markt, das von den Masuren gekauft wird, die dagegen wieder Flachs und Fische zum Verkauf bringen. Es wohnen hier mehrere Fa-

milien von der gebildeten Klasse, theils des wohlfeilen Lebens, theils ihrer Geschäfte wegen; denn es ist hier ein Steuer- und ein Kreisamt. Auch mehrere Kaufleute machen hier gute Geschäfte. Die Loge St. Johannes von der Burg bestehet hier mit einem schönen Lokale. Sie ist ziemlich zahlreich, denn die mehresten gebildeten Männer dieser freudenleeren Gegend sind Mitglieder davon.

Johannisburg wird von der einen Seite von dem Warschauer-, von der andern Seite aber von einem Arme des Spirdingssees begränzt, der davon auch den Namen des johannisburger Sees hat. Dieser ist der größte See in Preußen: denn er hat einen Flächeninhalt von zehen Quadratmeilen. Er ist sehr fischreich und versorget einen großen Theil des Herzogthums Warschau mit Fischen, die dort, wo man Mangel daran leidet, sehr gut bezahlt werden.

Von Johannisburg schikten wir unsern Wagen nach Nikolaiken und wir machten die Reise zu Wasser auf dem Spirdingssee. Wir hatten Mühe, einen Nachen zu bekommen, denn man benuzt hier nur selten die Wasserfahrt, was mir ein Zeichen der Indolenz der Masuren zu seyn scheint, da hier allenthalben Holz zum Erbauen der Fahrzeuge im Ueberfluß ist, und man nach allen Seiten hin viele Meilen weit zu Wasser fahren kann. Die Ufer des Spirdingssees sind durchaus mit Wald bewachsen und gewähren an manchen Orten, wo sie Buchten machen, oder in den See ausspringen, reizende Ansichten,

die uns eine angenehme Fahrt gewährten; daher ich Jedem, der in diese Gegend kommt, dazu anrathen möchte. Ohngefähr eine Meile von Nikolaiken liegen zwei Inseln im See, wovon die größere der Teufelsberg heißt und wegen vieler Gespenstergeschichten in der ganzen Gegend berüchtigt ist. Friedrich der Große legte hier ein Fort an, welches Fort Lyck genannt wurde; sein Nachfolger fand es unzwekmäßig, ließ die mit vielen Kosten errichteten Werke zerstören und verkaufte die Baumaterialien, nebst dem Grunde und einem noch darauf stehenden Getraidemagazin, an einen benachbarten Gutsbesizzer um einen Spottpreis. Die Insel erhebt sich allmählig nach ihrem Mittelpunkt zu, und enthält vier bis sechs Fuß unter ihrer Oberfläche eine Menge Aschentöpfe, daher es erwiesen ist, daß sie einst den heidnischen Preußen zur Begräbnißstätte diente. Auf unser Verlangen grub der einsame Bewohner dieser Insel, der die Aufsicht über das Magazin führt, nach Aschentöpfen und war auch so glüklich, bald zwei zu finden, wovon der eine die Größe eines Maaßes haben mochte, der andere aber etwas kleiner war; doch gelang es ihm nicht, sie unzerbrochen zu Tage zu fördern. Sie bestanden aus einer graulich schwarzen, leicht zerbrechlichen Masse, waren nach der Oeffnung und nach dem Fuße zu verengt, so daß die Mitte einen Bauch bildete; mit Asche gefüllt und mit einer platten Scherbe gedekt.

Nikolaiken liegt an dem Ufer eines Sees, am

Fuße eines Berges, der, obgleich beträchtlich hoch, dennoch guten Getraideboden hat. Höhere Berge schließen von der andern Seite den See ein, und bringen durch ihre sonderbare Formen einige Mannichfaltigkeit in die traurige Gegend. Das unansehnliche Städtchen ist wegen seiner vorzüglichen Leinwand und wegen der vortrefflichen hier gefangenen Marenen, eine der wohlschmekkendsten Fischgattungen, die aber nicht die Muraenae der Römer sind, bekannt. Fische sind die tägliche Speise der Einwohner dieser Gegend und in solchem Ueberfluß vorhanden, daß zu jeder Stunde des Tages lebendige zu haben sind. Ein zweites nicht weniger beliebtes Nahrungsmittel ist Grüzze, theils von Haidekorn, theils Hirsen oder Schwadengrüzze. Die Masuren verkaufen eine große Menge davon nach Königsberg und entschädigen sich durch dieß Erzeugniß einigermaßen für den geringen Getraidebau, der selten für den eignen Bedarf hinreicht.

Das Städtchen Lyk ist der einzige helle Punkt in dem dunkeln Gemälde von Masovien, und gleicht mit seinen freundlichen Umgebungen so wenig der übrigen Landschaft, daß man angenehm überrascht wird, sobald man das Gebiet dieses Ortes betritt. Auf einem hohen Bergrükken liegt die ziemlich ansehnliche Stadt, die nur eine einzige, aber beträchtlich breite und sehr lange Straße ausmacht. Tief unten im Thale liegt eine ansehnliche Burg aus den Zeiten des Mittelalters, doch noch wohl erhalten.

und gegenwärtig der Siz eines Domänenamts. Ohnfern davon zieht sich ein Landsee durch üppige Wiesen, an die sich fruchtbare Getraidehügel anschließen, auf deren Gipfel wohlgebaute Dörfer aus den sie beschattenden Obstbäumen hervorschimmern und durch ihre Anzahl eine starke Bevölkerung der Gegend bekunden. Im Hintergrunde erheben sich beträchtliche Berge theils kahl, theils mit Nadelholz bestanden. Die Stadt wird durch die große, von Königsberg nach dem Herzogthum Warschau führende, Landstraße lebhaft, auch kommen die benachbarten Polen, um ihre Erzeugnisse gegen Salz, Häringe, Eisen und Luxuswaaren auszutauschen. Der Gasthof ist reinlich und gut bedient und die Einwohner sind freundlich wie die Gegend, in der sie leben. Es giebt hier einige gebildete Männer, von denen ich nur den Superintendenten Gusovius nenne, der ein aufgeklärter, gebildeter Geistlicher und mit dem Zeitalter fortgeschritten ist. Seiner Gastfreundschaft verdanke ich einen sehr angenehmen Abend. Er war der erste, der unserm Kaiser Glük wünschte, als er, nach der Vertreibung der Franzosen aus Rußland, die preussische Gränze betrat. Die huldvolle Herablassung des Monarchen, der sich lange mit ihm unterhielt, hat ihn entzükt. Dieser muntere Greis stehet einem Schullehrer-Seminarium vor, das nach den lichtvollen Ansichten, die er in einer Unterredung über Erziehung entwikkelte, nicht anders als wohlgedeihen kann. Nicht um ihm zu schmeicheln,

sondern aus inniger Ueberzeugung, sagte ich ihm dieß. Ach! meine Steinchristen — dieß ist ein Spottname, den die Masuren von den übrigen Preußen erhalten — bringen mich oft in Verzweiflung, erwiederte er scherzend; denn bei ihrer Liebe zum Alten kostet es unsägliche Mühe, sie für das gute Neue empfänglich zu machen. Lyck besitzt auch eine lateinische Provinzialschule, auf der Jünglinge zur Universität vorbereitet werden.

Das Städtchen Rhein ist, obgleich nicht schlecht gebaut, der ödeste Ort, den ich je gesehen habe. Schon waren wir durch den größten Theil der Stadt gefahren, als wir noch keinen Menschen gesehen hatten: der ganze Ort schien ausgestorben und nur im Gasthofe, wo wir einkehrten, fanden wir die ersten Leute. Ich schloß auf eine Epidemie, oder irgend einen andern Umstand, der die Stadt plözlich entvölkert habe, doch der Wirth versicherte, daß es nie hier lebhafter sey: denn der Ort habe wenig Einwohner, da es hier an Erwerbquellen mangle. Ein altes Ritterschloß, das hoch über die Stadt emporragt, zog meine Aufmerksamkeit auf sich; ich wünschte es zu besehen und der Wirth ließ sich bereitwillig finden, mich dahin zu begleiten. Es stehet wüst und ist schon seit einer Reihe von Jahren zum Verkauf ausgeboten, doch es findet sich kein Käufer, obgleich die Kaufsumme nur zweitausend Thaler seyn soll. Ich erstaunte darüber: ein Gebäude, worin vielleicht für 50,000 Thaler Bauma-

terialien enthalten sind, kann für zweitausend Thaler nicht verkauft werden? Wie arm muß diese Gegend seyn! Es enthält eine Menge fürchterlicher Burgverließe und viele große Säle, doch in den mehresten sind die Dekken eingestürzt. Mit Lebensgefahr kletterte ich auf den verfallenen Steigen bis zum obersten Boden, um das Dach in Augenschein zu nehmen, das mir wegen seiner künstlichen Bauart gerühmt wurde. Es ist ein sogenanntes Hängedach und in der That sinnreich genug so gebaut, daß es nicht auf der Mauer, sondern auf Pfeilern ruht, die in der Mitte des Gebäudes stehen und vermittelst des Gleichgewichts die ganze Masse tragen. So vortheilhaft diese Bauart auch seyn mag, da die Grundmauern die Last des Daches nicht zu tragen haben, sondern dieses sich vermittelst seiner Pfeiler und Bogen in sich selbst hält, so dürfte die Kostspieligkeit derselben in unsern dürftigen Zeiten die Anwendung verhindern.

Die Stadt Angerburg macht die Grenze zwischen Masuren, Lithauen und Natangen aus, gehöret aber zu der leztgenannten Provinz. Wer je eine babilonische Sprachenverwirrung hören will, der komme hieher: denn polnisch, lithauisch, platt- und hochdeutsch werden gleich schlecht und so durcheinander gesprochen, daß ein Fremder durchaus nicht weiß, in welcher Sprache er angeredet wird. Die Sprache abgerechnet, sind aber die Einwohner ein guter Menschenschlag, bei dem es mir recht

wohl gefallen hat. Sie sind alle wohlhabend, mehrere reich, wohnen in Steinhäusern und bauen den Boden, der die Stadt umgiebt, mit vielem Fleiß. Der große Mauersee, der an Umfang dem Spirdingssee wenig nachgiebt, gehet bis dicht an die Stadt. Sein überflüßiges Wasser strömt durch die Angerap aus, die durch die Stadt fließet und durch ihre Vereinigung mit der Pissa, bei Gumbinnen, den Pregel bildet. Wenn die Angerap schiffbar gemacht würde, welches meiner Meinung nach sehr leicht anginge, so könnte man die hiesigen Erzeugnisse zu Wasser nach Königsberg bringen, was, meines Bedünkens nach, ein großer Vortheil wäre, da die Landwege, auf die jezt alles zur Achse gebracht werden muß, die schlechtesten im Lande sind. Diese Stadt hat früher einen so berühmten Aalfang gehabt, daß ihn selbst die Erdbeschreibungen als eine Merkwürdigkeit anführten; doch nachdem man einen Kanal gegraben hat, um der Stadtmühle mehr Wasser zuzuführen, und das Wasser des Sees dadurch um einen Fuß gesunken ist, hat er ganz aufgehöret, so daß Aale hier jezt eine Seltenheit sind. Der hiesige Superintendent Pissanski besizt eine Naturalien-Sammlung und einige Antiquitäten, alles im Vaterlande gesammelt, die recht artige Sachen enthalten, und für einen Preußen Interesse haben müssen. Der Kronprinz von Preußen hat sie gesehen, und da der Besizzer gerade nicht anwesend war, ihm einige schmeichelhafte

Worte darüber geschrieben. Ein altes, großes Schloß, das vor der Stadt befindlich ist, dienet zum Siz einer Kreisjustizdeputation; auch ist hier eine Provinziallandschaftskasse, welche Geld auf adliche Güter giebt und darüber Pfandbriefe ausstellt, die als kauf- und zinsbare Obligationen au porteur zirkuliren.

Eilfter Brief.

Gumbinnen. — Trakehnen. — Insterburg. — Norkitten. — Bubainen. — Wehlau. — Tapiau. — Korrektionshaus.

Der Anblik von Gumbinnen überraschte mich einigermaßen: denn ich hatte nicht vermuthet, hier so tief in Lithauen eine ansehnliche schöne Stadt, mit durchaus geraden, nach der Schnur gebauten Straßen zu finden, wie dieß hier der Fall ist. Diese nicht kleine Stadt ist im Jahr 1732 angelegt und nach einem Risse, den Friedrich Wilhelm I. selbst entworfen hat, gebauet, daher die Regelmäßigkeit. Ihre erste Bevölkerung hat sie den Offizianten der Kriegs- und Domänenkammer von Lithauen, die hier ihren Siz erhielt, und den vertriebenen Salzburgern zu danken, zu denen sich bald viele Lithauer gesellten, die durch die gute Lage der Stadt angelokt wurden, sich hier nieder zu lassen. Die Kammer, nach der neuen Einrichtung Regierung genannt, ist die höchste Finanz- und Polizeibehörde der Provinz, die ein Personale von ohngefähr hundert Personen hat, die schon allein im Stande sind, einiges Leben in einer Provinzialstadt zu verbreiten. Die Hauptnahrungsquelle aber sind die Brantweinbrennereien, die in großer Menge hier vorhanden sind und von den Salzburgern und Lithauern betrieben werden. Gumbinnen ist auch

der Siz eines Landstallmeisters, der ein Mann von vieler Bedeutung ist, da die lithauischen Stutereien zu den wichtigsten von Europa gehören. Er hat seinen Rang gleich nach dem Regierungs-Präsidenten, ist aber diesem nicht untergeordnet.

Das Hauptstutamt Trakehnen, zu dem 14 Vorwerker gehören, liegt zwischen unermeßlichen Wiesen, die das hinreichende Futter und die Weide für die große Menge königlicher Pferde geben, die zur Stuterei gehören. Die Einrichtung und Ordnung sind bewunderungswürdig und die Sorgfalt und Pflege, mit der die Pferde behandelt werden, musterhaft. Stallmeister, Unterstallmeister, Futtermeister und eine große Menge sogenannter Hengstknechte tragen unablässig Sorge für die gute Abwartung der Pferde, und die geringste Nachläßigkeit wird auf der Stelle strenge und unerbittlich bestraft. Die Hengste, unter denen wunderschöne Thiere, von mehreren tausend Thalern das Stük an Werth, sind spanischer, neapolitanischer, barbarischer und arabischer Abkunft, stehen Winter und Sommer im Stall, auf einem besondern Vorwerk; die Stuten sind nach ihren Farben auf den verschiedenen Vorwerken abgesondert, so auch die Füllen nach ihrem Alter und Geschlecht; auch für die Esel und Maulesel sind besondre Vorwerker. Jeder Hengst hat sein besondres Geschlechts-Register, so auch die Stute. Diese Geschlechts-Register, die durch besondre Sekretäre geführt werden, sind ge-

wiß die richtigsten, die es giebt und glaubhafter, als alle Stammbäume in der Welt: denn hier ist es durch die getroffne Einrichtung unmöglich, daß ein Bastard in einen Stammbaum gepfuscht wird. Wäre der reine Adel nicht auf eine ähnliche Weise zu erhalten? Viele der schönsten Pferde werden an reiche Ausländer zu hohen Preisen aus dieser Stuterei verkauft, vorzüglich an Engländer und Russen; der königliche Marstall wird allein von hier aus ergänzt und die übrigen nach dem Meistgebot zu Kauf gestellt. Es ist den Franzosen bei ihrer Eroberung von Preußen im Jahr 1807 höchst empfindlich gewesen, diese Stutereien nicht in ihre Hände zu bekommen; man hatte sie in Zeiten über den Niemen gerettet. Insterburg, zwar nicht so schön gebauet wie Gumbinnen, ist aber lebhafter und nahrhafter. Bei dieser Stadt fließen die Angerap und die Pissa zusammen, und heißen nach ihrer Vereinigung der Pregel, der von Insterburg aus schiffbar ist; daher auch in dieser Stadt ein bedeutender Kornhandel getrieben wird, die dem Ueberfluß des getraidereichen Hochlandes von Lithauen zum Stapelplaz dienet. Die Brantweinbrennereien und Bierbrauereien sind auch eine sehr ergiebige Nahrungsquelle dieses Ortes. Die Gegend um Insterberg ist zwar nicht ausgezeichnet schön, aber sehr fruchtbar; man wird durch keine weite Aussichten ergriffen, aber man fühlt sich in der vortrefflich angebauten Landschaft so wohl und

behaglich, daß man nur ungern davon scheidet. In einem alten Schlosse ist der Siz des Oberlandesgerichts von Lithauen, dessen Personale so stark ist, wie das der Regierung.

Ohnfern Insterburg liegt die ansehnliche, herzoglich anhalt-dessauische Herrschaft Norkitten, ohngefähr zwei Quadratmeilen groß und auf das vortrefflichste angebauet. Sie wurde von Friedrich Wilhelm I. dem alten berühmten Fürsten von Dessau geschenkt, und ist seit der Zeit bei diesem Fürstenstamm geblieben, dem sie mit allen grundherrlichen Rechten, die Landeshoheit ausgenommen, gehöret. Der Akkerbau wird hier ganz, wie in Dessau getrieben, daher die Herrschaft sich im höchstmöglichen Kulturzustande befindet. In Bubainen, einem dazu gehörigen Orte, sind sehr ansehnliche Mühlenwerke, in welchen eine vortreffliche Perlgrüzze verfertigt wird, die jezt für den Bedarf von ganz Preußen, das früher mehrere tausend Zentner davon aus Holland bezog, hinreichend ist. Hier ist auch ein bedeutender Neunaugen- (Prikken-) Fang. Diese wohlschmekkende Fischart wird vorzüglich im Herbst gefangen, getroknet oder gebraten, in Fässer verpakt und theils im Lande verspeiset, theils nach Warschau verschikt, wo man sie sehr gut bezahlet. Die Mauern eines Pallastes, den der alte Dessauer erbauen ließ, stehen noch hier. Die Sage erzählt: daß der Pallast nach dem Tode seines Erbauers durch dessen Erscheinen unbewohn-

bar wurde und da mehrere Versuche, das Gespenst des alten Herren, das so derb, wie er bei Lebzeiten war, zu bannen, mißlangen, so überließ man ihm das Schloß zum alleinigen Gebrauch, nachdem man Thüren und Fenstern ausgehoben hatte. Aus Mangel an Reparaturen ist das Dach eingestürzt.

Wehlau, ein lebhaftes, aber abscheulich gebautes Städtchen, am Einfluß der Alle in den Pregel, ist durch die 1656 zwischen Brandenburg und Schweden, und durch die gerade hundert Jahr später hier zwischen den Preußen und Russen vorgefallenen Schlacht, der ersten des siebenjährigen Krieges, bekannt. Die Schlacht ist auch dadurch merkwürdig, daß die Russen aus Preußen, die Preußen aber bis hinter Königsberg flohen. Das Schlachtfeld liegt eine Stunde von der Stadt, in einer großen Ebene. Der hiesige Pferdemarkt ist sehr berühmt.

Durch eine fruchtbare, herrlich angebaute Landschaft, fuhren wir von Wehlau nach Tapiau, ein offnes, aber sehr angenehm liegendes Landstädtchen, am Einfluß der Deume in den Pregel. Welch einen Ueberfluß an Flüssen und Landseen hat Preußen! gewiß kommt ihm darin kein ander Land in Europa gleich. Wäre die Betriebsamkeit der Einwohner so hoch gestiegen, wie die der Holländer, so könnte man vermittelst Anlegung einiger Kanäle, so gut wie in Holland, durch das ganze Land auf der Treckschuite fahren.

Auf einer Insel an Tapiau ist das große Land-

armen- und Besserungshaus, worin alle Landstreicher, Bettler und verdächtige Menschen aufbewahrt werden. Sie erhalten hier eine grauweiße Kleidung mit farbigten Ermeln, damit sie beim etwaigen Entweichen leichter zu erkennen sind, eine gute Kost und müssen ihren Kräften angemessen arbeiten. Je nachdem sie sich durch Fleiß und gute Aufführung auszeichnen, wird ihre Speise verbessert, und bei hinreichenden Anzeichen der Besserung werden sie tüchtigen Hausvätern zur Arbeit gegeben. Die Ordnung und Reinlichkeit, die in diesem Hause herrschen, sprechen für das Wohlthätige dieser Anstalt. Die Arbeiten bestehen in spinnen, strikken und weben. Es werden hier recht gute Zimmerteppiche verfertigt, die sehr gesucht sind, da sie sich durch Wohlfeilheit und gute Muster auszeichnen. Ausserdem werden hier noch Strümpfe, Handschuhe und Unterkleider gemacht, von denen eine Niederlage in Königsberg ist.

Zwölfter Brief.

Rükkehr nach Königsberg. — Heilige Gräber. — Hakerts Gemälde. — Vater. — Hennig. — Resourçen.

Da bin ich wieder seit einigen Tagen in dem guten Königsberg, wo ich mich jezt ausser Athem laufe, die noch übrigen nicht gesehenen Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, um Zeit zu gewinnen, vor meiner gänzlichen Entfernung von hier, noch einen Ausflug nach Pillau zu thun. Vor allem wollte ich die Gräber denkwürdiger hier verstorbener Todten besuchen, um ihren Manen eine stille Minute des Nachdenkens zu weihen, doch habe ich meinen Zwek, der mir gegebenen Mühe ohngeachtet, nur sehr unvollkommen erreicht.

Zuerst fragte ich nach Kants Grab; doch wirst Du es glauben? sehr viele Personen, die seinen Namen oft im Munde führen, wußten nicht, wo seine Ruhestätte ist. Endlich erfuhr ich denn: daß er in dem Professorgewölbe neben der Domkirche beigesezt worden ist, und ich eilte dahin, um mich der Asche des großen Mannes zu nahen, doch vergebens. Der Küster hatte nicht den Schlüssel zum Gewölbe; der Magnificus verwahret ihn, und nur wenn man sich persönlich an ihn wendet, erlaubt er die Oeffnung der Gruft. Unwillig über die Kälte, mit der man in Preußen das Andenken seines größten Mitbürgers behandelt, gab ich meinen Vorsaz auf. Kein Stand-

bild, kein Denkmal sagt der Nachwelt, daß einer der größten Sterblichen hier lebte, und fühllos wirft man seine Asche zu Andern, deren Andenken schon erloschen war, ehe man sie noch begraben hatte.

Hippel, der Polizei-Präsident und Oberbürgermeister war, hat hier das Begraben innerhalb der Stadtmauern verboten und den ersten Kirchhof vor dem steindammer Thor angelegt. Mitten auf diesem Kirchhofe hat er sich ein schönes Grabgewölbe bauen lassen, das blos die einfache Aufschrift seines Namens hat, und hier ruhet er. Ich fand die Grabstätte mit Nesseln und Disteln umgeben, und das Gewölbe dem Einsturz nahe. Alle Wohlthaten, die er der Stadt erwies, alles Gute, was er mit rastlosem Eifer hier stiftete; alles ist vergessen: keine dankbare Hand pflanzt Blumen um sein Grab und seine Anverwandte, denen er nebst dem Adel, den sein Verdienst ihm für sich und seine Familie erwarb, auch ein großes Vermögen hinterließ, sorgen nicht einmal dafür, daß seine Ruhestätte während eines Menschenalters vor dem Einstürzen gesichert sey. Wie ist es möglich, die Undankbarkeit so öffentlich zur Schau zu stellen!

Hippel erzählt in seinen Lebensläufen, wo ich nicht irre, im zweiten Theil, die Geschichte zweier Liebenden, die, da ihnen ihre Eltern die Einwilligung zur Heirath versagten, aus Liebe starben. Sie wurden auf dem roßgärtschen Kirchhofe begraben, und die Mutter des Mädchens pflanzte zwei

Linden auf ihr Grab, die sich umschlangen. Diese Geschichte ist nicht erdichtet, sondern wörtlich wahr. Auf dem schönen schattigten Kirchhofe stehen noch diese beide umschlungnen Linden, die aber nun schon dikke Bäume geworden sind, und ein alter, glaubwürdiger Mann hat mir versichert, daß er diese Familien sehr gut gekannt habe. Von dem Todesgrafen will er jedoch nichts wissen. Meine Neugierde trieb mich an, den Todtengräber aufzusuchen, doch der erste Anblik überzeugte mich, daß dieser Mann es nicht mehr seyn konnte, der einst bei dem Todesgrafen in Diensten gestanden hatte, und wirklich war er nur erst ohngefähr zwanzig Jahr auf dieser Stelle; auch wußte er mir nichts über seinen Vorfahren zu sagen, was mir hätte Aufklärung geben können.

Hamans Grab konnte ich nicht ausfragen; selbst seine ehemaligen Schüler, deren ich einige sprach, wissen nicht, wo es ist. Vor einigen Wochen ist hier sein Sohn, der Rektor an der altstädtschen Schule war, begraben worden. Er wurde, wie sein Vater, verkannt, und starb an den Folgen einer bittern Kränkung, die ihm die fühllose Dummheit, die durch sein Verdienst geärgert wurde, bereitete.

Die Gemählde von Philipp Hakert, die auf dem Schlosse, in dem Sizzungssaal der phisikalisch-ökonomischen Gesellschaft, aufgestellt sind, habe ich oft und jedesmal mit neuem Vergnügen gesehen. Ich hoffe, es ist Dir nicht unangenehm, etwas davon zu vernehmen.

Hakert starb, wie Dir bekannt seyn wird, in Italien, und hinterließ mehrere bedeutende, von ihm verfertigte Gemählde, die seine Anverwandten in Berlin erbten und vermittelst einer Lotterie verspielen wollten. Die Verspielung kam bei dem allgemeinen Geldmangel nicht zu Stande, doch wurde ein Theil davon verkauft und der Ueberrest, bestehend in zwei und dreißig Stük, nach Königsberg gebracht, um hier vielleicht Liebhaber zu finden. Die Gemählde bestehen in Landschaften und Thierstükken von sehr verschiedenem Werth: die Thierstükke stehen den Landschaftsgemählden auffallend nach. Folgende Stükke haben mir darunter vorzüglich bemerkenswerth geschienen.

Eine einfache Landschaft mit der Beleuchtung der Morgensonne, und eine von der untergehenden Sonne beleuchtet. Beide verrathen die Meister-Hand, sind aber offenbar noch nicht fertig, denn der Farbenton ist unaussprechlich hart. Man widerspricht mir hier und nennet es den italiänischen Himmel, aber ich habe diesen auch gesehen und weiß, was man dem italiänischen Himmel zumuthen darf; der leider oft genug herhalten muß, wenn ein Pfuscher seine Luft mit Berlinerblau mahlet. Hakerts Pinsel ist unbeschreiblich zart: wie mag man glauben, daß er eine Morgenröthe mahlen werde, deren brennende Farben dem Auge wehe thun.

Eine Landschaft bei Rom in einem Strichregen. Je länger man dieses Gemählde betrachtet, je mehr

wird man davon angezogen, und immer kehrt man nach Beschauung der andern zu diesem zurük. Ich möchte diesem herrlichen Stükke wohl den Preis vor allen zugestehen, denn selten sah ich die Natur so erreicht, wie hier. Der dunkle Vorgrund, in dem sich ein Schäfer unter einen Eichbaum vor dem Regen flüchtet; der Reiter, der in schnellem Trabe unter Dach zu kommen strebet, und dessen Rok von dem Winde gehoben wird, der umzogne Himmel, der Strichregen selbst, das alles spricht mit solcher Wahrheit, daß man sich selbst von dem Schauer erreicht glaubet. Die schöne Waldgegend tritt aus dem Nebel nach und nach hervor, und der Hintergrund wird von der Sonne beleuchtet, die durch die zerrissenen Wolken angedeutet wird. Diese schwere Aufgabe der doppelten Beleuchtung, bei der zum Theil der Hintergrund heller hervortreten muß, wie der Vorgrund, hat der Künstler auf das vollkommenste gelöset.

Ein schattigter Hain, in dem Horaz als Knabe schläft, und von Tauben mit Lorberblätter bestreuet wird. Welche Schattennacht; welche Dämmerung in diesem Walde! an dem auch jedes einzelne Blatt mit niederländischer Peinlichkeit ausgemahlt ist. Das Bild ist selbst in seinen kleinsten Theilen vollkommen, bis auf die Tauben, die schwerlich einer, der den Horaz nicht gelesen hat, dafür halten wird. Man kann sie so gut für Geier, oder für Raben halten, wie für Tauben. Bei dem großen Fleiß,

den Hakert auf seine Gemählde verwandte, scheint mir dies nicht sowohl Ungeschiklichkeit, als Künstlerlaune zu seyn, die diese häßlichen Klexe in ein so schönes Tableau gebracht hat.

Eine Waldgegend, deren Vordergrund ein See ausmacht, an dem einige Reiter ihre Pferde tränken. Dieses Gemählde zeichnet sich vorzüglich durch die verschiedenen Kontraste des Schattens aus, die hier auf das glüklichste neben einander gestellt, und von besonders schöner Wirkung auf das Wasser des Sees sind, das von der hellen Bläue des Vorgrundes allmählig mit tiefem Grün unter dem Schatten der Bäume verschwindet. Das Wasser ist unnachahmlich schön; man glaubt durch den hellen Silberspiegel bis auf den Grund zu sehen.

Die Gegend, in der der Mahler wohnte mit seiner Villa. Man möchte ihn, wenn er noch lebte, um die freundliche Landschaft beneiden, die ihm zum Aufenthalt diente, die mit Ausschluß aller erhabnen Naturszenen: als Wasserfälle, Felsen, hohe Berge, doch des Reizenden so viel hat. Die sanften, grünen Hügel, die sich durch das liebliche Thal ziehen, die herrlichen Baumgruppen und der weite, reiche Hintergrund, geben der Landschaft einen ganz eignen Zauber. In diesem Stük, so wie in den mehresten andern, hat er weißes Vieh angebracht, was, da es mit vielem Fleiß in den vortheilhaftesten Stellungen gemahlt ist, eine gute Wirkung hervor bringt; indessen es frägt sich: ob der Künstler in

diesem Fall idealisiren darf? denn das weiße Vieh ist in Italien höchst selten; ich habe vielmehr beinahe durchweg dunkelrothes und graues angetroffen, und ich glaube, so wenig der Mahler einer niederländischen Landschaft eine italiänische Luft geben darf, so wenig darf er eine dem Lande seltne Thiergattung anbringen. Doch ich bescheide mich auch gern, wenn Du meine Erinnerung unstatthaft finden solltest: denn zu den Zeiten der Römer hielt man bekanntlich dort viel auf weißes Vieh.

Das Kloster Val ombrosa. Das dunkle Thal, mit seinen ewigen Schatten und die kühn emporstrebenden Waldberge in dem Vorgrund, von dem hellsten Lichte beleuchtet, sind von ergreifender Wirkung; bewundrungswürdig wahr ist aber ein Nebel, der aus einer Bergspalte aufsteiget und sich in die Höhe zieht. Das Gemählde hat einen Karakter von düstrer Schwermuth, die durch die wenigen kontrastirenden lichten Punkte nun noch mehr hervortritt.

Eine idealisirte Landschaft mit einer großen Stadt im Hintergrunde, hinter welcher in großer Ferne das Meer sichtbar wird. Dieses Stük hat ein reges, wohlthuendes Leben, das den Beschauer angenehm anspricht. Der sich zu einer Burg über Felsenberge krümmende, mit Wandrern besezte Weg, das sich durch das Thal schlängelnde Flüßchen, die schönen Baumgruppen, hinter denen Häuser mahlerisch hervorragen, und der mit Menschen und weidenden Stieren belebte Vorgrund machen ein schön

gehaltnes Ganze aus, das den gebildeten Geschmak des Künstlers verräth, der bei der reichsten Mannichfaltigkeit der Gegenstände doch die Ueberladung zu vermeiden wußte.

Ein Wasserfall hat mich weniger angesprochen. Die Meisterhand ist zwar nicht zu verkennen, indessen es ist immer eine schwere Aufgabe bei einem Wasserfall, der den Vorgrund des Gemähldes ausmacht, die Natur zu erreichen, da die ewige Veränderung, der dieser Naturszene unterworfen ist, gerade das Schöne daran, jedem Gemählde abgehen muß. Ein anderes ist es, wenn man ihn aus der Ferne darstellt, wo die Umrisse mehr in einander fließen und daher eher durch den Pinsel zu treffen sind.

Von den Thierstükken ist ein Eber das vorzüglichste. Sie sind alle brav gemahlt, doch kommen sie den vollendeten niederländischen Meisterstükken nicht bei.

Hakert hat alle seine Gemählde mit einem bewundrungswürdigen Fleiß gearbeitet, so daß in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig bleibt. Jeder Baumast, jedes Blatt, ja selbst jedes Gräschen des Vorgrundes ist vollkommen ausgeführt, und selbst durch ein Perspektiv betrachtet schön. In Licht und Schatten war er vollkommen Meister und der warme, lebendige Farbenton seiner Luft ist bezaubernd. Doch war der Künstler, nach diesen Gemählden zu urtheilen, zu wenig Dichter. Er ist

unendlich wahr und treu, aber er idealisirt zu wenig, daher sieht man ihn auch nur immer dem Lieblichen, Reizenden folgen, aber an das Erhabne, Große scheint er nur ungern sich zu wagen und seinen Idealen fehlt das Furchtbare, Ergreifende des Lorraine ganz. Wenn der Vergleich hier erlaubt ist, so möchte ich sagen: er verhält sich zu diesem wie Denner zu Rubens.

Die königliche Bibliothek habe ich aufs Neue besucht und bei der Gelegenheit die Bekanntschaft des Ober-Bibliothekars, des als Philologen berühmten Herren Professors Vater gemacht. Dieser Mann ist hier ganz an seiner Stelle, denn er kann die Schäzze dieser Büchersammlung benuzzen, ohne von Lese- und Schaulustigen unterbrochen zu werden, da die Unter-Bibliothekaren und Kustodes gewöhnlich den Dienst versehen. Er hatte die Güte, mir einen sehr seltenen Koder aus dem neunten Jahrhundert zu zeigen, der wohl nur durch Zufall dem Schiksal entgangen ist, nach Berlin geliefert zu werden, wohin einmal zu Friedrichs II. Zeit die seltensten Sachen geschikt werden mußten. Herr Professor Hennig, der als Bibliothekar bei der Wallenrodtschen Bibliothek angestellt ist, den Du, wie ich glaube, von seinem Aufenthalt in Kurland her kennen wirst, ist nicht so glüklich, Unter-Aufseher zu haben. Er hat sich durch die Herausgabe von Lukas Davids handschriftlicher Chronik von Preußen, von der bereits vier Bände erschie-

nen sind, bekannt gemacht. Man hat von ihm noch eine preußische Geschichte zu erwarten, die gewiß sehr vollständig werden wird.

Von den hiesigen Resourçen und Klubs wirst Du auch etwas wissen wollen: ich will Dir mit einer kurzen Nachricht davon dienen, da ich die mehresten davon besucht habe.

Die adliche Resourçe in der französischen Straße, die, obgleich die Mehrzahl aus Adlichen besteht, doch keinesweges gebildete Männer bürgerlichen Standes ausschließt, ist wohl die vorzüglichste von allen. Man findet hier, außer einem hohen Spiel, auch eine geistreiche Unterhaltung und einen urbanen Ton herrschend, wie man ihn von einer so ansehnlichen Gesellschaft erwarten darf.

Die Gesellschaft der Freunde S*, gewöhnlich Seehundsgesellschaft genannt, wie denn auch ihr Siegel einen Seehund enthält, hat größtentheils nur Kaufleute zu Mitgliedern und zeichnet sich durch starkes Trinken aus. Ihr Simbol soll darauf hindeuten.

In der Kaufmanns-Resourçe, in der Magister-Gasse, ist zwar jeder anständige Mann willkommen, indessen muß jeder, der nicht Kaufmann ist und spielt, die größte Langeweile haben, da alle Gespräche nur den Handel zum Gegenstand haben.

Die deutsche Resourçe enthält Mitglieder aus allen Ständen, unter denen viele gebildete Männer sind. Die politische Kannengießerei ist hier an der

Tagesordnung und wird oft ein wenig lästig, da man gewöhnlich damit anfängt und auch endet. Sie hat ihr Lokal auf der neuen Sorge.

Alle diese Gesellschaften sind jezt etwas leer, und bestehen nur aus Mitgliedern von einem gewissen Alter, da die jüngern sämmtlich noch im Felde sind. Dieser Umstand macht auch die öffentlichen Lustörter weniger lebhaft, als sie früher gewesen seyn sollen. Man erwartet die Helden, die, mit Aufopferung aller ihrer Verhältnisse, aus reiner Vaterlandsliebe die Waffen ergriffen, im Kurzen zurük, und schon macht man Anstalten zu ihrem Empfange, den ich noch hier abzuwarten wünsche. Es ist beinahe nicht eine Familie, die nicht Angehörige unter der Armee hat; es giebt sogar Männer, die drei bis vier Söhne darunter haben, und aus mehreren Häusern sind Vater und Sohn ins Feld gezogen. Welch ein stolzes Gefühl muß Friedrich Wilhelm III. beseelen, bei dem Gedanken: über ein so hochherziges Volk zu herrschen, das so muthvoll, auch das Lezte und alles an seine Freiheit sezzet, ohne dafür größre Rechte von seinem Fürsten zu erwarten, dem es so unbegrenzt vertraut. Bestehet Fürstenglük in Liebe und Vertrauen der Unterthanen, so ist Preußens König ohne allen Vergleich der glüklichste Fürst der Erde.

Dreizehnter Brief.

Rükkehr der ostpreußischen Landwehr.

Einem herzerhebenden Volksfeste habe ich beigewohnt, einem Fest, das wohl in den lezten fünfzig Jahren wenige seines gleichen auf unserm kriegerischen Erdtheil gehabt hat. Ich sah die ostpreußische Landwehr einrükken und muß gestehen, daß ich, obgleich ich bei manchem Einzug eines Monarchen, der zur Vermählung, oder Krönung in seine Hauptstadt kam, zugegen war, nie etwas Rührenderes oder Erhabneres erlebt habe.

Schon den Abend vor dem Einzuge war die ganze Stadt in Bewegung; jeder bereitete sich zum Empfang der geliebten Heimkehrenden vor und alles strömte aus den Thoren, um Eichenzweige zu Kränzen für die einziehenden Helden zu holen. Kaum fing es am andern Morgen zu tagen an, als es schon lebhaft auf den Straßen wurde. Viele eilten schon entgegen, Andre gingen noch in die Gärten, um Blumen zu kaufen, die den Gärtnern auch bis auf den lezten Rest um jeden Preis abgenommen wurden. Endlich sezten sich auch die Wagen und Reiter in Bewegung, und obgleich Jeder wußte, daß es noch viel zu früh war, so strömte doch alles schon zum brandenburger Thor hinaus, von Ungeduld nach den Heißersehnten getrieben.

Ganz Königsberg war auf den Beinen; was nur gesund war und von Hause abkommen konnte, fuhr, ritt oder ging entgegen und selbst Kranke ließen sich nach der Straße tragen, wo die einziehenden Krieger durchkommen mußten. Die Schiffe hatten sämmtlich ausgeflaggt, viele davon hatten an der grünen Brükke, über die der Zug kam, angelegt; die Matrosen waren in ihren Feierkleidern und harreten der Kommenden in den Mastkörben. Das nassengärtsche Thor war in einen Triumpfbogen verwandelt, die Schüzzengilden waren mit Musik und mit ihren Fahnen ausgezogen, und stellten sich auf dem Nassengarten — einer Vorstadt von Königsberg — auf, die Wälle waren mit Kanonen bepflanzt und von den Thoren weheten die Fahnen der Stadt. In dem Landhause Dibrisruh hatten die Bürger Wein und Eßwaaren zu einem Frühstük für die Rükkehrenden hingebracht, bis dahin waren auch die Magistrats- und Bürgerdeputationen hinausgefahren, und da wartete alles auf die vaterländischen Helden. Eine Volksmenge von wenigstens 20,000 Menschen war hier versammelt, und ohne Wache, ohne alle polizeiliche Aufsicht, verhielt sich alles, troz der lauten Freude, so sittlich und anständig, daß ich auch nicht den leisesten Zwist vernommen habe. Vornehme und Geringe, Junge und Alte, alles trug Eichenkränze und Blumensträuße, und selbst Greise und alte Mütterchen wankten herbei, mit der Eichenkrone im Arm. Aus allen Gesichtern

sprach die unverkennbarste Freude, jeder Blik war voll frohem Erwarten nach der Gegend gerichtet, von wo die Ersehnten kommen mußten und nur Einige, die schon die Gewißheit von dem Tode der Ihrigen erhalten hatten, standen einsam hinter der frohen Menge und ließen still ihre Thränen fließen: denn der laute Jubel mahnte sie doppelt schmerzhaft an ihren Verlust. Auf einer Anhöhe war Musik gestellt, auf einer andern stand eine Kanone, um ein Zeichen der ankommenden Landwehr zu geben. Die hohen russischen und preußischen Militärs, die hohen Zivilbeamten, die Geistlichkeit und alle vornehme Fremde waren zum Empfang in dem Saal des Landhauses versammelt; vor dem Eingange des Hauses standen zwölf weißgekleidete Mädchen mit Kränzen, Blumengewinden und einem Gedicht, das dem Anführer des Corps überreicht werden sollte, und auf einem freien Plazze standen, in mehreren dazu besonders errichteten Lauben, die Speisen, da das Landhaus die Menge der Krieger nicht zu fassen vermochte, und diese daher im Freien ihr Frühstük verzehren sollten.

Endlich donnerte die Kanone das Zeichen der Ankunft, und nun sezte sich die ganze Menge in Bewegung, um den ruhmbekränzten Söhnen des Vaterlands entgegen zu ziehen. Wie ganz anders beträgt sich eine gaffende Menge, von der Neugierde, einem Prunkaufzuge zuzuschauen, vor das Thor gelokt, als ein freies, tugendhaftes Volk, das sei-

nen hochgeliebten Söhnen, die siegend aus dem Kampfe fürs Vaterland heimkehren, seine dankbaren Herzen entgegen trägt! Wie innig froh und doch wie anständig ging es hier zu! Der Kanonendonner lokte ein lautes Hurrah! hervor; alles eilte entgegen und doch ward auch nicht eines der vielen Kinder, die unter der Menge waren, beschädigt oder gestoßen.

Ein zweites fröhliges Hurrah ertönte, als man die Krieger zu Gesicht bekam und diese beantworteten es. Doch nun ging es rascher vorwärts, alles eilte, um die Theuren zu empfangen, man stürzte auf sie zu, umarmte, herzte, drükte sie; die Gewehre wurden ihnen entrissen, die Linie wurde gesprengt; vergebens kommandirten die Offiziere mit nassen Augen; ihr Ruf verhallte in dem Jubel. Man zog sie selbst hinein, man umkränzte sie und ihre Pferde, man jauchzte laut; kein Auge blieb trokken und die heilige Bruderliebe feierte ihren schönsten Triumph. Arme Fürsten! einen solchen Anblik der rein menschlichen Freude habt Ihr nie; die scheue Ehrfurcht vor Eurer Größe, drängt in Eurer Gegenwart die schönen Gefühle der Menschlichkeit in die Brust zurük; nur kalt werdet Ihr begrüßt und um Eure Heimkunft glänzen keine Thränen. Allmählig wurde nun die Freude ruhiger, die Sehnsucht nach den Langentbehrten war gestillt und nun gelang es den Offizieren, die Ordnung wieder herzustellen, was sie mit sanfter Stimme,

ohne Zeichen des Unwillens, thaten, und jezt ging der Zug nach dem Landhause zu, wo die Honoratioren ihn mit glükwünschenden Reden empfingen, und dann alle zu dem Frühstük einluden, welches von den Offizieren im Landhause, von den andern Militärs aber im Freien eingenommen wurde.

Ein wohlgekleidetes, junges Frauenzimmer, mit einem kleinen Mädchen an der Hand, drängte sich jezt unter die Frühstükkenden. Sie hatte einen Eichenkranz in der Hand und lief mit hastiger Eile durch die Reihen: sie schien Jemanden zu suchen. Ihre ängstlichen Blikke schweiften rastlos im Kreise umher, sie schien nach wem fragen zu wollen, doch kämpfte sie lange mit sich selbst, ehe sie an einen Unteroffizier trat, und nach ihrem Bruder fragte. Schweigend und traurig sahe sie der Mann an, das schrekkenvolle Wort wollte ihm nicht von den Lippen; da trat ein Andrer hinzu und sagte: „Fassen Sie sich! der blieb vor Paris; Leichenblässe überzog ihr Gesicht, sprachlos stand sie einige Augenblikke da; dann zerriß sie den Eichenkranz, warf ihn zur Erde und rief mit dem Ausdruk des tiefsten Schmerzes: O, nun habe ich alles verloren! Mann und Bruder todt; nun bin ich allein auf der Welt! Sie hob bei diesen Worten das Kind empor und ging nach der Stadt zurük. Tief rührte jeden Umstehenden der Schmerz der jungen Wittwe, die sich mit ihrem gebrochnen Herzen aus dem Kreis der Freude stahl. Wie manches edle Blut floß, um der

Welt die Freiheit zu erringen; wie mancher kinderlose Vater, wie manche gattenlose Frau, wie manche verwaiste Braut trauert einsam um den Heißgeliebten, der das junge Leben auf dem Schlachtfeld verblutete! Der Gedanke mischte Wermuth in meinen Freudenkelch und nur schwachen Antheil konnte ich jezt an dem allgemeinen Frohsinn nehmen, da ich mich in die Lage der Trostlosen dachte, denen der heutige Tag die lezte Hoffnung raubte.

Nach gehaltenem Frühstük gieng der Zug nach der Stadt. Jeder lief nun mit seinem Kranze herbei und bald waren die Landwehrmänner im eigentlichsten Sinn damit überdekt. Blumen wurden auf den Weg gestreuet, von allen Seiten tönte Musik, die aber von dem beständigen Hurrah und Lebehoch überschrieen wurde, worin die auf dem Walle aufgepflanzten Kanonen donnerten. Als das Militär auf dem Paradeplaz angekommen war, und nach gehaltener Anrede des Chefs in die Quartiere gewiesen werden sollte, war man in Verlegenheit; nicht wegen Mangel an Quartieren, sondern im Gegentheil, wie man die Bürger befriedigen sollte, von denen jeder wenigstens einen Militär bei sich aufnehmen wollte. Jeder prieß seine Wohnung als geräumig, seinen Tisch als wohl besezt an, und beinahe mit Gewalt bemächtigte man sich der braven Krieger, so daß nur mit Mühe die Anverwandten ihr Näherrecht geltend machen konnten. Eine Lächerlichkeit, die bei diesem Volksfeste vorfiel, kann ich nicht

umhin Dir zu erzählen, da sie so ausgezeichnet ist, daß sie einen Plaz in den Annalen von Schilda oder Krähwinkel verdient.

„Einer von den hiesigen Gewalthabern hat bei dem Unglük, nicht den feinsten Geschmak zu besizzen, doch Eigenliebe genug, stets seine Anordnungen für die besten zu halten und sie gegen die Meinung aller durchzusezzen; wiewohl er stets den Schmerz hat, darüber die Achseln zukken, oder Lachen zu sehen. Seine Reden, die er bei feierlichen Gelegenheiten hält, sind als ob sie aus einer Postille, die zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts geschrieben wurde, genommen wären; er hält sie indessen für sehr schön; so auch alles, was er veranstaltet. Dieser hatte ein Musikchor auf den Thurm des grünen Thores gestellt, durch welches der Zug gieng, und ließ daselbst eine Kantate aufführen. Denke Dir die komische Wirkung, die dieses machen mußte: bei dem lauten, regen Gewühl hundert Fuß hoch über der Erde ein plärrendes Schülerchor zu hören, das gleichsam aus den Wolken unverständliche Weisen herunter gurgelte. Das Gelächter darüber war allgemein; und doch soll sich der Mann auf seinen Einfall was zu Gute gethan haben.“

Der Einzug des National-Kavallerieregiments und der freiwilligen Jäger war, obgleich nicht ganz so rauschend, doch nicht weniger herzlich, und gab zu öffentlichen und Privatfestlichkeiten Anlaß, die mehrere Tage hindurch die ganze Stadt mit Jubel er-

füllten. Vor allen diesen zeichnete sich der Ball, den die Stadt den Offizieren der zurükgekehrten Truppen gab, aus. Man hatte dazu das große Schauspielhaus eingenommen, das Parterre war aufgeschroben und bildete vereinigt mit der Bühne einen ungeheuren Saal, zu dem der Eingang durch die prächtige königliche Loge gieng. Der Saal war geschmakvoll und reich verzieret, der Ball zahlreich und glänzend und ein großer Ueberfluß an Speisen und Getränken vorhanden. Um die beträchtlichen Kosten zu bestreiten, gab jede daran Theil nehmende Familie einen Beitrag von zwanzig Thalern, eine einzelne Person aber, die nicht dazu geladen war, zwei Dukaten.

Vierzehnter Brief.

Reise nach Pillau. — Vierbrüder. — Fischhausen. — Lochstädt. — Das Paradies. — Pillau. — Stadt. — Festung. — Polmaiken. — Bernsteinfischerei. — Selten großes Stük. — Jüdische Spekulation darauf.

Endlich habe ich meinen Vorsaz, Pillau zu sehen, ausgeführt. Theils Geschäfte, theils die Absicht eine Lustreise zu machen, vereinigte eine Gesellschaft von fünf Personen zu dieser Reise, und ich nahm den mir angebotenen sechsten Plaz sehr gerne an, da das Anerbieten mit meinen Wünschen übereinstimmte. Den angenehmen Weg bis Juditten kennst Du aus einem meiner früheren Briefe; von da gieng es über Spittelhof in die capornische Heide, welches ein großer Fichtenwald ist, der sich mehrere Meilen weit längst dem frischen Hafe nach Fischhausen zu hinziehet. Der Weg ist sandig und sehr einförmig, daher mir die Unterhaltung der muntern Gesellschaft hier um so angenehmer war. Ohnfern der Heerstraße sahen wir ein weibliches Elenthier, mit zwei Kälbern, das gar nicht wild schien. Dieses edle Wild ist bei weitem größer als ein Pferd und von schönem Körperbau. Es hat kein Geweih und keinen Bart, aber weit größere Ohren als ein Pferd.

In Vierbrüder, einem einzelnen Wirthshause, hielten wir an, um zu frühstükken. Eine hölzerne Säule mit vier gehelmten Häuptern bezeichnet die

Stätte, an der einst hier vier Ordensritter von den heidnischen Preussen, während einer Mahlzeit, überfallen und erschlagen wurden. Sie hatten kurz zuvor die Burg eines heidnischen Fürsten bei Nachtzeit erstiegen und ihn mit allen Seinigen ermordet, und dafür rächten sich die Preußen durch ihren Tod.

Der Wald endet nur eine Stunde von Fischhausen, wo die Gegend wieder angebaut und sehr fruchtbar ist, auch auf einige hohe Waldberge und auf die gegenüber liegende Küste des Hafes einige reizende Ansichten hat. Fischhausen, ein kleines Landstädtchen, liegt malerisch an einer Bucht des frischen Hafes. Hier war einst das Residenzschloß der Bischöfe von Samland, der größte Theil davon stehet noch, wird aber zu Vorrathsböden des Domänenamts gebraucht. Ein angenehmes neben der Stadt gelegenes Wäldchen, der Rosenbusch genannt, verdient seinen schönen Namen. Tausende von Singvögeln machen hier ein immerwährendes Konzert, und lokken den Vorbeireisenden an, hier ein halbes Stündchen zu verweilen und sich im Schatten dieses reizenden Lustwaldes wohl seyn zu lassen. Hinter diesem Walde fängt eine unbeschreiblich öde Sandwüste an, die über eine Meile lang und breit ist und beinahe keine Vegetation hat. Fast am Ende dieser Wüste liegt auf einem hohen Berge die alte merkwürdige Burg Lochstädt, die in der preussischen Geschichte eine bedeutende Rolle spielt. Sie ist ein grosses, ehrwürdiges Gebäude, das eine Menge Schau-

der erregender unterirdische Gewölbe und Verließe enthält, in deren einem der große unglükliche Hochmeister Heinrich Reuß von Plauen zehen Jahre lang, bis zu seinem Tode, gefangen saß. Er war der lezte große Mann seines Ordens, darum beraubten ihn seine Neider, die seine Größe nicht begreifen konnten, der Freiheit und nahmen mit ihm dem Orden die lezte Stüzze, die seinen Fall verhindern konnte.

In einem dieser Gewölbe stehet die Leiche eines Kommandanten von Pillau, die vor ohngefähr hundert Jahren hineingesezt worden und noch jezt unverweset ist. Sie ist besser erhalten, wie die Leichen im Bleikeller zu Bremen. Man sollte durch mehrere Versuche die Eigenschaft dieses unterirdischen Gemachs erproben.

In der sehr alten Kirche, die in einem Flügel des Schlosses befindlich ist, bewahrte man früher die Kanzel auf, auf der der heilige Adalbert von den heidnischen Preußen erschlagen worden ist. Ein fanatischer Prediger von Sankt Albrecht, der zugleich diese Kirche versieht, hat sie in heiligem Eifer zertrümmert.

Aus den Fenstern der Burg und von der Terrasse hat man eine grandiose Aussicht über das Haf, nach Balge, Brandenburg, Königsberg und Fischhausen zu, die allein einer Reise hieher werth wäre. Hart am Fuße des Burgberges rauschet das Haf, das man nach Südwesten in einer großen Ausdeh-

nung, mit den unzähligen Fahrzeugen, die zu jeder Zeit darauf segeln, übersiehet, während es sich nach Osten allmählig bis zur Mündung des Pregels verengt. Fischhausen scheinet im Wasser und am Fuße des Berges zu liegen, obgleich es über eine Meile weit von der Burg entfernt ist. Ein Landschaftsmahler könnte keinen belohnendern Gegenstand für seinen Pinsel finden.

Früher ging bei Lochstädt der Einfluß des Hafes in die Ostsee und hier wurde der Schiffszoll bezahlet, doch im Jahr 1512 wurde bei einem gewaltigen Sturm die Oeffnung von der See versandet, die bei Pillau durchbrach; von welcher Zeit an dort die Fahrt und der Hafen bestehet.

Von Lochstädt gehet der Weg wieder durch einen unbeschreiblich beschwerlichen Sand, bis in das preußische Paradies. Dieses ist ein reizendes, aus Linden, Buchen und Eichen bestehendes, Wäldchen, das wegen seiner großen Anmuth diesen bedeutenden Namen hat. Der grüne, ebne Boden dieses mitten in einer Sandwüste liegenden Gehölzes, ist ganz rein von Aesten und Blättern, die von den dürftigen Bewohnern der holzarmen Gegend sorgfältig aufgesammelt werden; die Bäume sind sämmtlich von ansehnlicher Stärke und beherbergen in ihren Zweigen eine zahllose Menge von Singvögeln. Ein ewiges Dunkel herrscht in diesem anmuthigen Hain, dessen grüner Boden, durch keine Sümpfe und durch kein Unterholz unterbrochen, zum Lust-

wandeln einladet. Von hier aus ist noch eine Meile bis Pillau, die durch den unermeßlichen Sand, der auch die kräftigsten Pferde ermüdet, unerträglich langweilig wird.

Altpillau, ein Dorf am Hafe liegend, eine Stunde von der Stadt entfernt, ist durch den Stöhrfang bekannt, der aber nicht von großer Bedeutung ist. Der von dem Stöhr gemachte Caviar wird für eine große Delikatesse gehalten; er übertrifft bei weitem den russischen und kommt nur auf die königliche Tafel, und auf die Tafeln der Vornehmsten des Landes.

Noch ehe man Pillau sieht, wird man schon den Wald von Masten gewahr, der die Stadt von zwei Seiten umgiebet, aus deren Mitte der schlanke, herrliche Leuchtthurm, gleich einer Riesensäule, hervorraget. Die Stadt selbst lieget auf einer Landspizze, die von dem Haf, dem Kanal und der See umgeben ist.

Welch ein reges Gewühl, welche Thätigkeit überall! Ist hier etwa Markt? Keinesweges! es ist täglich so, bis der rauhe Hauch des Boreas die blaßen Fluthen versteinert, die die Erzeugnisse aller Zonen auf ihren Rükken tragen. Hier wogen Leute aus allen Ländern Europas durch einander; in allen Zungen wird gesprochen und alles drängt, regt und bewegt sich, als ob am nächsten Augenblik das Glük des Lebens hänge. Matrosen, Schiffsherren, Speditöre, Soldaten, Arbeitsleute, Reisende lau-

fen rastlos durcheinander, und keiner scheint vor Eile den Andern zu bemerken; denn ihre Arbeiten oder Geschäfte sind in der That dringend. Hier wird ein Schiff kalfatert, ein andres abgetakelt; dort landen Fischerböte, da Bordinge aus Königsberg, die Ladungen bringen; jezt siehet man Schiffe auslaufen, bald darauf bringen die Lootsen andre ein; hier giebt es eine Abschiedsszene, dort springen Angekommene freudetrunken ans Land: stets das nämliche Gewühl, aber mit immer abwechselnden Szenen. Es giebt wenig Seestädte, wo die Thätigkeit so auf einen Punkt zusammengedrängt ist, wie hier; denn die Stadt ist klein und von allen Seiten von dem Wasser und von der Festung eingeengt. Kein Spaziergang, kein Garten, selbst kein grüner Rasenplaz ist hier zu finden, daher bleibt die ganze ansehnliche Menschenmenge stets auf einen Punkt beisammen.

In den Straßen herrschet, troz des Gedränges, eine holländische Reinlichkeit, und das Innre der Häuser entspricht dem Aeußern vollkommen. Ueberall siehet man Wohlstand; auf allen Gesichtern erblikt man Gesundheit und Frohsinn: Müßiggang und Armuth sind aus den Mauern dieses Orts ververbannt. Selten ist eine Stadt so ausschließlich Seestadt, wie Pillau. Hier wird weder Bier gebrauet, noch Brantwein gebrannt; kein Fleisch wird geschlachtet; man erbauet hier keine Gartengewächse; auch sind hier keine Getraide-Mühlen;

alles dieses muß von dem Lande, oder von Königsberg hergebracht werden. Selbst nicht in der Nähe der Stadt ist etwas Genießbares zu finden; denn der dürre, unfruchtbare Sand erstrekt sich über eine Meile weit von der Stadt. Demohngeachtet ist es hier nicht beträchtlich theurer, wie in Königsberg, und alle Lebensmittel sind in vorzüglicher Güte vorhanden.

Die Schiffe liegen in dichten Reihen an der Süd- und Ostseite der Stadt, nur die größeren, die wegen ihrer schweren Ladung nicht anlegen können, haben in einiger Entfernung davon Anker geworfen, bis sie durch die Bordinge — kleinere Schiffe, die nur von Pillau bis Königsberg und Elbing, und umgekehrt, gehen, und 20 — 30 Last tragen — einen Theil ihrer Ladung geloßt haben. Zum Kalfatern der Schiffe ist ein Kanal gegraben, der bis mitten in die Stadt gehet. Ich habe ihn gerade vor meinem Fenster, und sehe mit Vergnügen der Ausbesserung der Schiffe zu, wenn mich die große Hizze zu Hause hält.

Der Kanal, der das Haf mit die See verbindet, ist ohngefähr 1500 Schritte breit, aber sehr flach; er hat nur eine schmale Fahrt, die die Schiffe ohne Lootsen nicht finden können, und selbst diese ist nur eben tief genug für Kauffahrtei-Schiffe; für Kriegesschiffe aber durchaus nicht fahrbar. Selbst die Rhede hat viele seichte Stellen und Brandungen, und Pillau wird von allen Seefahrern für den ge-

fährlichsten Hafen von ganz Europa gehalten. Die Fahrt muß von Zeit zu Zeit durch Baggern offen gehalten werden: würde man hierin nachläßig seyn, so würde bald die ganze Schifffahrt gehemmet. Ein Baudirektor versuchte es, den Sand durch einen Steindamm, den er längst dem Kanale zog, umzudämmen, allein der nächste Seesturm riß die Steine in den Kanal, der nur mit großen Unkosten wieder fahrbar gemacht wurde. Jenseits des Kanales liegt eine solche Landenge, wie bei Memel, die das Haf von dem Meere scheidet. Sie ist gleich jener sandigt, doch weniger bergigt und mehr mit Wald bewachsen.

Eine russische Fregatte, die auf der Rhede liegt, gab uns Gelegenheit zu einer angenehmen Wasserfahrt. Sie lag ohngefähr eine viertel Meile weit von dem Hafen entfernt; wir benuzten daher eine Windstille und fuhren mit einem leichten Bote hinaus, wofür wir aber zwei Thaler bezahlen mußten. Der Kapitän empfing uns mit vieler Herzlichkeit, nöthigte uns zum Abendbrod zu bleiben und entließ uns erst um eilf Uhr des Abends, nachdem wir bei einem vortrefflichen Punsch des Guten beinahe zuviel gethan hatten. Der Mond schien hell bei unsrer Rükfahrt, die See war ein furchenloser Spiegel und die laue Nacht erregte, verbunden mit dem genoßnen Punsch, in uns ein Wohlbehagen, das sich durch frohe Lieder äußerte, die wir bis zu unsrer Einfahrt in den Hafen sangen.

Der Leuchtthurm ist nach dem Risse des Regierungs-Direktors Schulz zu Gumbinnen gebaut, der sich durch dieses schöne Werk ein bleibendes Denkmal gesezt hat, bei dessen Anblik man den frühen Tod des talentvollen Mannes, der, kaum dreißig Jahr alt, im vergangnen Frühjahr zu Gumbinnen starb, nachdem er seinen bedeutenden Posten schon neun Jahre bekleidet hatte, herzlich bedauert. Der Thurm steigt schlank wie ein Minaret, oder besser, wie eine Säule, in die Höhe, hat ein schönes Verhältniß und ist vollkommen feuerfest. Die Reverberen sind nach englischer Art gemacht; sie drehen sich um ihre Parabole. Schulz wollte sie verbessern und statt mehrerer, nur eine anbringen, die sich um ihren Parameter drehen sollte; doch der Tod übereilte ihn dabei. Von der Laterne des Thurms ist die Aussicht sehr weit, aber nicht ausgezeichnet, da das viele Wasser sie einförmig macht, das nahe Land nur aus Sandbergen bestehet, die entfernten Küsten des Hafes sich aber nur in undeutlichen Umrissen zeigen. Bei unbewölktem Himmel ist es beinahe unmöglich, länger als fünf Minuten oben zu verweilen: denn die Hizze unter dem Glase ist unerträglich; die Gallerie aber, die um die Laterne auf einer Ausladung angebracht ist, darf nur der betreten, der vollkommen Schwindel frei ist, da das aus dünnen, sehr weitläuftigen Eisenstäben zusammengefügte Geländer, obgleich es

sehr fest ist, in dieser großen Höhe eine zu schwache Haltung zu seyn scheint.

Die Festung liegt nahe an der Stadt, am Eingange des Kanals, und ist hauptsächlich nur zur Beschüzzung des Hafens bestimmt, der aber, seiner gefährlichen Einfahrt wegen, ohnehin vor jedem Angriff sicher ist. Sie hat gegen die Landseite zu dreifache, breite, mit Quadern ausgemauerte, Graben und mehrere bedeutende, durch bedekte Gänge verbundne Außenwerke, die in den neuern Zeiten angelegt sind. Ihr Nuzzen ist lange bezweifelt worden, da zum Schuz des Hafens eine Batterie hinreichend wäre, und hier auf der äußersten Spizze einer Landenge sie wenig zum Schuz des Landes beitragen kann; indessen hat sie sich in dem Kriege 1807 doch bewährt. Sie hatte damals starke Vorräthe an Munition und Proviant, aber nur ein Bataillon Invaliden, unter dem Kommando des ebenfalls Invaliden-Obristlieutenants von Herrmanni zur Besazzung, und wurde daher von den Franzosen nach der Einnahme von Königsberg für eine so leichte Beute gehalten, daß sie sich nicht einmal die Mühe nehmen wollten, sie aufzufordern, sondern gerades Weges auf die Stadt zu marschiren, um sich der vielen reichbeladnen Schiffe, die eben im Hafen lagen, zu bemächtigen. Ein paar wohl angebrachte Kartätschenschüsse belehrten sie jedoch eines Andern; sie mußten Halt machen und

einen Parlamentär zur Aufforderung in die Festung schikken, der mit einer abschlägigen Antwort abgefertigt wurde. Bitten nnd Drohungen verfehlten bei dem ehrwürdigen Krieger ihren Zwek; er blieb standhaft und die stolzen Sieger mußten ohne allen Erfolg im Sande bivouakiren, und damit zufrieden seyn, daß der Kommandant unter dem Beding: daß sie die benachbarten Dörfer schonen wollten, zehn Mann von Zeit zu Zeit erlaubte, unbewaffnet nach der Stadt zu kommen, um ihre Bedürfnisse einzukaufen. Da bald darauf der Friede von Tilsit geschlossen wurde, so wurden dem Staate durch den Muth dieses Kommandanten Millionen gerettet.

Pillau ist kein Stapelplaz, sondern nur der Vorhafen von Königsberg und Elbing, daher hier nicht sowohl Kaufleute, als Speditöre wohnen. Es fehlet hier durchaus an Plaz zu Vorrathsböden, auch besizzet die Stadt das Stapelrecht nicht.

Da wir einmal auf dem Wege waren, machten wir einen Abstecher nach dem Strandamt Palmnicken, um wo möglich eine Bernsteinfischerei mit anzusehen. Diesen Zwek erreichten wir nun wohl nicht, da das Meer fortwährend ruhig blieb, indessen ich habe doch die Werkzeuge gesehen, die man dabei gebraucht, auch mich mit der ganzen Einrichtung, die bei dem Sammeln und bei der Benuzzung dieses merkwürdigen Produkts statt findet, bekannt gemacht; da ich überdem in Königsberg eine Menge Schriften über diesen Gegenstand gelesen habe, von

denen die wenigsten wohl bis ins Ausland gekommen sind, so bin ich im Stande, Dir eine befriedigende Auskunft darüber zu geben.

Der Bernstein war schon den Griechen, noch mehr aber den Römern bekannt, die ihn unter dem Namen Elektrum kannten, und ihm einen höhern Werth, als dem Golde, beilegten. Eine alte Mythe erzählt: daß die Schwestern des Phaeton über das Unglük ihres Bruders so trostlos gewesen wären, daß sie der Schmerz in Bäume verwandelt hätte, aus denen, troz ihrer Verwandlung, noch immer Thränen geflossen wären, die in den Eridanus fielen und versteinert wurden, woraus der Bernstein entstand. Diese Mythe ist historisch merkwürdig: denn sie beweiset, daß die Alten die Entstehung des Bernsteins den Bäumen zuschrieben, und also richtiger, als viele Naturforscher der neuern Zeit über seinen Ursprung dachten. Ferner mußten sie schon mit der Kunst bekannt seyn, ihn klar zu machen, denn außerdem ist nicht abzusehen, wie sie eine Aehnlichkeit mit Thränen bei dem Bernstein hätten finden sollen, der in seinem rohen Zustande mit allem möglichen eher Aehnlichkeit, als mit Thränen hat. Es ist aus den Klassikern bekannt, daß die Römer den Bernstein von den alten Preußen erhandelten, auch beweisen dieses die vielen römischen Münzen, die man in den Urnen, welche von Zeit zu Zeit aus altpreußischen Grabhügeln ausgegraben werden, findet. Andre Gegenstände

zum Handel besaßen die Preußen durchaus nicht; denn die kostbaren Marderfelle, wegen deren dies Land berühmt war, brauchten ihre Sczupanen selbst zu ihrer Ehrenkleidung.

Der Bernstein ist höchst wahrscheinlich ein Baumharz, das von einer ausgestorbenen Baumgattung ausgeflossen und von der Luft verhärtet worden ist; denn daß er kein Stein und ursprünglich fest gewesen ist, beweisen die Insekten, die man häufig darin findet. Viele Naturforscher haben behauptet: er sey ein Erdpech, doch man hat in der Erde ungeheure versteinerte Baumstämme gefunden, an denen der Bernstein fest gehangen hat; was wohl deutlich für seinen vegetabilischen Ursprung spricht.

Der Bernstein wird großentheils aus dem Meere gewonnen und zwar auf folgende Art. Wenn die See stürmisch ist, gehen die Bernsteinfischer mit Nezzen, die an zwei starken Stäben befestigt sind, an das Ufer und geben Acht, wo auf einer Welle ein schwärzlich grünes Kraut aufschwimmt. Wenn dieses Kraut zum Ufer kommt, gehen sie in die See, und stämmen das Nez vor, damit bei dem Zurükprallen der Welle das Kraut im Nez zurük bleibet; wobei sie sich an die Stäbe fest anhalten, um nicht in die See hineingezogen zu werden. In diesem Kraut findet sich gewöhnlich der Bernstein. Wenn sich der Sturm gelegt hat, wird der ganze Strand durchsucht, wo denn gewöhnlich auch eine Menge davon gefunden wird. Die Gegend, in

der die See den Bernstein auswirft, ist ohngefähr sechs Meilen lang; an dem übrigen Gestade sind weder Sammler, noch Aufseher. Merkwürdig ist es, daß gerade in der Gegend, wo man den Bernstein findet, der heilige Adalbert gepredigt hat und erschlagen worden ist; woraus man schließen kann: daß, der Bernsteinfischerei wegen, dieser Strand sehr bewohnt gewesen seyn muß, da außerdem kein Grund denkbar ist, der den Heiligen bewogen haben könnte, in diesem abgelegenen Winkel das Evangelium zu predigen.

Es sind neben dem Strande auch einige Schachte gesenkt, wo man den Bernstein gegraben hat, sie werden aber der geringen Ausbeute wegen nicht mehr benuzt. Auch bei Danzig gräbt man einigen Bernstein, doch nur in geringer Menge.

Das Bernsteinamt hat einen Strand-Inspektor, einige Strand-Aufseher und mehrere Strandreiter. Die Fischer müssen den Bernstein an das Amt abliefern und erhalten dafür eine gewisse Bezahlung; sie sind alle vereidigt, und außer ihnen darf, ohne besondre Erlaubniß, kein Mensch den Strand betreten. Wer unbefugter Weise ein Stük Bernstein aufhebet und behält, hat die Zuchthausstrafe verwirkt; früher stand Todesstrafe darauf. Aller Bernstein wird nach Königsberg in die Bernstein-Kammer abgeliefert und nur von da aus dürfen ihn die Bernstein-Arbeiter und die Apotheker kaufen. Vor dem Verkauf wird er sortirt; die kleinen

Stükke, die nicht über einen Zoll groß sind, werden Tonnenweise verkauft und heißen Tonnenstein; die größeren Stükke heißen Sortimentstükke und werden einzeln verkauft. Mit der Größe steigt, wie bei den Edelsteinen, ihr Werth; so daß ein Stük von sechs Zoll groß, wohl zehnmal so theuer ist, als sechs Stük, die zusammen diese Größe haben: ein paar ausgezeichnet große Stükke wiegen oft die ganze Ausbeute von vielen Tonnen auf. Aus den kleinen Stükken werden Korallen, Pulver zum Räuchern und Bernsteinöl gemacht, woraus vorzüglich das bekannte Eau de Ane bereitet wird; die größeren Stükke werden zu Kunstwerken angewandt, die oft sehr theuer bezahlt werden. Eine aus vier Stükken zusammengesezte Flöte würde schwerlich, selbst wenn der Stein nicht vorzüglich ist, unter 600 Dukaten zu haben seyn. Man hat dunkel und lichtbraunen, hellgelben und schwarzen Stein; die beiden lezten Gattungen sind die seltensten. Bernstein-Arbeiter sind nur in Königsberg und in Danzig, und eigentliche Künstler darin nur noch drei vorhanden, daher diese Kunst leicht aussterben kann, die ohnehin ihrem Meister nur kärglich lohnet. In Königsberg findet man viele seltne Stükke, die aber beinahe nicht zu verkaufen sind, weil nur Wenige ihren Werth kennen. Man schreibet den Bernstein-Korallen, auf dem bloßen Leibe getragen, eine Schuzkraft gegen Flüsse zu; auch soll man, vermittelst des Bernsteins, im Stande seyn, zu ent-

dekken, ob eine Speise oder ein Getränk vergiftet sey. Das Erstere will ich gern zugeben; doch das Leztere bezweifle ich: denn Pflanzengifte und Gifte aus dem Mineralreich, können doch ohnmöglich eine gleiche Wirkung auf den Bernstein machen.

Wie sehr die Größe den Werth des Bernsteins erhöhet, magst Du aus folgender Geschichte beurtheilen, die ich aus dem Munde einer glaubwürdigen Person gehöret habe, die darin verwikkelt war.

Vor einigen Jahren pflügte der Knecht eines Oberförsters, der über zwanzig Meilen von dem Meere entfernt wohnte, einen Akker, und traf mit dem Pfluge auf einen harten Gegenstand, der von der Pflugschaar losgebrochen und in die Höhe gehoben wurde. Er hielt diese Masse für einen gemeinen Stein und wollte ihn an die Seite werfen, doch fiel ihm die sonderbare Farbe daran auf; was ihn bewog, ein Stük davon abzuschlagen, da er denn den glänzenden Bruch gewahr wurde. Er wußte dem Dinge keinen Namen zu geben, ging daher damit zu seinem Herrn, der es gleich für das, was es war, erkannte, ihm einen Thaler Trinkgeld gab und äußerte: daß er den Stein an die Regierung von Königsberg abliefern müsse, da der Bernstein ein königliches Regale sey. Der Stein war von der Größe eines Menschenkopfs und beinahe rund, ohne Einbrüche. Das Gerücht von diesem Funde verbreitete sich sehr schnell; es kam bis nach Königsberg und kaum waren acht Tage

vergangen, so kamen zwei jüdische Kaufleute zu dem Oberförster, mit Extrapost gefahren, die ihn dringend baten, ihnen den Stein zu zeigen, und nachdem sie ihn gesehen hatten, ihm tausend Thaler dafür boten. Der Oberförster wies ihr Gebot von der Hand, da er den Stein nicht als sein Eigenthum betrachtete, und achtete auch nicht darauf, da sie ihr Anerbieten ansehnlich erhöheten, sondern versicherte: daß er in Kurzem selbst nach Königsberg reisen und ihn an die Regierung abliefern würde, woran ihn bisher nur die Saatzeit verhindert habe. Er reisete hin; kaum war er aber im Gasthofe abgestiegen, als wiederum zwei andre Juden kamen, den Stein besahen und ihm den Vorschlag machten: er sollte mit dem Einen einen Spaziergang in die Stadt machen, und das Zimmer offen lassen; bei seiner Zurükkunft würde er einen andern Stein finden, den er der Regierung abliefern könne, und nebenbei für sich zehntausend Dukaten. Der ehrliche Oberförster wies die Juden, die, beiläufig gesagt, zu den ersten Banquiers der Stadt gehörten, von sich und trug den Stein sogleich selbst zur Regierung hin, die diese Seltenheit einige Zeit hindurch dem Publikum zum Beschauen ausstellte, dann aber nach Berlin sandte, wo sie gegenwärtig im Naturalien-Kabinet sich befindet. Der König hat dem Förster, um seine Rechtlichkeit zu belohnen, ein ansehnliches Geschenk zustellen lassen und ihm überdem ein Jahrgehalt auf Lebenszeit zugesichert. Die jüdischen

Kaufleute haben sich geäußert, daß sie mit diesem Stein, wenn der Oberförster ihren Vorschlag angenommen hätte, nach Konstantinopel gegangen wären, wo sie vielleicht das Vier- oder Sechsfache dafür erhalten hätten.

Mir ist eine kleine Schrift von dem Konsistorial-Rath Hesse in die Hände gefallen, worin der Verfasser aus dem Umstande, daß der Bernstein nur allein in Preußen gefunden wird, zu beweisen sucht: daß Preußen das Paradies der Alten, das Urland der Menschheit gewesen sey, und den Bernstein für ein Harz des Erkenntnißbaumes hält. Schwerlich hat der Verfasser, der ein bekannt kluger und gelehrter Mann war, an diese Behauptung geglaubet; indessen hat er in dem Schriftchen eine große Gelehrsamkeit entwikkelt, und seine Hypothese mit allen Künsten der Dialektik vertheidigt. Die schönste Bernsteinsammlung findet man in Königsberg, in dem Naturalien-Kabinet des Herrn Inspektor Lanz, der sie mit vieler Bereitwilligkeit zeiget.

Fünfzehnter Brief.

Abreise von Königsberg. — Brandenburg. — Ritterkrug. — Heiligenbeil. — Braunsberg. — Oestreich. — Burgund. — Frauenburg. — Dom. — Wasserleitung. — Gegend vor Elbing. — Elbing. — Niederung. — Marienburg.

Nicht ohne Rührung habe ich Königsberg verlassen, wo ich so viele offne Herzen und eine so gastfreundliche Aufnahme fand; wo mir das Leben unter guten, biedern Menschen ein ununterbrochener Genuß wurde, und wo mir die deutsche Geselligkeit vielleicht die schönsten Stunden meines Lebens bereitete. Lebet wohl, Ihr edlen, guten Menschen! mögen stets Undankbare von Euren gastlichen Mauern fern bleiben, damit nie Eure zuvorkommende Herzlichkeit an Unwürdige verschwendet werde!

Brandenburg, ein Flekken auf der berliner Landstraße gelegen, ist die erste Poststation. Man fährt bis dahin ununterbrochen im Sande, an dem Gestade des Hafes, doch aber ist der Weg nicht unangenehm, da der Sand nur unmittelbar am Hafe ist, seitwärts aber fruchtbare Getraidefelder sichtbar sind, die sich allmählig bis Brandenburg zu erheben. Brandenburg ist wegen seiner vortrefflichen Fische bekannt, die man, da der Flekken unmittelbar am Hafe liegt, zu jeder Zeit haben kann. Außer einer ansehnlichen Burgruine, die historisch merkwürdig ist, findet man hier nichts sehenswerthes.

In Hoppenbruch ist die zweite Station, doch wer mit eignen Pferden reiset, thut wohl, eine halbe Meile weiter bis Ritterkrug zu fahren, denn erstlich ist die Aufnahme besser, zweitens aber hat man, wenn man den ohngefähr hundert Schritte seitwärts von dem Gasthofe liegenden Berg besteiget, eine unbeschreiblich schöne Aussicht, die wohl eines Aufenthalts von ein paar Stunden werth ist: denn schwerlich wird sich, wer einmal diesen Berg bestiegen hat, früher davon losreißen. Das Haf in seiner unermeßlichen Ausdehnung, auf dem ich über hundert Segel gezählet habe, die weißen Berge der Näherung, Pillau mit seinen tausend Masten und seitwärts der herrliche Landstrich, von Balga bis Kahlholz, gewähren einen Anblik, der manche gepriesene italiänische Gegend übertrifft. Warum ist das an schönen Gegenden so reiche Preußen, in dieser Hinsicht doch so wenig bekannt? Wahrscheinlich, weil in dem Plane jedes Reisenden, der von Rußland kommt, oder dahin gehet, immer die Eile mit in Anschlag gebracht wird, die zu einer so weiten Reise erfordert wird, wenn man Geld und Zeit sparen will. Wer, wie ich, ein paar Monate daran wenden kann, um die vielen schönen Ansichten dieses Landes in Augenschein zu nehmen, der wird es gewiß nicht unbefriedigt verlassen, und gern mit voller Ueberzeugung dem Vorurtheil widersprechen, das dieses fruchtbare Land bald zu einer waldigen Wildniß, bald zu einer Sandwüste macht.

Heiligenbeil, das erste Städtchen, das ich von Königsberg aus antraf, ist vor einigen Jahren beinahe ganz abgebrannt, und noch nicht wieder hergestellt. Das ist nun schon die sechste Stadt in Preußen, die ich durch den Brand zerstört gefunden habe. Wie unbeschreiblich hat dies Land seit dem Jahr 1807 gelitten! wann werden die Wunden wieder heilen, die die eiserne Zeit dem preußischen Staate geschlagen hat? Daß dieses Volk nicht verzagte und verwilderte, bürgt für seinen hohen, sittlichen Werth, und läßt hoffen, daß es bei wiederkehrenden bessern Zeiten sehr glüklich werden wird.

Braunsberg hat eine vortheilhafte Lage an der Passarge, die ohnfern davon in das Haf fällt und die Kommunikation mit Pillau und Königsberg erleichtert. Die Stadt ist der Stapelort für das ermländische Garn, mit dem mehrere Kaufleute, vorzüglich aber das Haus Oestreich und Söhne, einen bedeutenden unmittelbaren Handel nach England treiben. Lezteres Haus hat sich ein ungeheures Vermögen erworben; seine Wechsel gelten an allen Pläzzen und sein Kredit ist unermeßlich. Das Haupt dieses Hauses ist ein liebenswürdiger Greis, der jedem Verehrung und Hochachtung abnöthiget, der das Glük hat, seine Bekanntschaft zu machen. Er ist schon lange wegen seiner Verdienste um den Handel, zum Geheimenrath ernannt worden, auch hat ihm sein König, wegen seiner Vaterlandsliebe, den rothen Adlerorden ertheilt, er bedienet sich aber

weder des Titels, noch schmükt er sich mit dem Orden, obgleich er die Gnade seines Königes dankbar erkennt. Er ist ein frommer Katholik, aber duldsam genug, zwei seiner Söhne lutherische Frauen ehelichen zu lassen, wovon die eine noch dazu unter seinem Stande ist. Er hat seinen Kindern sein großes, schönes Haus überlassen, und wohnet einsam in der Vorstadt, wo er den Abend seines thätigen Lebens ruhig verlebt und nur wenigen Antheil an den Geschäften nimmt. Er hat nach dem unglüklichen Kriege 1807 seinen Reichthum benuzt, um das grenzenlose Elend der Provinz Ermeland zu mindern, und Tausende danken ihm ihre Errettung.

Braunsberg ist ein lebhafter Ort, in dem viele wohlhabende Familien wohnen. Es sind hier mehrere katholische Kirchen, unter denen sich die Pfarrkirche wegen ihrer Alterthümlichkeit und Votivbilder und Figuren auszeichnet, mit denen alle Wände bedekt sind. Welcher Heilige hier Wunder wirkt, habe ich vergessen. Auch ein katholisches Priester-Seminarium bestehet hier und eine lutherische Kirche. Ich muß gestehen, selten so viel Eintracht zwischen Katholiken und Lutheranern angetroffen zu haben, wie hier; die Geistlichen beider Konfessionen gehen brüderlich mit einander um, und geben so ein Beispiel schöner Verträglichkeit, das von den Einwohnern nachgeahmt wird. Der Direktor des katholischen Gymnasiums, Herr Burgund, ist ein auf-

geklärter, gelehrter, für die Beförderung alles Guten thätig wirksamer Mann. Eine Mädchenschule, worin Kinder weiblichen Geschlechts vom geringen Stande, ohne Unterschied der Religion, in allen weiblichen Handarbeiten unterrichtet werden, hat ihren Ursprung seinem Eifer zu danken, die Bürger für den Nuzzen einer solchen Anstalt empfänglich zu machen. Er ist auf vielfache Weise bemühet, seinem Vaterlande nüzlich zu seyn, und siehet seine Mühe mit dem herrlichsten Erfolg gekrönt. Die Namen Oestreich und Burgund werden lange dann noch dankbar genannt werden, wenn ihre Gebeine schon längst in Staub zerfallen sind.

Schon von Braunsberg aus siehet man den hohen Dom zu Frauenburg, obgleich beide Oerter drei Stunden von einander entfernt sind. Die kleine, unansehnliche Stadt liegt am Fuße des Domberges und stehet, in ihrer Erbärmlichkeit, im schreiendsten Widerspruche mit dem stolzen Tempel und den ihn umgebenden prächtigen Kurien. Der Dom hat, sowohl seiner Lage, als seiner Bauart nach, viel Aehnlichkeit mit dem Dom zu Meissen, doch ist er nicht, wie jener, von Sandstein gebauet, sein Innres aber sehr reich verzieret. Der Berg, auf dessen Gipfel er erbauet ist, beherrscht die ganze Gegend, und ist mit Mauern und Thürmen umgeben, daher er eine Art von Festung ist. Die prächtigen Kurien des Bischofs und der Domherren liegen auch auf diesem Berge, und zeichnen sich durch

ihre schöne Aussicht, so wie durch prunkvolle, im französischen Geschmak angelegte Gärten aus. Der Eindruk, den das Innre der prächtigen Kathedrale macht, ist unbeschreiblich und Ehrfurcht erregend. Sie ist, ohnerachtet ihrer vielen Altäre, nicht durch kleinlichen Puz und geschmaklose Verzierungen entstellt, sondern ihrem großen Ganzen angemessen verzieret. Das Bild eines Nebenaltars, welches die Speisung der 5000 Mann darstellt, ist ein Meisterwerk, das sowohl seiner Zeichnung, als seiner Komposition wegen, Bewundrung verdienet. Schade, daß es in keinem vortheilhaften Lichte stehet, und dem Kerzendampf ausgesezt ist, der es schon beträchtlich geschwärzt hat. Den Namen des Meisters konnte man mir nicht nennen, und ich getraute mir nicht Eigenthümlichkeiten genug aufzufinden, um aus ihnen auf irgend einen Künstler zu muthmaßen. Ueber dem Prälatenaltar, rechts von dem Hochaltare, hängt eine heilige Rosalie, die mir ein gelungnes Werk scheint; doch hängt sie zu hoch, als daß man sie genau betrachten könnte. In einer prächtigen Kapelle lieget auf dem Altar, in einem gläsernen Sarge, der heilige Theodor, mit einer reich mit Brillianten besezten Krone auf dem Haupte. Es ist ein widerlicher Anblik und zugleich eine bittre Satyre auf den Schmuk der Großen, ein fleischloses Skelett mit einer diamantnen Krone zu zieren: mir ist es unbegreiflich, was die römische Kirche damit beabsichtigt. Der Kirchenschaz ist

sehr reich an Gold und Silber, und übertrifft vielleicht noch den in der Linde. Zwei Heilige, der heilige Andreas und der heilige Florian, sind hier aus gediegenem Golde gegossen, zwei Fuß hoch. Lezterer besaß sogar noch ein Kapital von 20,000 Thaler, von dem die Zinsen dazu bestimmt waren, gesammelt und zu seiner Vergrößerung angewendet zu werden; doch hat man bei der im Lande nöthig gewordenen Steuer von allen edeln Metallen, die Existenz des Heiligen durch Aufopferung seines Kapitals gerettet.

An diesem Kapitel war der unsterbliche Nicolaus Copernicus Domherr, und hat sich durch seine Wasserleitung ein unvergängliches Denkmal gestiftet, obgleich auch ohnedies das, was in unsrer Sonnenbahn für ihn kreiset, seinen Namen der Ewigkeit übergiebt. Einige Reisende haben behauptet, daß die Wasserleitung des Copernicus zerstört sey; dieses ist ein Irrthum, den ich aufklären will. Die Wasserleitung, die so kunstvoll als zwekmäßig angelegt ist, führet ein kleines Flüßchen, zwei Meilen weit, durch Berge und tiefe Thäler nach Frauenburg, wo es den Einwohnern das nöthige Wasser zum Kochen und Trinken liefert, und eine Mühle treibet. Das Wasser läuft zwischen aufgeworfnen Erdwällen und würde, wenn ein Damm bräche, ein fruchtbares Wiesenthal von mehr als zwei Quadratmeilen überschwemmen, welcher Umstand allein schon die Dauer der Wasserleitung sichert.

Was aber zu dem Irrthum: als ob sie verfallen sey, Anlaß gegeben hat, ist: daß ein Drukwerk, welches das Wasser früher auf den Dom und in die Kurien der Domherren leitete, nicht mehr im Gange ist. Ueber der Wasserleitung, an der Mühle, stehet ein Thurm, der einen Wasserbehälter enthält, aus dem das Wasser in einen andern, auf dem Domplazze befindlichen, Wasserbehälter floß, der nicht nur durch abgeleitete Röhren sämmtliche Kurien versorgte, sondern auch für den Fall, wenn im Dom Feuer entstehen sollte, stets gefüllt war. Dieses Drukwerk ist nebst den Röhren in Verfall gerathen, und die nachläßigen Prälaten lassen es nicht wieder herstellen, obgleich der Dom, nebst allen Kurien, ohne Rettung verloren wäre, wenn einmal Feuer darin entstände, da der Berg zu hoch und zu schroff ist, als daß mit Pferden Wasser hinauf zu bringen möglich wäre.

Die Aussicht vom Dom ist unbeschreiblich schön, da hier der höchste Punkt der ganzen Gegend ist. Man überblikt, nach drei Seiten zu, die Landschaft bis auf eine Weite von drei Meilen; an der vierten Seite siehet man das Haf und die Näherung.

Hinter Frauenburg ist der Boden anfangs etwas sandig, doch bald wird die Gegend fruchtbarer, und die herrlichsten Getraidefelder wechseln mit schönen Laubwäldern ab, die der Landschaft ein reizendes Ansehen geben. Der Weg ist aber leider bis zum Verzweifeln schlecht, steinigt und löchricht,

und man muß beständig fürchten, den Wagen zu zerbrechen. Wie muß er in der nassen Jahreszeit beschaffen seyn, da man jezt kaum darauf fortkommen kann!

Eine Meile vor Elbing fängt eine wohlunterhaltene Kunststraße an, die künftig weiter fortgeführet werden soll; was hier bei der Hauptstraße des Landes unumgänglich nöthig ist, und wohl schon längst hätte geschehen sollen. Sobald man die Stadt erblikt, welches in einer Entfernung von drei viertel Stunden geschieht, breitet sich vor dem trunknen Blik eine Landschaft aus, die auch den Fühllosesten entzükken muß. Ein großer Theil der paradiesischen Weichselniederung, mit den unzählbaren Dörfern, Landhöfen, Wind- und Schöpfmühlen, Gärten, Hekken und Kanälen, in dem höchsten Reiz ihrer unendlichen Fruchtbarkeit, ziehet sich in unermeßlicher Ferne gegen einen Bergrükken hin, auf dem das hohe Marienburg und eine Menge andrer Städte thronen, deren viele Thürme am Horizont durch einen blauen Nebel schimmern. Zahllose Viehheerden weiden auf den reichen Triften; eine Menge weißer Segel beweget sich auf den Kanälen und auf der mächtigen Nogat hin und her, und die Landwege wimmeln von Fuhrwerken. Vorne hebet das prächtige Elbing seine vielfach gethürmte Zinnen majestätisch aus seinen Obstwäldern empor, und blikket stolz auf die vielen Masten seines Hafens, die schon von ferne die reiche Handelsstadt

ankündigen. Von allen Seiten ist es mit geschmakvollen Landhäusern umgeben, und alle Reize der segnenden Natur sind in unendlicher Fülle über diese einzig schöne Gegend ausgegossen.

Das Innre der Stadt ist, wie bei jeder Handelstadt, keinesweges übereinstimmend, aber gut, oft prächtig gebauet. Es giebt hier viele schöne Häuser, mitunter breite Straßen und große Pläzze. Würde ich in Preußen meinen Wohnsiz wählen, so wäre es, wenn nicht Königsberg, gewiß Elbing; denn eine schönere Umgebung, freundlichere Menschen und vortrefflichere Lebensmittel, wie man hier findet, dürften nicht leicht anzutreffen seyn. Alles zeiget hier von dem gediegensten Wohlstande, die Menschen sind wohlgenährt und wohlbekleidet, die Märkte enthalten einen Ueberfluß von vortrefflichem Obst und Gartenfrüchten; Fische von allen Gattungen sind im Uebermaß vorhanden, das Fleisch sah ich nie schöner, wie hier; das Brod ist ganz vorzüglich. Auch wegen seiner Getränke ist Elbing berühmt: das Bier ist das wohlschmekkendste, was ich auf meiner Reise angetroffen habe, und in der großen Weinhandlung des Geheimeraths Abegg wird auch die lekkerste Zunge eines Weintrinkers befriediget.

Der Genuß des Landlebens macht hier im Sommer ein Hauptvergnügen der Einwohner aus; jede wohlhabende Familie besizzet ein Landhaus, worin die geschäftsfreien Stunden zugebracht werden;

denn das hiesige Völkchen ist gegen die anmuthvolle Natur dieser Landschaft keinesweges unempfindlich.

Die Musik wird allgemein geliebt und getrieben; ich habe schwere Sachen von hiesigen Damen sehr geschmakvoll vortragen hören, und selten besucht man ein anständiges Haus, ohne durch einen Ohrenschmaus erfreuet zu werden.

Es ist hier auch eine Schauspielergesellschaft, die von den hiesigen gebildeten Einwohnern aber nur als ein Mittel zur Verdauung angesehen und benuzt wird. Schillers Trauerspiele und Mozartsche große Opern werden im eigentlichsten Sinne hier zerrissen. Die erste, ohngefähr fünfzigjährige, Liebhaberin, würde wegen ihrer körperlichen Gebrechen — sie ist ein wenig stark verwachsen — Nachsicht verdienen, wenn sie nicht zu stark lispelte. Hat sie eine Rolle, in der sie mit dem ersten Liebhaber, der ein wenig sehr stottert, zusammen trifft, so entstehet oft im Parterre ein helles Gelächter. Ich habe dieses holde Paar in Kabale und Liebe die Luise und den Major spielen sehen und gestehe, etwas vollendeter Lächerliches ist mir noch nie vorgekommen. Indessen das Publikum belustigt sich, wenn gleich nicht auf eine geschmakvolle Weise, und die Kasse des Direktors wird gefüllt, daher er sich über das Urtheil der Kritiker wegsezt.

Der Handel mit Holz und mit Getraide ist hier sehr bedeutend, und in ersterem Artikel wetteifert Elbing mit Danzig und Memel.

Der Weg von Elbing nach Marienburg gehet durch die Weichselniederung, ein Marschland, das mit den reichsten Gegenden von Holland eine auffallende Aehnlichkeit hat. Dasselbe große wohlgenährte Vieh, nur von anderer Farbe: denn das hiesige ist roth und rothbunt; die reichen Felder, doch in größerer Anzahl, die fetten Triften, die vielen Kanäle; eben solche Schöpfmühlen, um das Wasser in die Kanäle zu schöpfen; die nämlichen reinlichen, wohl unterhaltenen Bauernhöfe und überhaupt alles zum Verkennen hier wie dort. Selbst die ruhige, bedächtige Haltung und die platte Sprache der Bewohner dieses Landstriches gleichen denen jenes Volkes; nur sind die Gestalten hier viel wohlgeformter und blühender. Die Landleute dieser gesegneten Landschaft leben in einem unglaublichen Wohlstande, der so groß ist, daß die verhängnißvolle Zeit mit allen ihren Uebeln ihn nicht hat vernichten können. Eine der holländischen gleich kommende Reinlichkeit herrscht in ihren Zimmern, das feinste Linnen dient zu ihrem Gebrauch und auf ihren Tischen glänzt eine Menge Silberzeug, die einen ungewöhnlichen Reichthum verräth. Ihre Speisen sind kräftig und wohlschmekkend und ist ein Fremder zu Tische, so fehlet nie ein sehr guter Wein. Nachdem was ich selbst gesehen habe, darf ich die Versicherung meiner Freunde: daß ein Bauer, der hier 60,000 bis 100,000 Thlr. im Vermögen habe, noch nicht für ausgezeichnet reich gilt, keineswegs bezweifeln. Der Akker hat

hier eine überschwängliche Fruchtbarkeit und wird daher an vielen Orten gar nicht gedüngt. In guten Jahren trägt er 20 bis 25, ja oft 30fältig, und eigentlicher Mißwachs tritt nie ein. Das Milchvieh giebt hier gewöhnlich 20 bis 30 Quart Milch, doch eine Kuh, die recht gut heißen soll, muß 40 Quart geben, in welchem Fall sie aber auch 90 bis 100 Thlr. gilt. Butter wird nur zum Hausbedarf und von den Häuslern gemacht, die Bauern wenden ihre Milch zu Käse an, die den Sommer hindurch in Magazinen aufbewahrt, im Herbst aber nach Elbing, Danzig und Königsberg gebracht, und von da aus theils nach dem übrigen platten Lande, theils nach Polen und Rußland ausgeführt werden. Pferde haben sie nur wenig, aber diese sind sehr schön und theuer. Obstgärten besizzen sie in solcher Menge, daß viele Bauern jährlich 600 bis 1000 Thaler für ihr Obst einnehmen, welches theils in den Städten verbraucht, theils nach Rußland verschifft wird. Mit zwei Uebeln haben die Bewohner dieser Niederung zu kämpfen, die sie einigermaßen daran erinnern, daß auf Erden nichts vollkommen ist: wären sie von diesen befreiet, so wäre ihre Lage ganz beneidenswerth. Das erste dieser Uebel ist die Wassersgefahr, in der sie im Herbst, vorzüglich aber im Frühjahr schweben, wenn das Eis in der Weichsel zusammen geschoben wird und der Strom dadurch anschwillt. Er steigt alsdann 15 bis 18 Fuß hoch aus seinem gewöhnlichen Bette, und wüthet mit wil-

der Gewalt gegen die großen Dämme, die allein diese Gegend schüzzen. Geschiehet einmal ein Durchbruch, so ist der Schade ungeheuer und ganze Dörfer werden mit Menschen und Vieh von den Wellen verschlungen. Das zweite Uebel ist der allgemeine Holzmangel, der hier herrscht und so groß ist, daß das Brennmaterial viele Meilen weit geholet werden muß. Wenn daher ein weicher Winter eintritt, bei dem die Wege hier durchaus unfahrbar sind, werden die Leute durch die Holznoth unbeschreiblich gequält. Die Wege sind bei trokner Zeit sehr fest, aber Ein Regentag reicht hin, sie auf mehrere Wochen zu verderben. Ich habe dieses unglüklicher Weise erfahren, denn ich bin beinahe in dem Morast versunken, aus dem ich und der Kutscher sehr oft den Wagen heben mußten. Leider sind hier die Wege nicht wohl möglich zu bessern, denn die ganze Niederung enthält weder Sand, noch Steine.

Der Landbau wird hier sehr regelmäßig und zwar auf folgende Weise getrieben. Der Boden wird in sechs Theile von gleicher Größe getheilet. Ein Theil davon ist zur Weide für das Vieh, der andre für die Pferde bestimmt; zwei Theile werden als Wiesen benuzt und zwei Theile werden beakkert. Die beiden Theile, die im vergangnen Jahre Weideland waren, kommen dieses Jahr unter den Pflug und bleiben künftiges Jahr zu Wiesen liegen. In diesem Wechsel gehet es der Reihe nach herum. Winterfrucht wird in der Regel nicht gebauet, eben so

wenig Klee, da man den Dünger nicht brauchen kann, auch zur Stallfütterung nicht Menschen genug vorhanden sind. Ueberdem würden Vieh und Pferde bei dem Klee nie so gut gedeihen, als auf den fetten Triften, auf denen sie so fett werden, als wenn sie im Stall mit Körnern gefüttert würden.

Meilenweit ist die hohe Marienburg schon zu sehen, die man von dieser Seite aus, der bösen Wege wegen, wohl selten anders, als mit müden Pferden erreicht. Die Stadt liegt an der Nogat, einem Hauptarm der Weichsel, der an Größe bei weitem die Elbe übertrifft und sehr schnell strömt. Der schiffbare Strom bietet die Gelegenheit zum Handel dar, daher der Ort sehr lebhaft ist und viele wohlhabende Bewohner enthält. Die Hauptstraße ist breit und mit schönen Häusern besezt, die sämmtlich gewölbte Vorlauben haben, unter denen die Fußgänger gegen den Regen geschüzt gehen.

Das große, weitläuftige Schloß war einst die Residenz der Hochmeister des deutschen Ordens, und zeigt noch in seiner Verwüstung eine Pracht, die es gewiß macht, daß die Ordenshäupter jener Zeit um vieles prächtiger wohnten, wie die deutschen Kaiser. Es bestehet aus zwei großen Vierekken, ist mit sehr breiten, ausgemauerten Gräben umgeben und selbst im Innern davon durchschnitten, und hat eine unzählige Menge von Thürmen zu Außenwerken, die jezt, durch eine unwürdige Verwendung von vielem des äußern Mauerwerks, außer dem

Zusammenhange mit dem Hauptgebäude stehen, dessen Innres durch eine kleinliche Sparsamkeit nicht weniger gemißhandelt ist. Das Aeußre ist nach altdeutscher Art prächtig verziert, bis auf die Stellen, wo neuere unverständige Baumeister die alte Pracht muthwillig zerstörten, und an die ellendikke Mauern Fachwerks-Wände anklebten. An der Ostseite stehet in einer Blende das kolossale Muttergottesbild. Die Blende hat früher einen Goldgrund gehabt, und die Kleidung der Heiligen ist blau mit goldnen Lilien gewesen. Diese Farben, erzählt man mir, haben die vielen Jahrhunderte hindurch allen Eindrükken der Witterung widerstanden, bis im Jahr 1812 die unseligen Franzosen in der Sankt Annen-Kapelle ein Lazareth errichteten, und einen Rauchfang gerade unter dem Bilde anbrachten, wodurch die Farben, die einen schönen Effekt gemacht haben sollen, verblichen sind. An den Fenstern der Westseite sind Kragsteine ausgemauert, auf denen Granitsäulen stehen, die die Bogen über den Fenstern tragen. Dieses giebt dem Schloß ein sehr geschmüktes Aussehen, doch leider sind viele dieser Säulen ohne allen Zwek zersäget und hinunter geworfen, wo sie jezt im Graben ohne allen Nuzzen liegen; die Bogen halten sich jezt allein durch den guten Mörtel. Ein großer Theil des Schlosses ist zu Vorrathsböden eingerichtet, und selbst in diesem Theil ging die sinnlose Zerstörungssucht so weit, daß man durch vier Stokwerke die Gewölbe ausbrach und dafür hölzerne Böden anbrachte.

Zwei Säle, die sich durch ihre künstliche Bauart und durch ihre Größe auszeichneten, sind, der eine in Zimmer, der andre in Futterböden verwandelt. Das Gewölbe des einen wird von zwei, das des andern von Einem Granitpfeiler getragen. Um diese merkwürdige Bauart zu betrachten, muß man jezt über Heu- und Strohhaufen klettern. Diese alte Pracht hatten die rohen Polen, die das Schloß von 1467 bis 1773 besaßen, verschont, und die kunstliebenden Preußen zerstörten sie. Die Marien-Kirche, die sich in einem Flügel des Schlosses befindet, ist mit alten seidnen Stoffen ausgeschlagen, die wahrscheinlich noch aus den Ritterzeiten her sind. Unter dieser Kirche ist die Sankt Annen-Kapelle, die von ihrer Verwüstung noch nicht wieder hergestellt ist. Die gothischen Bögen ihrer Eingänge sind von schwarzem Marmor, mit vielen Figuren sehr bunt und mühevoll gearbeitet; auch hieran haben die Weltverwüster ihre Zerstörungssucht geübt. Der Freund altdeutscher Baukunst kann nur mit Wehmuth dieses schöne Werk in seiner Verstümmelung ansehen, das, wäre es vollständig so erhalten, wie es bei der Abtretung Polens gefunden wurde, viele Aufschlüsse über die Bauart des Mittelalters hätte geben können.

Der berühmte Buttermilchsthurm stehet dem Schlosse gegen Norden, in einer geringen Entfernung davon, doch in keinem Zusammenhange damit. Er wurde zu Ende des vierzehnten Jahrhun-

derts, auf Befehl eines Hochmeisters, von den Bauern eines niedrungischen Dorfes gebauet, die, durch ihren Reichthum zum Uebermuth verleitet, einen Priester verspotteten und mißhandelten. Dieser Thurmbau war ihre Strafe, bei dem sie den Mörtel statt mit Wasser, mit Buttermilch verdünnen mußten. Der Thurm hat einen ansehnlichen Umfang und Höhe, ist auch noch wohl erhalten; er hat aber keinen Eingang; man kann daher, da er seiner Lage wegen kein Wartthurm seyn konnte, nicht wohl seinen Zwek errathen, wenn man nicht annimmt, daß er außer der Bestrafung der Bauern keinen andern hatte.

Sechzehnter Brief.

Montauer Spizze. — Marienwerder. — Dom. — Danziger. — Durchbruch der Weichsel. — Neuenburg. — Graudenz. — Festung. — Stadt. — Courbiere. — Wasserleitung. — Schluß.

An der sogenannten montauer Spizze theilt sich die Weichsel in zwei Arme, von denen der östliche, die Nogat genannt wird und hinter Elbing ins frisch Haf fällt; der nördliche Arm aber seinen Namen oehält und bei Weichselmünde in die Ostsee fließt.

Die montauer Spizze, daß heißt, die Landzunge zwischen den beiden Armen des Flusses, ist eine der fruchtbarsten Landschaften der Erde, sie gleicht in ihrem Anbau einem Garten, bei dem keine Handbreit Erde unbenuzt bleibt. Von dem weißen Berge aus gesehen, der das rechte Ufer der Nogat bildet, nimmt sich dieser Erdflek von dem mächtigen Strome umflossen, entzükkend schön aus. Die Gegend von Montau ist wegen ihrer Pflaumen berühmt, wovon jährlich mehrere tausend Tonnen unter dem Namen montauer Pflaumen ins Ausland verschifft werden. An dieser Spizze ließ Friedrich der Große eine Menge gegoßner Eisenblökke versenken; theils um das Anströmen des Flusses zu brechen, theils auch dem Wasser eine andre Richtung zu geben, und die Hauptströmung in den rechten Arm des Flusses zu leiten. Er wollte

dadurch die Wasserfahrt nach Elbing, auf Kosten Danzigs, befördern und es gelang ihm: denn der dahin strömende Theil des Flusses wurde von Jahr zu Jahr seichter. Da späterhin Danzig unter preußische Herrschaft kam, wurde dieses mit bedeutenden Kosten geändert.

Marienwerder ist der Siz der Regierung und des Oberlandesgerichts von Westpreußen, und daher wegen der Menge von Offizianten sehr lebhaft. Die Stadt ist gut, die marienburger Vorstadt selbst prächtig gebauet, und hat entzükkend schöne Umgebungen. Sie lieget auf der Höhe, doch unmittelbar an ihren Mauern fängt die Niederung an, in die man aus den mehresten Häusern die reizendsten Aussichten hat. Der Dom ist ein Gebäude von ungeheurer Größe, in dessen großem Raume die lutherische und die reformirte Gemeinde zu gleicher Zeit ihre Gottesverehrungen halten. Die Riesenpfeiler, die das Gewölbe stüzzen, sind durch Bögen mit einander verbunden, die in ihrem Mittelpunkt durch halbrunde Oeffnungen durchbrochen sind, was sich höchst sonderbar ausnimmt. Von der heiligen Dorothea der Zweiten, die auf dem mit dem Dom zusammenhängenden Schlosse lebte, und die im vierzehnten Jahrhunderte selig gesprochen wurde, werden noch einige Reliquien und das Fenster gezeiget, durch welches sie ununterbrochen ihre Lebenszeit hindurch in die Kirche hineingesehen hat. Eine Seitenkapelle enthält ein gut gearbeitetes

Grabmal eines Herren von der Gröben und seiner vier Gemahlinnen, unter denen eine Mohrin, die ihn, als er auf einer Reise zum heiligen Grabe in Gefangenschaft gerieth, auf die Art, wie jene Sarazenin den Grafen von Gleichen, befreite und aus Dankbarkeit von ihm geehlicht wurde.

Ein Theil der mit dem Dom zusammenhängenden ehemaligen bischöflichen Burg ist abgebrochen, und mit den Baumaterialien davon ein geschmakloses Gebäude, nach dem Plan des Geheimen-Oberbauraths Gilli, zum Siz des Oberlandesgerichts erbaut. Die Burg soll noch keinesweges verfallen gewesen seyn, doch man wollte durchaus etwas Neues bauen, und darum wurde eines der interessantesten Denkmäler des Mittelalters zerstört. Mit dem noch erhaltenen Theil des Schlosses ist ein in der Niedrung stehender Thurm, der Danziger genannt, vermittelst einer Reihe ungeheurer Schwibbögen, verbunden, die ihrer ausnehmenden Höhe wegen weit in der Ferne sichtbar sind, und viel zur Verschönerung der Gegend beitragen.

Auf dem Wege von Marienwerder nach Neuenburg hatte ich Gelegenheit, die Spuren eines Durchbruchs zu sehen, den die Weichsel im Jahr 1812 gemacht hat. Mehrere Dörfer sind ganz und gar fortgerissen, und die Aekker bis fünf Fuß hoch mit Sand bedekt, so daß sie nie wieder bebauet werden können. Man schreibt die Schuld davon den Franzosen zu, die an dem Damm einen Brükkenkopf

anlegten und den Grund des Dammes dadurch so los machten, daß er dem Andrang des Wassers nicht zu widerstehen vermochte.

Die Dämme, die die Weichsel einfassen, sind 20 bis 30 Fuß hoch, verhältnißmäßig breit und gehen viele Meilen weit, bald von der einen, bald von der andern Seite; oft aber auf beiden Seiten des Flusses. Der ganze Landstrich, der die Weichselniederung genannt wird, und auch die drei Werder mit inbegreift, ist 70 bis 80 Quadratmeilen groß, und so wie Holland dem Wasser abgewonnen. Aus alten Urkunden und andern vorgefundenen Anzeichen erhellet, daß noch im dreizehnten Jahrhundert, da, wo jezt fruchtbare Aekker und Wiesen sind, Schiffe segelten, und nur der anhaltende Fleiß der Einwohner, während eines ganzen Jahrhunderts, und die großen Summen, die der reiche deutsche Orden dazu hergab, machten es möglich, diesen schönen Landstrich zu entwässern.

Das Städtchen Neuenburg, hart am Ufer der Weichsel, auf einem mehrere hundert Fuß hohen Berge gelegen, wetteifert in Hinsicht seiner Lage mit den schönsten Punkten des Landes, und ich habe nicht leicht eine herrlichere, weit umfassendere Aussicht genossen, als hier an der Mauer des lutherischen Kirchhofes. Möve, Marienwerder, Graudenz, eine unzählige Menge von Dörfern und Landhöfen, und die Niedrung in einer Ausdehnung von sechs Meilen übersiehet man hier ganz deutlich.

Die fruchtbaren Gefilde der reich bebauten Landschaft, die schattigten Obstwälder, die zierlichen Landhöfe und der prächtige, mit unzähligen Fahrzeugen bedekte Strom, geben eines der schönsten denkbaren Landschaftsgemälde, das von den fernen Waldbergen der Höhe, wie von einem Rahmen, eingefasset ist.

Meinen anfänglichen Reiseplan, den Weg über Neuenburg nach Berlin einzuschlagen, änderte ich, da Graudenz mir so nahe lag und ich es mir nicht versagen konnte, diesen in mancher Hinsicht merkwürdigen Ort zu besuchen. Der Weg dahin, der anfangs durch fruchtbeladne Obstwälder ging, wurde zulezt sandig und mir daher höchst langweilig. Schon fing ich an, die Geduld zu verlieren; denn die Pferde keuchten schon und noch immer konnte ich mein heutiges Reiseziel nicht erblikken, doch plözlich bog mein Kutscher, nachdem es eine Zeitlang bergauf gegangen war, um eine Ekke und wir standen vor dem Thor der Festung, die so angelegt ist, daß sie durch keine Außenwerke sichtbar wird, und man daher ihre Nähe, bevor man sie selbst erreicht hat, gar nicht ahnet.

Durch ein paar Empfehlungen, die ich geltend machte, fand ich eine so herzliche, zutrauliche Aufnahme, daß ich, der ich als Russe in einer preußischen Festung nur Mißtrauen und Zurükhaltung erwartete, angenehm dadurch überrascht wurde. Der Offizier, an den ich eine Adresse hatte, behan-

delte mich mit zuvorkommender Artigkeit, zeigte mir alles Merkwürdige, was einem Ausländer seine Amtspflicht sehen zu lassen erlaubte, und wußte mit einer so zarten Schonung sich gegen eine etwanige Bitte, mir die Hauptwerke zu zeigen — die ich indessen auch ohne dies nie gethan hätte — zu sichern, daß meine Achtung, die ich stets für das preußische Militär gehabt habe, durch diesen wakkern Krieger, der das Pflichtgebot so gut mit Humanität zu verbinden wußte, wo möglich noch vergrößert wurde.

Einen Augenblik inniger Rührung hatte ich an dem Grabe des ehrwürdigen Feldmarschall von Courbiere, des tapfern Vertheidigers von Graudenz, der seinem lezten Willen zu Folge in der Festung begraben liegt. Er erhielt dem Könige von Preußen durch seinen Muth diesen wichtigen Plaz, welches bei dem Rükzuge der Franzosen unsern Truppen und dem Lande gut zu statten gekommen ist. Denn unstreitig wäre die Festung in französischen Händen geblieben, oder an Warschau abgetreten worden, wenn sie im Kriege 1807 von den Franzosen erobert wäre; und da sie gerade in der Mitte zwischen Danzig und Thorn liegt, so hätte Napoleons in Rußland im Jahr 1812 geschlagne Armee hier an der Weichsel einen Stüzpunkt gefunden, sich zu sammeln. Die drei Festungen bilden eine beinahe unüberwindliche Vertheidigungslinie, hinter der, in einer der reichsten Landschaften von Eu-

ropa, jene Trümmer, die doch bei Posen zuletzt an 40,000 Mann stark wurden, sich recht gut halten konnten, bis Napoleon mit einer neuen Armee zu Hilfe kam. Der Aufstand Preußens und der Mark wäre dann verhindert worden, und am Weichselufer, vielleicht mit ganz anderm Erfolg, wären jene Kämpfe ausgefochten worden, die nun am Gestade der Elbe vorfielen. Wie folgenreich ist daher die Tapferkeit dieses Heldengreises für die Befreiung von Europa gewesen! Man machte mir von dem Karakter dieses merkwürdigen Mannes folgende Schilderung.

Courbiere, ein geborner Franzose, war lebhaft, aufbrausend und mit allen Eigenthümlichkeiten begabt, die Bestandtheile des französischen Nationalkarakters ausmachen; doch weit entfernt von der Verderbtheit der gegenwärtigen Generation, waren seine Sitten und Denkart ganz die eines Gentilhomme aus den Zeiten der Chevallerie. Gegen seine Untergebnen war er fast bis zur Grausamkeit strenge, allein er hatte dazu alle Ursache: denn früher wurde er bei Hofe und bei dem Kriegs-Kollegium nicht geliebet, und aus diesem Grunde, vielleicht aber auch, weil man seine skrupulöse Pünktlichkeit im Dienst kannte, gab man alle Taugenichtse der ganzen Armee zu seinem Regimente ab. Er soll sich deshalb scherzweise selbst den Generalprofos von Preußen genannt, in seiner übeln Laune aber auch über diese Maaßregel sehr ereifert haben; dem-

ohngeachtet bewährte sich seine Praxis, und er bildete aus einer Menge liederlicher Menschen brauchbare Soldaten. Das Wort präzise, das er beständig im Munde geführt hat, ist bei ihm keinesweges bloße Angewohnheit gewesen, sondern alles mußte unter jeden Umständen bei ihm präzise seyn. Man rühmt auch an ihm einen hohen Grad von Uneigennüzzigkeit und die große Gewissenhaftigkeit, mit der er für die Bedürfnisse seiner Soldaten sorgte. Ruhe sanft wakkrer Mann, Du hast Deinen Beruf schön erfüllt und durch Deinen Muth ein herrliches Grabmal vertheidigt, das Deinen Namen einer dankbaren Nachwelt in Erinnerung bringen wird.

Die Stadt liegt eine Viertelstunde von der Festung und ist durch eine Wasserleitung berühmt, die hier der unsterbliche Copernicus angelegt hat. Die Weichsel fließet in einer Entfernung von mehreren hundert Schritten von der Stadt vorbei; diese könnte also, besonders da sie auf einem Berge liegt, nur auf eine beschwerliche Weise daraus mit Wasser versorget werden. Diesem Mangel abzuhelfen, hat der große Mathematiker ein Flüßchen, aus einer Entfernung von mehreren Meilen, durch die Vorstadt geleitet und darauf ein Drukwerk angebracht, welches, durch eine höchst einfache, aber sehenswerthe Vorrichtung, das Wasser zu einer Höhe von 70 Fuß hebet, und die ganze Stadt damit versorget. Wie wohlthätig hat dieser gelehrte Prälat die Wissenschaft zum Besten seines Vater-

landes angewandt! Jahrhunderte lang schon schläft er den langen Schlaf, und noch genießen täglich Tausende die Früchte seines Nachdenkens und seines Fleißes!

Das hier befindliche Straf- und Arbeitshaus besuchte ich gerade um die Mittagszeit, und hatte dabei Gelegenheit, die musterhafte Ordnung und die seltne Reinlichkeit, die in dieser Anstalt herrschen, zu bewundern. Alles zeigte von der Menschlichkeit, die die Stifter und Einrichter dieses Instituts beseelt hat, und bei allen Anordnungen war das Bemühen, es den Gefangnen so erträglich zu machen, als es die Umstände nur irgend gestatten, deutlich ausgesprochen. In reinlichen Gefäßen wurden wohlbereitete Speisen in hinreichender Menge aufgetragen; die Gefangnen sezten sich an gedekte Tische und betrugen sich so anständig, daß man dabei vergaß, daß es Sträflinge waren. Sie sahen alle wohlgenährt aus, waren gut gekleidet und der Inspektor versicherte, daß die Mehresten dieses Haus als gebesserte Menschen verließen.

Mein Postillion bläst, ich breche daher ab und schikke mich zur Abreise aus einem Lande an, das ich nicht ohne dankbare Erinnerung an die darin genossenen Freuden, und an seine biedere Bewohner verlasse.

Auszüge

aus dem Tagebuch eines Reisenden, gesammlet auf einer Reise durch Norddeutschland und Holland.

Berlin.

Freundlich strahlt mir durch die prächtige Lindenalle, schon in der Entfernung von einer Meile, die vergoldete Spizze des Marienthurms entgegen; in freudiger Erwartung der Genüsse, die meiner dort harren, nahe ich mich dem Siz so vieles Schönen, und meiner Ungeduld fährt der phlegmatische Schwager, der mich die doppelt bezahlte Königsmeile, wie es scheint, recht lange genießen lassen will, viel zu langsam. Endlich habe ich das frankfurter Thor erreicht, und ein Riese von 61/2 Fuß berliner Maaß — einer der schönsten Menschen, die ich jemals sah — examinirt mich nach althergebrachter Weise. Die Mode des Militärs, den Busen auszupolstern, ist mir nie lächerlicher vorgekommen, als an diesem Giganten, der ein ganzes Magazin von Wolle oder Watten dazu verwandt haben muß. Also schon hier am Thor drängt sich mir die Ueberzeugung auf, daß die Menschen im Ganzen in allen Lagen und unter allen Umständen doch immer dieselben bleiben. Wer sollte es glauben, daß preußische Krieger, nachdem sie mit Römermuth gefochten, nachdem sie wie Spartaner alle Entbehrungen in einem blutigen Kriege ertragen

haben, sich mädchenhaft mit einer Mode schmükken, die nur der höchste, unnatürliche Ungeschmak des fernen Nordens erfand? Doch die Thorheit ist einmal anstekkend, und die Mehrzahl der Menschen würde sich schämen, keine Thorheiten zu begehen: so war es, und so wird es immer seyn! —

Ton, Betragen, Sitten der Berliner.

Früher nannte man die Berliner die deutschen Pariser; man tadelte ihren Leichtsinn, ihre Lebelust, ihre Neugierde, das Absprechende ihres Urtheils; man fand die Menge von Pflastertretern anstößig: von dem allem bemerkt man jezt keine Spur. Ich finde jezt vielen Ernst und gesitteten Anstand in ihrem Betragen, viele Geseztheit; und der lächerliche, geschäftige Müßiggang ist einer musterhaften Thätigkeit gewichen, die man in allen Ständen ohne Ausnahme bemerkt. Die Unterhaltungen an der Wirthstafel sind so angenehm als lehrreich, und nicht mehr machen politische Kannegießereien und Madame B* mit ihren Nymfen, den einzigen Gegenstand des Gesprächs aus. In den Vormittags-Stunden treten die Frauen nicht mehr, wie sonst, unter den Linden auf und ab; ich finde sie vielmehr stets mit einer weiblichen Arbeit beschäftiget, und sie führen mit vieler Umständlichkeit Gespräche über Gegenstände der Haushaltung, wie früher über Bälle, Theater und Kunst. Möchte diese vortheilhafte Aenderung doch mehr wie Mode seyn; möch-

ten diese Hauptstädter es doch beherzigen, daß sie nur als Deutsche liebenswürdig sind! In Hinsicht ihrer Gefälligkeit und Zuvorkommenheit gegen Fremde sind sie noch die Alten, doch habe ich nicht Gelegenheit gefunden, mich über ihre Neugierde und Geschwäzzigkeit zu beklagen, die man ihnen ehemals so allgemein vorwarf. Gastfreiheit sucht man hier wie in allen Residenzen, St. Petersburg ausgenommen, vergebens. Sie wird da leicht entbehrt, wo man unter so mannichfaltigen Vergnügungen und Zerstreuungen die Wahl hat, doch machen die Berliner den Mangel daran, durch ihre Artigkeit und durch den urbanen Ton, der in allen öffentlichen Gesellschaften herrscht, bald vergessen; ich wüßte keine Stadt, wo man so bald aufhört, ein Fremder zu seyn, als in Berlin.

Die Siegesgöttin. — Das eiserne Kreuz.

Im stolzen Bewußtseyn, mit triumphirendem Blik siehet jeder Berliner jezt auf die Quadriga des brandenburger Thores, die nun mit einem stattlichen eisernen Kreuze an ihrer Lanze pranget. Dieses bedeutungsvolle Denkmal eines ehrenvollen Kampfes um Existenz und Freiheit, muß jezt in den Augen eines jeden Preußen einen unschäzbaren Werth haben, da es nicht mehr eine bloße Zierde, sondern eine geschichtliche Merkwürdigkeit ist, die an die Großthaten dieses Heldenvolkes erinnert. Die Idee, die Siegesgöttin mit dem eisernen Kreuz zu

schmükken, will mir indessen doch nicht gefallen. Das Kreuz ist ein Sinnbild der christlichen Religion und des Friedens, das nicht zu einem Götterbilde der kriegerischen Fabelwelt paßt. Zwar vereinigten sich auf eine Zeit Völker von verschiedenen christlichen Religionspartheien, um unter diesem Zeichen für ihre Freiheit, Heerd und Religion zu kämpfen; doch war es nur in der Idee der Nothwehr; die Verehrer der Siegesgöttin denkt man sich aber nur als von Ehrgeiz und freiwilliger Ruhmbegierde beseelt, daher scheint mir jene Verzierung einen Widerspruch zu enthalten.

Die Kunstausstellung.

Die diesjährige Kunstausstellung, in den Sälen der Akademie der Künste, giebt durch die Menge und Güte der ausgestellten Arbeiten den erfreulichen Beweis, daß das Waffengeräusch die Musen nicht aus ihrem Lieblingssiz verscheucht hat. So manches herrliche, gelungne Bild fand ich hier und mehreres, was auf den Kranz der Vollendung Anspruch macht. Die lebhafte Theilnahme der Künstler an der Geschichte des Tages, drükt sich deutlich durch den von ihnen gewählten Stoff aus; die Mehrzahl von ihnen hat die Helden oder denkwürdige Szenen aus der nächsten thatenvollen Vergangenheit zum Gegenstande der Darstellung gewählt. Folgendes schien mir vorzüglich bemerkenswerth:

1. Friedrich Wilhelm III. zu Pferde, im Königsgewande, hebet die Hand empor, um sein Volk zu segnen. Hinter ihm schwebend im Lichtglanz der Geist der Königin Luise. Diese sehr glüklich gewählte Idee ist mit vieler Kunstfertigkeit ausgeführt, die Figuren sprechend getreu und die betende Gestalt der Königin unendlich rührend. So oft ich auch die Ausstellung besuchte, fand ich immer eine Menge Schauender vor diesem Bilde versammelt, und nicht selten bemerkte ich Ausbrüche der herzlichsten, innigsten Rührung, die sich zuweilen selbst durch Thränen äußerte.

2. Ein freiwilliger Jäger schwöret, neben dem Leichnam seines Kameraden, dessen Tod zu rächen. Zorn und Schmerz, und der ernste Vorsaz der Rache sind vortrefflich in dem Gesichte des schönen Jägers ausgedrükt. Die Leiche ist treffend wahr, doch mit Vermeidung alles Ekelhaften und Widerlichen dargestellt.

3. Der Schwur der drei preußischen Stände am Altar des Vaterlandes. Der wichtige Stoff macht dieses Bild einigermaßen anziehend, dem es auch nicht an Ausdruk der Gesichter und an einem blendenden Kolorit fehlet; doch hat mich dieses Stük im Ganzen nicht befriedigt. Schon ist die moderne Tracht kein dankbarer Gegenstand für den Pinsel, und widerstehet aller Idealisirung, dann aber ist auch die Stellung der Figuren offenbar verfehlt. Der Edelmann und der Bürger vergessen es in dem wich-

tigen Moment des Schwörens nicht, daß sie tanzen gelernt haben, dagegen der junge Bauer schüchtern von fern stehet und, als gehörte er nicht in diesen Kreis, nur mit abgewandtem Körper die Hand auf den Altar legt. Der Künstler scheint nicht so ganz durchdrungen von dem großen Geiste gewesen zu seyn, der das preußische Volk bei dem Aufstande zum großen Kampf beseelte. Diese meine Ansicht von dem Bild theilen mehrere Kenner, mit denen ich mich davon unterhielt, ich darf daher glauben, daß sie die richtige sey.

4. Theodor Körner von seiner Schwester gemahlt. Ein angenehmes, ausdruksvolles Gesicht, dem man die Begeisterung wohl ansiehet, die dessen Urbild in den Kampf für die Freiheit des Vaterlandes trieb. Ich beneide dem jugendlichen Barden seine kurze, aber glänzende Laufbahn: er hat durch Wort, That und Beispiel seinem Vaterlande genüzzet, und sein Name lebt in der dankbaren Erinnerung seiner Landsleute fort. Mehrere Schlachtstükke aus dem eben beendigten Kriege besahe ich nur flüchtig, denn aufrichtig gestanden, sie gehören nicht zu meiner Liebhaberei. Sie sind gewöhnlich nur Phantasieen, denn selten hat der Mahler Gelegenheit, eine Schlacht in der Nähe zu beobachten; und sind sie auch der Wahrheit vollkommen getreu, so stellen sie großentheils nur verwirrte Gruppen ohne alle Einheit der Handlung dar, die wegen des raschen Wechsels der Auftritte nicht wohl möglich ist,

aufzufassen. Ueberdem aber sind sie wahr, so müssen sie das Gräßliche schildern; das Gräßliche kann aber, seiner Natur nach, nie eigentlich ein Vorwurf der schönen Künste seyn.— Noch beschäftigten meine Aufmerksamkeit

5. Das Bild der verstorbnen Königin in Lebensgröße, im weißen Atlasgewande. Wer diese erhabne Frau einst in der ganzen Fülle ihrer Schönheit im Leben sah, findet sie hier zum Sprechen getroffen wieder. Die Drapperie ist mit vieler Einsicht angeordnet und der Glanz des Atlasses so täuschend, als hätte ihn ein niederländischer Mahler gemahlet.

6. Iffland, im Kostüm des Pygmalion. Eine hohe Aehnlichkeit ist ein vorzügliches Verdienst dieses Bildes, und versöhnet den Kunstliebhaber einigermaßen mit dem Fehlgriff des Künstlers, den stämmigen, keinesweges schön gewachsnen Mimen im griechischen Kostüm darzustellen. Vielleicht würde man diesen Fehler ganz vergessen, wenn der Mahler weniger treu in Hinsicht der Figur Ifflands gewesen wäre; seine Genauigkeit ist aber so weit gegangen, daß selbst die etwas übelgewachsnen Lenden des Mimikers nicht vergessen sind; was sich bei der antiken Kleidung fast drollig ausnimmt.

7. Der Erlkönig nach Göthe's Gedicht, ist ein schaurig schönes Bildchen, das den Dichter sehr gut versinnlichet. Mir schien dieses kleine Stük eines der gelungensten der ganzen Sammlung zu seyn,

bei dem der Künstler einige schwierige Aufgaben in Hinsicht der Beleuchtung meisterhaft gelöset hat.

Außer diesen genannten Stükken war noch manches Sehenswerthe aus dem Fache der Malerei, so wie die plastischen Künstler, und die mit dem Grabstichel arbeitenden, auch nicht gefeiert hatten. Trägt gleich nur Weniges den Stempel der Vollendung an sich, so verdienet doch das Streben der Künstler, sich zu vervollkommnen, eine dankbare Anerkennung und ist um so rühmlicher, als bis jezt die Zeitumstände der Kunst so wenig günstig waren.

Iffland.

Dieser große Künstler ist hier vor einigen Wochen gestorben, und mit ihm ist, wie ich glaube, die glanzvollste Periode der deutschen dramatischen Kunst geschlossen worden. Schröder, Koch, Porsch, Czechticzki, Beck, Beil und Er, sind von der Bühne abgetreten: wen haben wir noch, der einen dieser Heroen erreichte? Es scheint, daß von der Zeit an, da das Vorurtheil gegen die Schauspieler verschwand, und die Fürsten durch hohe Besoldungen ihnen ein sorgenfreies Leben gründeten, die Kunst, statt dadurch zu gewinnen, in Abnahme gerathen sey: die Ursache davon verdiente wohl einer nähern Untersuchung. Vielleicht findet das, was jener Fürst von den Dichtern sagte: nämlich, „wolle man von ihnen gelungne Kunstwerke erhalten, müsse man sie zwar satt machen, aber keines-

weges mästen," auch auf die Schauspieler Anwendung.

Ifflands Verlust ist in Berlin nicht sonderlich betrauert worden, denn bei seiner zerrütteten Gesundheit, hat er in den lezten Zeiten wenig mehr auf der Bühne geleistet, und mit seiner Theaterschule hat er es gar bei dem Publikum verdorben, da er aus Gunst die wichtigsten Rollen oft von Anfängern verderben ließ, und die zahlreichen, an vollendete Darstellungen gewöhnten Schauspiel-Freunde der Hauptstadt zwang, sich bei den jämmerlichen Leistungen entschiedner Stümper zu langweilen.

Sein Ende war traurig; er starb an einer qualvollen, höchst ekelhaften Krankheit, die alle seine Freunde von seinem Sterbelager verscheuchte. Jezt machen Viele es zu ihrem Geschäft, sein Andenken durch Aufdekkung der Flekken seines Karakters zu schänden. Mir scheint dies höchst lieblos. Nur sein Künstlerleben kann ein Gegenstand des öffentlichen Urtheils seyn; der Mensch gehört sich nur selbst an, und nur sein Gewissen mag ihn richten. Es gehört, wie ich glaube, zu den Eigenthümlichkeiten der Deutschen, neben jedem Triumpfbogen, der ihren ausgezeichneten Männern gesezt wird, einen Schandpfahl hinzustellen. Mir ist selten ein berühmter Deutscher vorgekommen, von dem nicht irgend wer ein Laster, eine Thorheit, oder wenigstens eine Schwäche zu erzählen wußte, selbst

Klopstock, Kant, Leibnitz nicht ausgenommen und mehrere davon, als Friedrich II. Joseph II., Wieland und andre, bewirft man so recht eigentlich mit Koth. Scheint es doch, als ob die Deutschen sich ihrer großen Männer schämen!

Kirchen.

Wer zum erstenmal nach Berlin kommt, wird in Hinsicht der Kirchen unangenehm getäuscht. Man hört von einer Domkirche und stellet sich natürlich ein prachtvolles, gothisches Gebäude vor, findet aber am Ende ein so jämmerliches, geschmakloses, modernes Machwerk, hinter einer imponirenden Facade, daß man den vergeblichen Gang bereuet, den man machte, um es zu sehen. Eben so sind die beiden Kirchen am Gensdarmen-Markt, die neben den zwei prunkvollen Thürmen stehen, höchst elend, und nicht im Mindesten zu den herrlichen Säulenpyramiden passend, die zu Berlins ersten Zierden gehören. Ein Wizling sagte mir, daß die Kirchen dieser beiden Thürme von den Franzosen nach Paris genommen, und dort abhanden gekommen wären.

Die katholische St. Hedwigs-Kirche, eine vollkommne Säulenrotunde, ist im rein antiken Geschmak, mit großer Pracht gebauet und vielleicht das fehlerfreiste Gebäude in Berlin. Die herrliche Bauart dieses Tempels fällt sogar neben dem schönen Opernhause auf, und bewährt sichtlich den Vorzug des reinen griechischen Styls vor dem modernen.

Wer die Meisterstükke des vortrefflichen Rohde bewundern will, der findet dazu in der Marien-Kirche die beste Gelegenheit, wo mehrere seiner gelungensten Stükke aufbewahrt werden. Kein neuerer Mahler kommt, so wie er, in Hinsicht des kräftigen Ausdruks, dem Rubens bei, dem er aber im Kolorit weit nachstehet, so wie er ihn in Korrektheit der Zeichnung übertrifft. Unter mehreren seiner Werke, hat mich eine Grablegung vorzüglich angesprochen, die so sinnvoll gedacht, als fleißig ausgeführt ist. Zu den auffallenden Künstlerlaunen gehört es wohl, daß er seinen Vater als Leiche auf dem Todtenbette liegend gemahlt hat. War der Künstler so fühllos, oder war es ihm ein Genuß, in seinem Schmerze zu wühlen? Für mich ist der Gedanke schauderhaft: als Sohn die erblaßte Hülle eines geliebten Vaters mahlen zu sollen.

Paulus in Korinth, von diesem Meister al fresco gemahlt, ist, wegen der herrlichen Apostel-Köpfe, ein schäzzenswerthes Stük, das aber durch die darauf fallenden Sonnenstrahlen schon anfängt, unscheinbar zu werden.

Ein Gemälde aus dem dreizehnten Jahrhundert, eine Flucht nach Egypten darstellend, in einem Winkel dieser Kirche befindlich, scheint den Blikken der Kenner entgangen zu seyn. Die Zeichnung der Figuren ist wie in allen Bildern aus jenem Zeitalter steif und inkorrekt, dagegen aber sind die Köpfe sehr schön und erheben das Bild zu einem Galerie-Stük.

Oper.

Die hiesige Oper behauptet noch immer ihre alte Vortrefflichkeit, die sie seit mehreren Jahren so berühmt gemacht hat; sie gewährt einen hohen Genuß, den man in Deutschland, Wien höchstens ausgenommen, nirgends in solcher Vollkommenheit haben kann. Doch gilt dies im strengsten Sinne genommen nur von den Stükken, die im großen Opernhause aufgeführt werden; mit den im Schauspielhause gegebenen, ist es nicht immer so ganz ohne Ausnahme der Fall. Die Theater-Direktion hat darin die Einrichtung getroffen, daß die sogenannten großen Opern, oder die, bei denen viele Verwandlungen, Aufzüge, Chöre, Statisten vorkommen, in dem Opernhause aufgeführt werden, wobei denn nichts gesparet wird, um die Darstellung so glänzend als möglich zu machen; dagegen die kleineren Opern, wozu nach dem hiesigen Maßstabe aber auch selbst Don Juan, Sargines und Johann von Paris zu rechnen sind, in dem Schauspielhause gegeben werden, bei deren Aufführung man sparsamer zu Werke gehet. Zwar giebt man zuweilen auch kleine neue Stükke im Opernhause, doch nur in dem Fall, wenn man einen außerordentlichen Zulauf erwartet.

Das Opernhaus gehöret, seiner innern Einrichtung nach, ohnstreitig zu den vollkommensten Gebäuden seiner Art; eine wahrhaft königliche Pracht ist mit dem größtmöglichsten Grad von Zwekmäßig-

keit verbunden, und alles berükſichtiget, um dem Zuſchauer einen reinen, ungeſtörten Genuß zu verſchaffen. Kein Zugwind beläſtigt, kein Knarren der Thüren ſtöret mich; die Verwandlungen gehen raſch, wie durch einen Zauberſchlag, von Statten, und kein Stokken der Maſchinerie unterbricht die Darſtellung. Die Beleuchtung iſt dem Prachtſaale angemeſſen, die Dekorationen ſind bezaubernd ſchön, und die Vollſtändigkeit und Präziſion des Orcheſters läßt nichts zu wünſchen übrig. Bei der Aufführung des Ferdinand Cortez, dieſer langweiligſten aller großen Opern, bei der ſich Spontini unverantwortlich gegen den guten Geſchmak verſündiget, habe ich einen richtigen Begriff von der ausnehmenden Größe der Bühne des Opernhauſes erhalten. In der Szene, wo Cortez dem Inka ein Feſt giebt, manövriren ſechs nicht kleine Schiffe im Hintergrunde, zwölf Spanier halten zu Pferde ein Ringelrennen, dreißig Tänzer führen ein Ballet auf, und das aus vielleicht hundert Perſonen beſtehende Gefolge ſtehet in ziemlicher Entfernung, und keineswegeſ gedrängt. Die Pracht der Darſtellung dieſer Oper, bei der die Nachtigallenſtimme der Dlle. Schmalz eine ungetheilte Bewunderung errang, erinnert an den Glanz der italiäniſchen Oper, die ehemals hier beſtand. Man ſagt, der König will dieſe in ihrer ganzen Vollkommenheit wieder herſtellen; aber es frägt ſich: ob dieſes ein Vortheil für die Kunſt ſeyn würde?

Theater.

Die goldne Zeit des berliner Theaters scheint vorüber zu seyn, denn seine Heroen haben es verlassen, und Ifflands Geist waltet nicht mehr über dem Ganzen. Man leistet einzeln oft noch das Vortreffliche, mehrere Rollenfächer sind vollkommen gut besezt; allein es ist kein Einklang, kein Ineinandergreifen bei den Darstellungen, deshalb ist keine Vorstellung ein vollendetes Kunstwerk mehr, und stets unterbricht stümperhafte Mittelmäßigkeit, und eine unverantwortliche Nachläßigkeit den Genuß, den die besseren Künstler durch ihr Spiel gewähren. So wurde ich in der Vorstellung von Kabale und Liebe, durch die vollendete Durchführung der Rollen der Luise und Lady Milfort, erstere durch Dlle. Maas, die andre von Mdme. Bethmann dargestellt, zur höchsten Rührung hingerissen, hingegen aber durch das ganz verfehlte Spiel der Madame Müller als Mutter, und eines Anfängers als Hofmarschall, um alle Illusion gebracht. Jene schien vom Fischmarkt, dieser von der Dreschtenne zu kommen.

Die Darstellung von Wallensteins Tod gemahnte mich und viele Berliner an den unvergeßlichen Fleck, der noch immer keinen würdigen Nachfolger auf der deutschen Bühne in seinem Rollenfach erhalten hat. Fleck trat nach einer langen Krankheit wieder als Wallenstein auf, und wurde mit einem unbeschreiblichen Jubel empfangen.

Er spielte zum Entzükken schön, doch blieb er in der lezten Szene, gewiß im Vorgefühl seines nahen Todes, seiner Rührung nicht Meister und die Worte: „Ich denke einen langen Schlaf zu thun ꝛc.," sprach er mit gebrochner Stimme und Thränen in den Augen. Es waren seine lezten Worte, denn er betrat die Bühne nie mehr und starb an den Folgen der Anstrengung, die er an diese Rolle verwendet hatte. So manches Jahr ruht er nun schon im Grabe, und doch war mir und dem ganzen Publikum jener rührende Moment des Scheidens gegenwärtig.

Freudenhäuser. Gelegenheitsmacherin.

Man bemerkt nicht mehr die Unsittlichkeiten, die früher unter den Linden, im Lustgarten, hinter dem Zeughause und an andern zu Treibung dergleichen Skandale bequemen Oertern vorgingen, dagegen sind die Säle und Madame B* noch immer sehr zahlreich besucht. Die abgeschmakte Sitte, auch ohne alle böse Absicht dorthin zu gehen, für schweres Geld einige schlecht bereitete Erfrischungen zu genießen, und Szenen der Verworfenheit mit anzusehen, scheint sich zu erhalten, und ein Berliner würde gegen die Artigkeit und Gastfreundschaft zu verstoßen glauben, wenn er einen an ihn empfohlnen Fremden nicht in einen solchen Venustempel führte. Indessen die Zeiten sind vorbei, in denen man mit Unsittlichkeit prahlte, daher wird die alberne Mode wohl auch ihr Ende erreichen.

Von der Nachsicht der berliner Polizei, giebt der gesegnete Fortgang des Gewerbes einer Gelegenheitsmacherin, einen rühmlichen Beweis. Diese gefällige Frau hält in der Friedrichsstraße, in einem elegant eingerichteten Lokale, einen Galanterieladen, der häufig von verheiratheten Damen besucht wird, die für Geld und gute Worte einen Ersaz der mangelhaften Kräfte ihrer Männer suchen. Junge Männer, die ihrer Börse auf diese Weise einen Zufluß verschaffen wollen, kommen in ein nebenstehendes Haus, welches durch eine verborgne Thüre mit dem Laden in Verbindung stehet. Sie werden unbemerkt den Damen gezeiget und erhalten sie Beifall, so bestellet man sie an einen dritten Ort, um Beweise ihrer Zärtlichkeit gegen Geld einzutauschen. Auch giebt Madame Abendgesellschaften, bei denen sich liebe- oder geldbedürftige Seelen kennen lernen, und ihre diesfalsige Werbungen machen können.

Anekdote.

Ein Geheimerath besuchte mit seiner Tochter das Schauspiel, und gab an dem lezten Orte seinem Bedienten den Auftrag, einen Miethswagen zu besorgen, da Regenwetter eingetreten war, und er in einer ziemlich weiten Entfernung von dem Schauspielhause wohnte. Die Vorstellung war früher beendigt, als der Bediente seinen Auftrag ausgerichtet hatte, doch da der Geheimerath eine leere Kutsche stehen sahe, so frug er den Kutscher: ob er viel-

leicht der von seinem Bedienten bestellte sey? und sezte sich mit seiner Tochter ein, als er eine bejahende Antwort erhielt. Der Kutscher fuhr sehr langsam durch abgelegene, dunkle Straßen, das Fahren nahm kein Ende, und schon fing der Geheimerath an, die Geduld zu verlieren, als der Fuhrmann still hielt und fragte: ob denn das Fahren noch nicht bald ein Ende nehmen solle? Der erstaunte Geheimerath, der sich in einem ihm unbekannten Quartiere der Stadt sahe, und eben diese Frage an den Fuhrmann hatte thun wollen, wurde nicht wenig überrascht, als es sich nach manchen Hin- und Widerreden ausmittelte, daß es hier Sitte sey, sich der Miethskutschen zu bedienen, um der Pandámos Opfer zu bringen, und daß der Kutscher geglaubt habe, ein solches Pärchen zu fahren.

Potsdam.

Man sollte glauben, diese Stadt wäre durch die Pest entvölkert, wenn man durch die prächtigen, menschenleeren Straßen fährt, die man für unbewohnt halten würde, wenn man nicht hie und da einen Gardisten erblikte, der wie ein Einsiedler zwischen den öden Häusermassen einherschreitet. In den Häusern selbst ist es um nichts lebhafter. In dem ersten Hotel der Stadt, im schwarzen Adler, war ich der einzige Fremde, und es kostete mir Mühe, einen Kellner aufzufinden, der mir ein Zimmer anwies. Um die Hälfte weniger prächtig würde Pots-

dam noch immer eine der schönsten Städte Deutschlands seyn, wäre sie nur weniger öde.

Sans-Souci. Der neue Pallast.

Der klassische Boden, auf dem einst Preußens größter König wandelte, und wo er auf seinen Lorbeeren ausruhte, war für mich zu anziehend, als daß ich nicht eine Wallfahrt dahin hätte machen sollen, obgleich ich die Sehenswürdigkeiten von früheren Zeiten her genau kenne. Wer nicht kalt gegen Menschengröße ist, der wird von heiliger Ehrfurcht ergriffen, wenn er den Ort betritt, wo einer der größten Sterblichen, die je gelebt haben, seine Riesenplane ausdachte und ihre Ausführung vorbereitete; wo er groß als König, liebenswürdig als Mensch und bewundrungswerth als Denker sich zeigte; wo er zum Verderben seiner Feinde, zum Segen seiner Völker thätig war, und in gleichem Grade furchtbar und beglükkend wirkte. Dort hinter jenen blauen Bergen flossen einst Millionen Thränen, von Unglüklichen geweint, denen seine Heereszüge allen Wohlstand geraubt hatten. Der Feldherr konnte der Stimme der Menschlichkeit kein Gehör geben, denn es galt die Erhaltung seines Staats, und darum mußte das schöne Sachsenland bluten. Hier neben seinem Ruhesiz klappert die Mühle noch, die mit ihrem störenden Geräusch aus seiner Nähe zu entfernen, ihm seine Gerechtigkeitsliebe nicht erlaubte. Wie liebenswürdig erscheint Friedrich

in dem Zuge mit der Mühle! Ein unumschränkter Monarch, vor dessen Macht große Völker zittern, erlaubt es sich nicht, einem halsstarrigen Müller gegen dessen Willen eine baufällige Mühle zu nehmen, die die Ruhe seiner Nächte störet, und zürnet dem Unsinnigen nicht, der eine dreifache Entschädigung ausschlägt. Kein Monument ehrt Friedrichs Andenken; es bedarf dessen aber auch nicht: die Mühle ist das schönste Denkmal von dieses Königes Größe.

Unter den antiken Büsten der römischen Kaiser, die um die Gräber der Hunde Friedrichs stehen, zeichnet sich die des Nero durch eine auffallende Aehnlichkeit mit Napoleon aus. Man hat Napoleon oft einen Nero genannt, öfter noch die Karakter-Verwandschaft beider bestritten; auch ich bin der Meinung, daß ihre Denk- und Handlungsweise sehr verschieden war, doch in Hinsicht ihrer Verachtung der Menschheit glichen sich die beiden Tyrannen allerdings, und diese ist in ihren Zügen sehr deutlich ausgesprochen.

Die prächtigen Marmorwände der Terrasse von Sans-Souci mit ihren kunstvollen Hautreliefs, fangen an, dem Zahn der Zeit nachzugeben. Eben so werden viele Bildsäulen, die um die Palläste und im Park stehen, durch den Einfluß der Witterung brüchig und mehrere davon fallen auseinander. Diese Vernachläßigung der prachtvollen Schöpfungen Friedrichs läßt schließen, daß man sehr

gleichgültig gegen das Andenken dieses großen Fürsten geworden ist. Freilich würde es kostspielig und mit Umständen verbunden seyn, die Unzahl von Marmorbildern, die hier vorhanden ist, während des Winters mit Kasten zu verdekken, aber es ist doch die einzige Art, sie zu erhalten. Warum überläßt man aus unzeitiger Sparsamkeit das der Vernichtung, was einst Millionen kostete? Doch vielleicht zog die thatenvolle Zeit die Aufmerksamkeit des Marschallamts auf nothwendigere Gegenstände hin. —

Die Zerstörungssucht der Franzosen hat sich auch hier in dem Ruhesiz des großen Königes ein schmachvolles Denkmal gestiftet, welches die rüksichtslose Roheit dieser neuen Vandalen um so deutlicher ausspricht, da Friedrich dieses Volk so sehr auszeichnete, und da es Kunstwerke eines französischen Meisters sind, an denen sie ihren Frevel verübt haben. Vor der Terrasse von Sans-Souci stehet nämlich ein Kreis von zwölf marmornen Götterbildern von Pelletier, die wegen der kunstvollen und mit dem mühsamsten Fleiße ausgeführten Arbeit allgemein bewundert werden. Sie sind eigentlich noch mehr Kunststükke, wie Kunstwerke zu nennen, denn der Künstler hat in dem spröden Stoff weiche, elastische Gegenstände wirklich bis zur höchsten Täuschung dargestellt. So hält unter andern eine Statue ein Nez, von dem es kaum zu begreifen ist, wie der Marmor so fein zu einzelnen Maschen ver-

arbeitet werden konnte. Von diesen Bildsäulen ist nicht eine einzige verschont geblieben, an allen sind Beschädigungen, und auch das erwähnte künstliche Nez ist zerbrochen.

Der sogenannte neue Pallast wäre wohl allein hinreichend, den Vorwurf zu widerlegen, den man Friedrich seines kleinlichen Geschmakkes wegen gemacht hat. Dieses Prunkgebäude enthält durchaus nichts Kleinliches, alles ist groß und königlich, und alles aufs genauste nach der eignen Idee des großen Königes ausgeführet worden. Dagegen ist das von Friedrich Wilhelm II. erbaute Marmorpalais wirklich geschmaklos, und der ungeheuren Summen nicht werth, die es gekostet hat. Sechs alte Invaliden von der Garde, noch aus Friedrichs Zeiten her, sind die einzigen Hüter des neuen Pallastes. Diese Greise waren für mich ein rührender Anblik. Die lezten Ueberbliebenen von der glänzenden Leibwache jenes mächtigen Monarchen, vom Alter gekrümmt: sie erwekten in mir eine wehmüthige Empfindung, und schienen wie Stimmen aus der Gruft der Jeztwelt zuzurufen: „Das ist das Loos des Großen auf der Erde!“ Die Idee, Friedrichs lezten Streitgenossen die Hut seines Pallastes anzuvertrauen, und sie hier zu versorgen, zeigt von dem Zartgefühl des jezzigen Königes, mit dem er das Andenken seines unsterblichen Vorfahren ehrt.

Dresden.

Die Verschiedenheit in der Bildung, im Karakter, im Betragen, in den Sitten und Eigenthümlichkeiten der Dresdner von den Berlinern ist so groß und so kontrastirend, daß man die Bewohner beider Städte kaum für stammverwandt, und zu Einem Volke gehörig halten sollte. Die Berliner sind lebhaft, geschwäzzig, zuvorkommend, absprechend; die Dresdner bedächtig, wortarm, zurükhaltend; jene stets für, diese gegen das Neue eingenommen. Der Berliner gefällt sich nur an öffentlichen Orten, der Dresdner nur in seinem Hause. Ersterer glänzt gern, der Andre genießt lieber unbemerkt; Jener ist ein Mann für das Leben und die Welt, Dieser für seine Familie und für sein Haus. Woher kommt wohl dieser Unterschied, bei der geringen Entfernung von zwanzig Meilen, in der beide Hauptstädte von einander liegen? Der verschiedene Geist der Höfe kann unmöglich diese Wirkungen hervorgebracht haben, sonst müßte man gerade bei den Dresdnern den Karakter der Berliner finden, und umgekehrt, da die Hofhaltung der sächsischen Regenten während des größten Theils des vergangenen Jahrhunderts weit glänzender war, als die der preußischen Könige. Die Bildungsmittel, die Erziehungs-Anstalten, die Genüsse in beiden Städten sind dieselben; Religion, Staatsverfassung, Erwerbsquellen, Nahrungsmittel sind gleichfalls der Hauptsache nach in beiden

Städten gleich: woher also dieser verschiedne Ton, diese Ungleichheit der Sitten? Ich getraue mir dieses Räthsel nicht zu lösen, so wie ich auch nicht zu entscheiden wage, welcher von beiden Residenzen in Hinsicht des Karakters ihrer Bewohner der Vorzug gebühret; denn beide haben ihre große Liebenswürdigkeiten, aber auch, wie alles Menschliche, ihre Schwächen. Einer Untersuchung wäre aber diese Frage wohl werth, deren befriedigende Auflösung tief in die Bildungsgeschichte der Deutschen neuerer Zeit eingreifen würde.

Wer das Glük hat, in die Familienzirkel eingeführt zu werden, der wird sich in Dresden sehr wohl befinden, denn man findet hier die Häuslichkeit in ihrer liebenswürdjgsten Gestalt und eine wahre patriarchalische Einfachheit, mit einer geläuterten Urbanität aufs Schönste vereint. Viel Herzlichkeit, Zutraulichkeit und innige Anhänglichkeit der Familienglieder gegen einander habe ich bemerkt, und diese Zutraulichkeit wird auch auf den in den Familienkreis eingeführten Fremden übertragen, wenn man ihn einer näheren Bekanntschaft werth gefunden hat.

Die Dresdner übertreffen die Berliner noch an Frugalität bei ihren Mahlzeiten: man kann kaum sparsamer dabei zu Werke gehen, wie sie. Einem Nordländer, der ohnlängst die vollen Tafeln seiner Landsleute verlassen hat, fällt dieses doppelt auf und wirklich, man muß sich erst an die hiesige Le-

bensart gewöhnt haben, um die hier herrschende einfache Bewirthung nicht ärmlich zu finden.

Russische Verwaltung in Dresden.

Man ist im Allgemeinen mit der russischen Verwaltung Sachsens unzufrieden; mit welchem Recht wage ich nicht zu entscheiden: gewiß aber ist es, daß unter den traurigen Verhältnissen, die in dem Lande seit dem lezten Kriege obwalteten, und die zum Theil noch statt finden, es über menschliche Kraft gehet, sich die Zufriedenheit der Menge zu erwerben. Löblich ist der Eifer, den Fürst Reppnin bei Wiederherstellung der gesprengten Brükken-Bogen anwendet, die bereits ihrer Beendigung nahe sind; doch daß man den Kaiser Alexander in pomphaften Worten den Wiederaufrichter des Kreuzes auf der Brükke nennet, heißet den Karakter dieses edeln Monarchen verläumden, der gewiß weit entfernt davon ist, sich allein ein Verdienst zuschreiben zu wollen, das er mit den andern Mächten theilet. So schadet oft eine übereilte Dienstgeflissenheit der Diener, indem sie die Ehre ihres Herrn erhöhen wollen. Kann die Nachwelt, durch diese Inschrift veranlaßt, den großmüthigen Alexander nicht eines Ehrgeizes beschuldigen, der so fern von seinem Karakter ist?

Am Aufgange zum Brühlschen Gartenpalais, hat der Gouverneur eine schöne, vierzig Stufen hohe, Terrasse von Sandstein bauen lassen, die

eine wesentliche Verschönerung dieser Gegend der Stadt ist. Demohngeachtet ist man auch hierüber unzufrieden, und findet es unzwekmäßig, Geld zu Verschönerungen in der Zeit anzuwenden, wo das so hart mitgenommene Land aus tausend offnen Wunden blutet, die zu heilen die Staatseinkünfte unzureichend sind. So ganz grundlos scheint mir dieser Vorwurf nicht, wenn ich bedenke, wie viele zerstörte Bauerwohnungen, die noch gegenwärtig im Schutt liegen, wohl mit der Summe hätten bewohnbar gemacht werden können, die diese Terrasse zu erbauen kostet. Die Künste dürfen nur da verschönernd walten, wo keine Kummerthräne fließet, wo nicht der drükkende Mangel seine schaudererregende Gestalt zur Schau trägt; sie sind Kinder des Ueberflusses und sprechen dem Unglük Hohn, wenn sie mit diesem zusammen treffen.

Die Bildergallerie.

Es ist schon viel über die unermeßlichen Kunstschäzze geschrieben worden, die die dresdner Gallerie enthält; mag es doch. Jeder hat seine eigne Ansicht und seinen eignen, von künstlerischen Regeln unabhängigen, Maaßstab des Gefallens, daher stimmen die Urtheile verschiedner Personen über einen und denselben Gegenstand aus dem Gebiet der schönen Künste so selten überein. Was Einen hinreißet, läßt den Andern kalt; dieser wird entzükt von der mühsamen Künstlichkeit eines Den-

ner, jener würdigt sie kaum eines Blikkes, und wird nur von Rubens kräftigem Pinsel angezogen; der eine bewundert Rembrands Schatten-Tinten, der andre Bauren Breugels treue Nachahmung der Natur, ein Dritter wird gefesselt von van der Werfts Eleganz. Auch der Kenner, der den Grund seiner Empfindungen in der richtigen Anwendung künstlerischer Regeln finden kann, ist demohngeachtet nicht immer im Stande, sich Rechenschaft von dem Interesse abzulegen, daß er, abgesehen von Grundsäzzen der Kunst, an einem oder dem andern Stükke nimmt, daher können verschiedene Meinungen und Urtheile über Kunstwerke, in so fern sie nur auf den Empfindungen beruhen, die ihr Anblik bei uns hervor gebracht hat, wohl neben einander bestehen: den Liebhaber werden sie unterhalten, wenn sie gleich den Kenner nicht befriedigen.

Wer nicht wenigstens, während eines ganzen Monats, täglich ein paar Stunden auf der Gallerie zubringen kann, der sollte darauf Verzicht leisten, alle Gemälde zu besehen, und sich damit begnügen, einige Hauptstükke zu beschauen; denn es ist weder ein Genuß noch unterrichtend, in wenigen Stunden diese Welt voll Bilder mit flüchtigem Blik zu durchlaufen. Ein Gegenstand verdrängt den andern, man hat am Ende eine Menge bunter Farben gesehen, und in der Erinnerung bleibt kein deutlicher Umriß, viel weniger noch eine klare Vor-

stellung irgend eines Kunstwerks zurük. Wer Herr seiner Zeit ist, der fange doch mit den Niederländern und mit den Meistern aus der flamländischen Schule an, er beschaue jeden Tag nur wenig, und, wo möglich, Bilder über gleiche oder ähnliche Gegenstände; wobei die Vergleiche, die man zwischen der Behandlungsart eines Vorwurfs von verschiedenen Meistern anstellet, so belehrend unterhaltend sind. Ich habe meine Schaulust zuerst an Thierstükken und Landschaften befriedigt, hierauf sah ich blos Porträts, und endlich ging ich zu den Gruppen und historischen Stükken über. Nachdem ich mit den Niederländern und Deutschen fertig war, fing ich an, in den Meisterstükken der Wälschen zu schwelgen, aber nun sahe ich von jenen auch durchaus nichts mehr, und ich glaube, daß für den, der nur Kunstliebhaber ist, ohne Kenner zu seyn, dieses die beste Weise sey, die unendlichen Kunstschöpfungen zu genießen. Niederländer und Italier zu einer und derselben Zeit sehen, heißt sich um allen Genuß bringen, denn die so sehr von einander abweichende Manier dieser Schulen von jenen, machet es, daß man, bei gleichzeitiger Beschauung beider, leichter ihre Mängel, wie ihre Schönheiten entdekt, und nie einen tiefen Eindruk von einzelnen Meisterstükken erhalten kann. Die Arbeiten der Niederländer sind Musivstükke, bei denen man den unendlichen Fleiß bewundert, den sie den einzelnen Theilen widmeten, ein italisches Stük ist ein Tempelbau,

das durch seinen Total-Eindruk hinreißet. Erstere sind dadurch schön, daß sie die Natur mit der höchsten, gewissenhaftesten Treue darstellen, leztere sind nur als Ideale vollkommen. Die Mehrzahl der Niederländer entzükt, die der Wälschen ergreift und bezaubert; von jenen wird die Menschheit lieblich angesprochen, mit diesen schwingt sich der Geist zu den Regionen des Göttlichen: beide sind schön, doch auf verschiedene Weise.

Die deutsche Schule steht in ihrer schönen Eigenthümlichkeit da, und zeiget in den wenigen vorhandenen Werken ihrer drei Meister, was sie hätte werden, zu welcher Vortrefflichkeit sie sich hätte empor schwingen können, wenn günstigere Umstände über Deutschland gewaltet hätten. Zur eigentlich deutschen Schule kann man aber in dieser Galerie nur immer das große, gleichzeitige Kleeblatt Dürer, Holbein und Cranach zählen; die späteren Meister bilden keine besondre Schule, und nähern sich mehr oder weniger den Italiänern, oder den Niederländern. Der kräftige Ausdruk ihres Pinsels, und dessen zarte Züchtigkeit, zeichnen sie aus, so wie eine ergreifende Wahrheit und oft eine kindliche Lieblichkeit zu ihren Vorzügen gehören. Das wundervoll lebhafte Kolorit, was Holbeins Bilder in Basel und Lübeck auszeichnet, findet man in seinen, in dieser Galerie befindlichen, Stükken nicht in einem so vorzüglichen Grade. Ich komme zu dem Einzelnen, was mich unter so vielem Vor-

trefflichen vorzüglich anzog, doch bemerke ich, daß ich nicht als Kenner, sondern nur nach dem Eindrukke urtheile, den jene Meisterwerke auf mich machten.

Das Brustbild Heinrichs VIII., von Hanns Holbein, enthält dessen Karakter so deutlich ausgedrükt, daß man bei dem Anblik des Bildes in der Lebens- und Regierungsgeschichte dieses Despoten zu lesen glaubt. Der dreiste, kühne, beinahe freche Blik zeigt von seinem rüksichtslosen Eigenwillen; der wollüstige Zug im Gesicht, die breite Stirn, die feine, etwas aufgeworfne Lippe, alles legt seinen Karakter offen zu Tage. Das Ganze ist sehr sauber gemahlt.

Maria mit dem Jesuskinde im Arm, vor ihr knieend ein Bürgermeister von Basel mit seiner Familie, von eben diesem Meister. Dieses Bild ist wohl ohnstreitig eines der vollkommensten Kunstwerke der deutschen Schule, die vielleicht nicht ein zweites von ähnlicher Vortrefflichkeit aufzuweisen hat. Welche hinreißende Wahrheit, welch ein seelenvolles Leben ist in allen Gesichtern: man siehet ihre Lippen sich bewegen, man höret das Gebet der Familie, und in unaussprechlicher Anmuth, in wunderbarer Lieblichkeit strahlet die Gottesmutter mit ihrem himmlisch schönen Kinde. Die zarte Anmuth eines nakten Bübchens, das neben der betenden Familie steht, ist unbeschreiblich und die holde Unschuld des Knaben rührend schön.

Rubens spricht mich seiner Vortrefflichkeit ohngeachtet nicht vorzüglich an. Ich bewundre das glänzende Kolorit dieses Meisters, die große Kraft seines Ausdruks flößt mir Achtung für ihn ein, und die Menge seiner Arbeiten erregt mein Staunen; aber die mehresten seiner Stükke lassen mich kalt. Ist es die unbegreifliche Verzeichnung der Figuren, die sich dieser Künstler zu Schulden kommen läßt, oder ist es die ewige Wiederholung der Kopirung seiner Frauen, oder sind es die derben, ungestalteten Fleischmassen, was mir den Genuß seiner Werke verleidet: ich weiß es nicht, doch selten nur werde ich von seinen Arbeiten angezogen. Szenen aus der Passionsgeschichte und Porträts gefallen mir von ihm am besten.

Ein Gleiches begegnet mir mit den Stükken des Ritters van der Werf. Die Eleganz, der Farbenschmelz, die korrekte Zeichnung, alles dieses ist unübertreffbar; seine Karnation ist vollendet, dennoch aber kann ich bei seinen Gemälden es nicht für einen Augenblik vergessen, daß ich vor einem Bilde stehe. Ich sehe ein Kunstwerk, aber keine Schöpfung; der Geist, das warme Leben fehlt, und stets denke ich mir den Künstler mit seiner Pallete neben seinen Stükken.

Franz van Mieris und Gerhard Douw sind meine Lieblinge. Beide sind keine Dichter; nichts ist bei ihnen Ideal, aber sie ahmen die Natur so treu nach, und zeigen bei der Auswahl der

Gegenstände ihres Pinsels viel Geschmak, und eine so richtige Ansicht des Wirksamen und Anziehenden, daß ihre Arbeiten, die sich überdem durch eine sehr sorgfältige Ausführung auszeichnen, sich des Beifalls der Kunstliebhaber unwiderstehlich bemeistern. In Hinsicht der Beleuchtung scheint mir Douw vor Mieris den Vorzug zu verdienen. Ein Nachtstük von ihm, ein Mädchen am Fenster stehend, und nach einer Weintraube greifend, die sie mit einem Lichte beleuchtet, darstellend, ist in dieser Art ganz einzig schön.

Rembrand, dieser originelle Künstler, der seinen Pinsel in die Schatten der Nacht selbst getaucht zu haben scheinet, hat meine Aufmerksamkeit lange gefesselt, obwohl nur wenige seiner Hauptstükke hier vorhanden sind. Das sprechende Leben seiner Köpfe, die Wärme seines Kolorits, die wundervolle Beleuchtung, die ganz einzige Behandlung des Schattens, zeichnen diesen Meister vorzüglich aus und die vielen mißlungnen Nachahmungen seiner Manier beweisen, wie unerreichbar in seiner Art er ist. Sein Ganimed ist nicht sowohl als Kunstwerk, als wegen der drolligen Idee des Mahlers merkwürdig. Er stellt ihn in dem Moment der Entführung, als einen unförmlich dikken, weinenden Buben dar, der aus Angst das Wasser von sich läßt.

Manoah und seine Frau betend bei einem Opfer, von ihm, ist ein Stük von ganz vorzüglichem

Werthe. Der fromme Glaube, die beglükkende Gewißheit der Erhörung ihres Gebets ist wahr und innig ausgedrükt.

Das Fest des Ahasverus von diesem Meister, ist sein Triumph Hinsichts der Beleuchtung.

Die Venus des Titian, eigentlich eine Abbildung der Geliebten Philipps II., wird für ein Hauptstük dieses Meisters gehalten. Sie ist sehr schön, das warme, lebendige Kolorit ist die Natur selbst; dennoch würde ich der gegenüber hängenden Venus des Guido Reni, meiner Empfindung nach, den Preis ertheilen. Titian mahlte das schöne Weib mit den höchsten körperlichen Reizen begabt, Guido die Göttin in ätherischer Schönheit; bei jenem Stükke schwelgt die Sinnlichkeit, bei diesem wird das Gefühl angesprochen. Titians Venus möchte man umarmen, die des Reni anbeten. Titian scheint sich in nakten Venusbildern gefallen zu haben: ich kenne bereits vier von ihm. Eine davon ist im berliner Schloß, zwei sind in der darmstädter Galerie befindlich, und noch eine außer dieser ist hier. Die eine in Darmstadt, auf einem rothen Sammetpolster liegend dargestellt, scheint mir doch die gelungenste zu seyn.

Christus und die Pharisäer, von Titian, gehört wohl zu dem Vorzüglichsten, was diese Sammlung aufzuweisen hat. Die Göttlichkeit in dem Gesichte des Christus auszudrükken, ist eine Aufgabe, die auch von den vorzüglichsten Meistern selten

befriedigend gelöset wird, doch hier siehet man die höchste Vollendung eines Ideals des Gottmenschen.

Als ein würdiger Darsteller des Heiligen und Göttlichen, bewährt sich auch der in seiner Art unübertreffliche Guido Reni. Welche Würde, welche Reinheit strahlt von seinen Heiligenköpfen! und welche wundervolle Erhabenheit, welche Ehrfurcht gebietende Größe mit himmlischer Milde gepaart, leuchtet aus seinen Christusbildern, die die Haupt- und Lieblingsarbeit dieses Meisters gewesen zu seyn scheinen! Bemerkenswerth ist es, daß er sich bei seinen Christusköpfen auch nicht in einem einzigen Gedanken wiederholt. Es sind in dieser Galerie wenigstens sechs Stük davon vorhanden; alle sind von der höchsten Schönheit, doch einander im mindesten nicht ähnlich.

Ueber den Liebling der Grazien, über den unsterblichen Mahler der Anmuth und Lieblichkeit, über den vortrefflichen Allegri kann wohl nur Eine Meinung allgemein herrschend seyn, nämlich die, daß er unerreichbar ist. Bei der hohen Lieblichkeit, bei der bezaubernden Schönheit seiner wundervollen Gebilde, wird der Beschauer von Entzükken hingerissen und unfähig, das Einzelne ruhig zu beobachten, denn das vollendete Ganze füllt die Seele mit Staunen und Bewunderung. Wer vermag es zu entscheiden, was hier den Vorzug verdient: Zeichnung, Ausdruk, Kolorit, Drappirung, Gruppirung oder Beleuchtung? alles ist gleich vol-

lendet, gleich unübertreffbar. Die sanfte Verschmelzung der Farben, die zauberische Wirkung der Halbtinten trifft man bei keinem Gemälde eines andern Meisters mehr an; die hohe Schönheit seiner Madonnen ist eben so einzig; doch welcher Theil seiner Gemälde ist weniger vollkommen? Er durfte vor Rafaels Meisterwerke, im Bewußtseyn seines unendlichen Talents, hintreten und ausrufen: „Anch' io sone pittore!“ aber: wer darf es noch nach ihm? Und dieser große Mahler mußte sein Meisterwerk, die berühmte Nacht, für zwanzig Thaler Kupfergeld verkaufen, und mußte es Meilenweit auf dem Rükken tragen, bis er es los wurde! Wie sehr beweiset diese Thatsache nicht, daß das wahre Genie auch unter den ungünstigsten Umständen sich zur Meisterschaft empor schwingt? Hätte Corregio eine seinen Talenten würdige Unterstüzzung gefunden, vielleicht hätte er länger gelebt, und mehrere Arbeiten vollbracht, es frägt sich aber: ob er im Schooße des Ueberflusses je eine Nacht hervorgebracht haben würde?

Die heilige Magdalena von ihm, hat vor allen seinen Stükken dem großen Friedrich gefallen, der sie auch hat kopiren lassen. Dieses Bild ist ganz ungemein zart und lieblich; die stille, fromme Gottergebenheit, die ruhige, innre Beschauung kann nicht wahrer und inniger ausgedrükt werden, und man empfindet, indem man es betrachtet, gleichsam selbst den Seelenfrieden, der von der Heiligen zu-

rük strahlet. Ein himmlischer Glanz scheint von dem holden Gesichte zu leuchten: man fühlet selbst einen Trieb zur Andacht. Mehr aber noch ergreift seine berühmte Nacht. Hier siehet man die himmlische Liebe in menschlicher Gestalt zur Erde herabgestiegen, in dem Bilde der Gottesmutter, die mit einer unendlichen Fülle von Zärtlichkeit auf das Jesuskind blikt. Kein Sonnenglanz, kein Mondenlicht, kein Kerzenschein; nein, der ätherische Körper des göttlichen Knaben beleuchtet das Gemälde, und wirklich scheint die Beleuchtung überirdischer Art zu seyn. Dieses wundervolle Licht auf die Leinwand hinzuzaubern, gelingt einem Sterblichen nie wieder. Sein heiliger Georg, sein heiliger Sebastian, sein heiliger Franz, alle nach den darauf befindlichen Heiligen so genannt, obwohl bei jedem dieser Stükke die Madonna die Hauptfigur ist, sind in ihrer Art nicht minder schön, doch bleibt die Nacht sein Triumpf, und in jeder Hinsicht das Vollkommenste, was dieser Meister je gemacht hat.

Von stummer, staunender Bewunderung durchdrungen, zur Anbetung hingerissen, blikke ich auf des göttlichen Rafaels göttliche Madonna. Nur eine fromme, heilige Begeisterung konnte, Unsterblicher! Deine Seele der Erde entrükken, und sie vor den Strahlenthron der Mutter des Herren stellen, damit Du von ihrem Anschauen beseeliget, ihr eignes wahres Bild zur Erde herab brachtest, und es

den Sterblichen zeigtest. Es ist kein menschliches Bild, es ist das Göttliche selbst, in der reinen Strahlenglorie der Vollkommenheit, wie es dem Sterblichen sichtbar werden kann: wie ich einst im Reiche des Lichts die Heilige wieder zu sehen hoffe. Die menschliche Gestalt ist hier verklärt, alles Irdische, Unvollkommne ist davon geschieden, und die Heilige stehet in der ganzen Erhabenheit der Himmelskönigin da. Dieses Gefühl spricht sich deutlich in dem betenden, heiligen Sixtus aus, und ein gleiches ergreift jeden nicht Fühllosen, bei dem Anblik dieses Wunderbildes.

Wer die Meisterstükke Corregio's und dieses einzige Himmelsbild gesehen hat, der verlieret alle Lust, noch etwas andres auf der Galerie zu beschauen; ich wenigstens konnte mich erst nach einem Zwischenraum von mehreren Tagen bestimmen, den andern Bildern wieder einige Aufmerksamkeit zu widmen.

Die Rüstkammer.

Es giebt kein zwekmäßigeres Mittel, die Begeisterung, in die man durch die Beschauung der Kunstwerke auf der Bildergallerie und im Antiken-Kabinet gerathen ist, herabzustimmen, und in kaltes, nüchternes Nachdenken zu verwandeln, als wenn man kurz darauf die Rüstkammer besucht. Ist man dort durch das schöne Streben des menschlichen Geistes, das Herrliche, Hohe zu erreichen, auf der

Bahn sittlicher Vollkommenheit fortzuschreiten und das Leben durch die Kunst zu schmükken, erfreuet worden, so wird man hier durch das Bestreben der Menschen aller Zeitalter und aller Zonen, Werkzeuge, sich das spannenlange Daseyn abzukürzen, zu erfinden, zu den niederschlagendsten Betrachtungen veranlaßt. Von dem Maschinendolch des zivilisirten Wälschen, so kunstvoll eingerichtet, daß dem Verwundeten durch einen Druk einer Feder der Leib aufgeschlizt wird, bis zu dem Giftpfeil des rohen Indiers, von dem Schlachtschwerd des kampfgewohnten Römers, bis zu des Chinesers unbehilflicher Waffe, findet man hier alle Werkzeuge des Mordes in einer seltenen Vollständigkeit versammelt, und den traurigen Beweis, daß unter allen Umständen und unter allen Himmelsstrichen der Mensch derselbe mordlustige Tyrann bleibet, der sein Nachdenken anstrengt, um Maschinen zu erfinden, mit deren Hilfe er das Blut seiner Brüder vergießen kann.

Sind dieses Werkzeuge eines Geschlechts, das mit seiner Gottähnlichkeit prahlt? Der stolze Herr der Schöpfung sinnet darauf, wie er am sichersten das tödtliche Geschoß in das Herz seines Bruders senken kann; der fromme Mönch beschäftigt sich in seiner stillen Zelle damit, seine fluchwürdige Erfindung des Pulvers zum Tödten anzuwenden, und schmiedet mit eigner Hand das erste Gewehr! O hört auf, mit eurer Gottähnlichkeit zu prahlen!

die Verworfenheit ist eurer Erbtheil und nur zum Fluch wurden eure Geisteskräfte euch gegeben, da ihr sie einander zu verderben anwendet!

Ich beneide den um seine gute Laune, der ohne Aerger diese Waffensammlung ansehen kann, er wird so leicht durch nichts unangenehm ergriffen werden. Wer aber mit Wohlbehagen, oder gar mit Lust, den Blik unter diesen Mordinstrumenten ergehen läßt: nein, den beneide ich nicht, denn ein fühlloses Herz zu haben, ist kein Glük, und fühllos im hohen Grade muß der doch seyn, den hiebei kein Schauder befällt.

Gleichsam, als wenn es nicht hinreichend wäre, der menschlichen Grausamkeit ein Denkmal zu sezzen, so ist man auch bemühet gewesen, die Thorheit zu verewigen; denn sehr sorgfältig sind die Prachtgeräthschaften aufbewahret, deren man sich bei Augusts II. verschwenderischen Festen bedienet hat. Mit welchen kleinlichen, kindischen Spielereien hat sich dieser ehrgeizige Fürst beschäftiget? was soll man von seinem Verstande, bei seinen Turnieren und Maskeraden denken? Doch hat mich eine Art von Schmuk dieses prunkliebenden Monarchen belustigt, die man schwerlich widersinniger denken kann; es ist eine Probe von dem verdorbnen Geschmak jener Zeit. Man zeigt nämlich ein paar Strümpfe von ächtem Golddrath vor, die August II. auf seinem Hochzeitsfeste getragen hat. Sie sind beinahe so unbiegsam, wie die eisernen

Kettenhemden, deren man sich im Mittelalter statt des Panzers bediente. August II. muß nichts von der Mode einiger mohrischen Könige gewußt haben, die sich die Haare mit Goldstaub pudern lassen, er würde sie gewiß, wäre sie ihm bekannt gewesen, eingeführet haben.

Die Bildsäule August II.

Es ist schwer, eine ernsthafte, befriedigende Antwort auf die Frage zu finden: warum man August II. die Statue in der Neustadt gesezt hat? Ein großer Fürst, ein Beglükker seines Volkes war er nicht; einen ausgezeichneten Kriegesruhm, der ihn zum eigentlichen Helden stempelte, hat er nicht erworben; Künste und Wissenschaften beförderte er nur in so fern, als sie seiner Sinnlichkeit schmeichelten; überhaupt ich finde in der Geschichte seiner Regierung kein wesentliches Verdienst, das er sich um sein Land erworben hat. Vielmehr hat er den Schaz geleert, unnöthige Schulden auf seine Erbstaaten gehäuft, sie in einen unnüzzen Krieg verwikkelt und das Blut seiner treuen Sachsen für eine ihnen ganz fremde Sache versprüzt. Gewiß waltete bei Errichtung dieses Standbildes wohl nur allein die Absicht ob, den Plaz zu verzieren, doch auch diesen Zwek hat man nur unvollkommen erreicht, denn den durch so viele Meisterstükke der plastischen Kunst an das Schöne gewöhnten Dresdnern, kann dieses so ganz mißrathne Werk nicht

anders, als widerlich seyn. Schon ist es immer ein Mißgriff, einen Moment der Bewegung durch ein plastisches Kunstwerk darstellen zu wollen, was hier der Fall ist, denn das Pferd ist im Ausgreifen gebildet; überdem aber ist die Haltung des Reiters sehr fehlerhaft, und bei dem Körper des Pferdes hat der Meister gegen alles Verhältniß gesündiget. Wie ganz anders nimmt sich die Statue des großen Kurfürsten auf der langen Brükke in Berlin aus! Wollte man aber den Werth beider Regenten durch ihre Standbilder ausdrükken, so hätte man bei deren Verfertigung nicht passender verfahren können. Augusts Statue ist übergoldet, auf einem hohen Gestell, in der Stellung eines Kunstreiters; Friedrich Wilhelms Bildsäule dagegen nur bloße Bronze, in ruhiger Haltung; dort Glanz und Schimmer, doch alles Einzelne höchst fehlerhaft; hier Kunstwerth, doch ohne alle überflüßige Pracht.

Das Königreich Sachsen und die Sachsen.

Sachsen enthält in seinen Grenzen so viel Merkwürdiges und Sehenswerthes, daß ich nicht anstehe, ihm darin den Preis vor allen deutschen Ländern zuzuerkennen. Der Liebhaber der Natur findet bei Pilnitz, Königstein, Tharant, überhaupt in der sächsischen Schweiz, so wie bei Dresden, Meissen eine solche Mannichfaltigkeit von entzükkend schönen Gegenden und Ansichten, daß er sich nur schwer von dem reizenden Lande trennet; der Kunstfreund

findet in Dresden Beschäftigung und Unterhaltung für eine Lebenszeit, und das Vollendetste, was die schönen Künste geschaffen haben, in staunenswerther Menge gesammelt; der Bewunderer der menschlichen Thätigkeit, wie der Technologe und der Statistiker endlich kann zu seinen Beobachtungen keinen interessanteren Punkt in Deutschland, vielleicht in ganz Europa finden, als das sächsische Erzgebirge. Ohne ungerecht gegen andre deutsche Völker zu seyn, darf ich ferner behaupten, daß die Masse wesentlicher wahrer Aufklärung und Bildung nirgends so groß ist, als bei den Sachsen; so wie sie an Biederkeit, Herzensgüte und wahrer Deutschheit keinem Volke nachstehen. Man mag die Gesellschaften der Vornehmen oder die Zirkel des Mittelstandes besuchen, oder sich unter die niedrigen Stände mischen, allenthalben wird man durch eine der Vernunft gemäße Denk- und Handlungsweise, durch lichtvolle, gewiegte Urtheile, und durch eine allgemein verbreitete Bildung des Geistes und des Herzens wohlthuend angesprochen: überall findet man unterrichtete, denkende, gesittete Menschen, und eine auf Grundsäzzen beruhende Humanität vorherrschend. Daß unter dem stiftsfähigen Adel noch hie und da Steifheit und Kastengeist angetroffen wird, ist leicht zu übersehen, da es mehr hergebrachte Sitte als Stolz und Rangsucht ist: denn nie macht der Adel seine Vorzüge gegen den Bürgerstand auf eine für diesen beleidigende Weise geltend.

Bei so vielen wesentlichen Vorzügen dieses herrlichen Landes und seiner biedern Bewohner, wird man um so inniger von dem unaussprechlich harten Schiksal ergriffen, das hier in der neusten Zeit obgewaltet hat. Ueberall findet man Verwüstungen, überall, wohin das Auge auch blikt, die blutigen Spuren des grausamen Krieges und Trümmer, wo einst ein hoher Wohlstand blühete. Ich habe die Gegenden Polens und Rußlands gesehen, die der Schauplaz des Krieges waren, aber dort sind seine Folgen lange nicht so verderblich wie hier. Die hölzerne Hütte des Sarmaten ist sehr bald wieder hergestellt, sein einfacher, armseliger Hausrath leicht wieder angeschafft, und in ein paar Jahren, während denen er seinen Fleiß etwas mehr als gewöhnlich anstrengt, hat er seinen Verlust ersezt und vergessen. Nicht so in Sachsen, wo die Einwohner auf einer so hohen Stufe der Kultur stehen: ihr Verlust ist dauernder. Ihre Wohnungen, bequem und mit Aufwand gebauet, sind nicht so leicht hergestellt, sie sind an eine Menge Bedürfnisse gewöhnt, die ihnen jezt fehlen; ihre Habseligkeiten waren von Werth und machten einen bedeutenden Theil ihres Reichthums aus, daher gehören viele Jahre voll Anstrengung und Entbehrungen dazu, um den Schaden gut zu machen, den dieser Krieg angerichtet hat.

Dennoch aber ist es für den Menschenfreund erfreulich zu bemerken, wie jeder sich anstrengt, wie

alle Hände beschäftigt sind, um die Spuren der Verheerung zu vertilgen, die verwüstete Heimath wieder in den Stand zu sezzen und den vernichteten Wohlstand aufs Neue zu begründen. Es ist gleichsam das Ringen der Menschheit mit dem Schiksal, und hier, mit mehrerem Grunde wie sonst, ein der Götter würdiges Schauspiel; denn hier wird die Menschheit siegen. Alles Elends ohngeachtet, das in so unermeßlicher Fülle über dies Land ausgegossen worden ist, trifft man hier nirgends auf Bettler, aber überall auf arbeitende Menschen, die beschäftigt sind, sich wieder einzurichten.

Halle.

Auch die vortreffliche Stiftung des menschenfreundlichen Schwärmers Franke, ist in diesem grausamen Kriege nicht verschont geblieben; das Waisenhaus war zum Lazareth eingenommen, und noch gegenwärtig ist die Wiederherstellung lange nicht beendigt: denn die größere Hälfte des Gebäudes stehet noch wüste. Hätte die westphälische Regierung länger bestanden, so wäre das Waisenhaus ohnfehlbar eingegangen, denn man hatte sich schon aller seiner Fonds bemächtiget, und die Zahl der Knaben war bedeutend verringert. Wie rüksichtlos ist diese heillose Regierung gegen ihre Unterthanen verfahren. Sie hat in ihrer kurzen Dauer mehr Böses gestiftet, als ein ganzes langes Menschenalter wieder gut machen kann.

Halle mit seinen freundlichen Umgebungen ist gegenwärtig unbeschreiblich öde, da keine Soldaten und nur wenig Studierende hier sind. Die hier herrschende Armuth ist groß, der Wohlstand der mehresten Einwohner ist zu Grunde gerichtet, und schwerlich wird diese Stadt wieder zu ihrem alten Flor gelangen, da die Universitäten zu Berlin und Breslau ihr einen so großen Abbruch thun.

Giebichenstein.

Die reizende Aussicht von Giebichenstein verdient wohl mehr den Besuch der Reisenden, als die armselige Trümmer mit ihrer fabelhaften Geschichte. Man zweifelt in neuern Zeiten daran, daß Ludwig den kühnen Sprung wirklich gethan habe, ich halte es selbst für unwahrscheinlich, doch aus einem andern Grunde, als man gewöhnlich dagegen anführet. Man findet nämlich die Entfernung der Saale zu groß von dem Felsen, als daß Graf Ludwig durch einen Sprung sie hätte erreichen können; doch zeigt das flache angeschwemmte Erdreich, daß sie in früheren Zeiten näher an der Burg floß. Ich frage aber: warum durfte er den halsbrechenden Sprung wagen, da es weniger gefährlich war, den Felsen hinab zu klettern? Hatte man ihm einmal das Fenster offen gelassen, so war es bei der Beschaffenheit des Felsens für ihn leicht möglich, zu entkommen, ohne daß er nöthig hatte, zu springen. Von D. Reils Weinberge ist die Aussicht doch noch weit

umfassender und anziehender, als von Giebichenstein, auch ist dieser Weinberg — auf dem aber keine Weinstökke anzutreffen sind — wegen des einfachen Grabmals des berühmten Reil, das in einer Felsengrotte befindlich ist, wohl eines Besuches werth. Die Salzwerke in Halle gehören zu den reichsten in Deutschland, denn täglich werden 2400 Scheffel Salz gewonnen, wovon der Stadt ein Drittel, zwei Drittel aber dem Könige gehören. Die Sohle enthält 75 Prozent Salz.

Magdeburg.

Die Umgebungen dieser Stadt sind alle zerstört, und alles in der Art der Erde gleich gemacht, daß die ganze fruchtbare Gegend das Ansehen einer Wüste hat. Wie schwer wird es in dieser so ganz holzleeren Landschaft werden, den Schaden zu ersezzen, den die Belagerung hier angerichtet hat. Auch das prachtvolle Zeughaus ist bis auf die Mauern ausgebrannt und stehet nun als eine traurige Ruine da.

Der Dom.

Der Dom, der sowohl seiner schönen altdeutschen Bauart, als seiner historischen Merkwürdigkeit wegen, die größte Sehenswürdigkeit Magdeburgs ist, hat mir einige genußvolle Stunden gewähret. Die Eilfertigkeit des Küsters wollte mich mit einer flüchtigen Uebersicht seiner Merkwürdigkeiten abfertigen, indessen ich vermogte den Geschäftigen, daß er mich

darin verschloß, und so brachte ich einen ganzen langen Nachmittag in diesen ehrwürdigen Hallen zu. Man hat längst die Meinung früherer Schriftsteller widerlegt: daß im Mittelalter die Künste geschlummert haben und nur eine rohe Barbarei vorwaltend war. Wie war es auch nur möglich, bei der Existenz solcher Meisterwerke der Baukunst, wie unter andern dieser Dom ist — er ist im zehnten Jahrhundert erbauet und im dreizehnten erweitert — zu behaupten, daß nur Rohheit und Unwissenheit in jener Zeit geherrscht haben? Welches Nachdenken, wie viele Kenntnisse wurden dazu erfordert, um den kühnen Bau in seiner großen Schönheit auszuführen? Wie kleinlich stehen dagegen die Werke der neuern Baukunst da, und wie ausdruksleer sind sie gegen die kühngedachten Bauten des Mittelalters! Viele hundert Jahre stehet diese herrliche Kathedrale in ihrer Herrlichkeit, und wie manches Jahrhundert wird sie noch stehen, wenn die Prachtgebäude neuerer Zeit längst in Schutt und Trümmer zerfallen sind!

Die Einsamkeit, in der ich mich hier in diesem weiten, verschlossenen Raume befand, stimmte mich zu ernsthaften Betrachtungen, und bald hatte ich mich mit meinen Gedanken in eine längst erloschene Vorzeit versezt, deren große Begebenheiten, wie die Bilder einer Zauberlaterne, vor meinem innern Blik vorüber gingen. Ich durchlief das thatenvolle Leben des großen Otto, des Erbauers dieser Kirche,

der auch hier begraben liegt; die große Menge mächtiger Kirchenfürsten, die hier ruhen, stieg vor mir aus ihren Grüften auf; ich sehe den Schatten des frommen Norbert, des reichen, mächtigen Albert, des Wiederherstellers dieses Tempels, des edlen Ernst bei mir vorüber wallen; ich höre die Seufzer der Tausende, die hier Schuz vor den Grausamkeiten des Wüthrichs Tilli suchten; die Tröstungen des ehrwürdigen Bakius, mit denen er seine geängstigte Heerde an eine schirmende Vorsicht verweiset, schallen in mein Ohr, und endlich wekt mich der dumpfe Klang der Thurmuhr aus meinen Träumen und erinnert mich, daß längst die alles vernichtende Zeit mit ihrer eisernen Ferse über die bemoosten Gräber derer schritt, die hier einst handelten und litten. Staub sind die Gebeine derer, die einst zitternd ihr Knie vor dem übermüthigen Tilli bogen; er selbst, der Tyrann, modert längst in der stillen Gruft, und in Staub zerfallen ist auch die Hülle jenes mächtigen Otto, dessen Befehlen einst eine halbe Welt ehrfurchtsvoll gehorchte.

Das Grabmal dieses berühmten Kaisers bestehet aus einem einfachen Marmorstein, ohne Inschrift. Früher ist es mit einem silbernen Gitter umgeben gewesen, doch bei der Eroberung und Zerstörung Magdeburgs ist es von den östreichischen Soldaten geraubet worden. Das hat der gute Fürst, dessen Regierung wohlthätig für seine Völ-

ker war, vor dem bösen voraus, daß sein Andenken länger bei der Nachwelt währet. Ruhete ein Tyrann unter dem einfachen Steine, so würde man seinen Namen nicht mehr nennen; an des guten, großen Otto Grab wallet man noch hin, und segnet sein Andenken. Für den Geologen ist die Marmorart dieses Grabsteines merkwürdig. Sie ist weiß, mit schwarzen Wolken und Flammen, und weicht in der Farbenmischung sowohl, wie in dem Korn, von den bekannten Arten ab.

Ein Freund von Legenden und Wundergeschichten findet hier Gelegenheit, eine reiche Sammlung davon zu machen, denn in der Domkirche sowohl, wie in den andern, weiß man beinahe von jedem Flek ein daselbst vorgefallenes Wunder zu erzählen. Der blutende Stein im Dom wird vor allen für ein Wahrzeichen Magdeburgs gehalten. Von dem Domthurm genießet man einer sehr weiten Aussicht, mit einem Horizont von zehn Meilen. Man kann den Petersberg bei Halle und den Harz sehr deutlich sehen, doch hat die Gegend zu wenig Abwechselungen, um schön zu seyn. Die ganze große Landschaft, die man überblikt, enthält nur flaches Getraideland, ohne Berge und Wälder, daher macht sie, aus der Vogelperspektive gesehen, keine vorzügliche Wirkung.

Bemerkung.

In Magdeburg nennt man die dortige Schaubühne, deren Orchester ich mit neun Tonkünstlern

besezt fand, ein Nationaltheater; in Potsdam habe ich eine National-Lederhandlung und eine National-Strumpf-Fabrik gefunden. Scheint es doch eine National-Thorheit geworden, alles mit National zu bezeichnen.

Hamburg.

Hamburg gleicht gegenwärtig (Herbst 1814) in seinen Umgebungen einem zerstörten Paradiese. Schwerlich giebt es noch einen zweiten Ort in Deutschland, wo die Verheerung des Krieges schauderhaftere Spuren zurükgelassen hat. In Sachsen wenigstens habe ich nirgends auf Einem Flek so viele Trümmer gefunden, wie hier. In der Stadt selbst hat man das Bild eines Ameisenhaufens, dessen nie rastende Bewohner den Schaden gut zu machen bemühet sind, den der zutäppische Tritt eines wilden Thieres in ihrem Bau gemacht hat. Alles ist hier in reger, thätiger Bewegung, und läuft und drängt sich, und eilt gleichsam, als wollte man die unter Druk und Jammer verlornen Jahre durch verdoppelten Fleiß wieder einbringen. Petersburg, Riga, Danzig, Berlin, sind höchst lebhafte Städte, aber lange kommen sie doch in dieser Hinsicht Hamburg nicht bei, wo der größtmöglichste Geschäftsfleiß auf den möglichst kleinen Raum zusammengedrängt ist. Unzählige Hände sind jezt beschäftiget, die Spuren der französischen Einquartierung zu vertilgen, und die vielen, theils öffentlichen, theils

Privatgebäude wieder in den Stand zu sezzen, die dem Militär eingeräumt waren, und die über allen Glauben gelitten haben. Diese Beschäftigung der Handwerker vermehrt die Lebhaftigkeit so sehr, daß man immerwährend auf einer Messe zu seyn glaubt.

Der Handel.

Wer den Hamburgern glauben wollte, der müßte ihren Handel für ganz vernichtet halten; indessen der Augenschein lehret das Gegentheil. Man darf nur einen Blik in die überfüllten Magazine, oder in die Liste der Börsenhalle thun, um sich zu überzeugen, daß es kaum jemals lebhafter im Handel war, wie jezt. Von allen Seiten laufen Bestellungen ein und die Engländer, die den Plaz auf eine unsinnige Weise mit Waaren für ihre eigne Rechnung überfüllt haben, sehen sich der Lagermiethe und andrer auflaufenden Kosten wegen genöthiget, um jeden Preis ihre Güter loszuschlagen, wobei die Hamburger nicht anders, als bedeutend gewinnen können. Es ist unglaublich, zu welchem Spottpreis die englischen Waaren bei den öffentlichen Versteigerungen, deren es hier täglich mehrere giebt, verschleudert werden: kaum wird der Arbeitslohn daran bezahlt. Wehe aber den deutschen Fabrikanten! Für die nächsten zwei bis drei Jahre verdirbt ihnen Hamburg sicher allen Absaz. Späterhin dürfte ihnen aber der Nuzzen daraus erwachsen, daß die Engländer durch ihren jezzigen

Verlust abgeschrekt, nie wieder solche ungeheure Konsignationen machen werden.

Lange Brükke. Godefroi.

Die von den Franzosen angelegte Brükke, von Hamburg nach Haarburg, macht durch ihre Länge vielleicht der bekannten Brükke von Rapperswyl den Rang streitig. Sie ist durchaus mit eichenen Bohlen belegt und ein ungeheures Werk, das allein wohl nur ein ganz rüksichtloser Uebermuth zu Stande bringen konnte; denn sie kostet Millionen und kann demohngeachtet der starken Passage wegen, nur von kurzer Dauer seyn. Auf den Ausgang eines sonderbaren Prozesses, der dieser Brükke wegen geführt wird, ist man hier in gespannter Erwartung. Das Holz, von dem diese Brükke erbaut ist, gehörte nämlich dem Könige von Preußen, dem es mitten im Frieden von den Franzosen weggenommen, und an den Kaufmann Peter Godefroi verkauft wurde, der die im Verhältniß der Quantität geringe Summe von 900,000 Mark Banko dafür bezahlte. Bei der lezten Belagerung nahm Davoust das Holz dem Käufer wieder, ohne ihm etwas von der Kaufsumme zu erstatten, und ließ die Brükke davon bauen. Der König von Preußen fordert jezt von Godefroi, als dem Käufer, die Bezahlung des Holzes und belangt ihn deswegen bei den hamburgischen Gerichten. Gewinnt Godefroi den Prozeß, so verliert er dem-

ohngeachtet die gezahlte Kaufsumme; im andern Falle aber büßt er sie doppelt ein. Der Senat ist übrigens entschlossen, die Sache mag ausfallen wie sie will, die Brükke in Kurzem abbrechen zu lassen, wodurch denn die Reisenden wieder der unmenschlichen Plakkerei auf der Fähre ausgesezt seyn werden, die diesen Weg eben so lästig als kostspielig macht.

Künstlerstolz.

Der Baumeister Sonnin, hat sich durch den Bau der großen Michaelskirche als einen denkenden, geschmakvollen Künstler bewährt, denn alle Kenner sind darüber einverstanden, daß an diesem imposanten Gebäude, mit Ausnahme des Thurms, der zu niedrig ist, durchaus kein Fehler gegen die Regeln der Architektur begangen sey: es ist so schön als zwekmäßig. Unter dieser Kirche ist ein Gruftkeller, in dem noch zuweilen angesehener Personen Leichen begraben werden. Auch Sonnin liegt hier begraben, doch hat er ausdrüklich die Errichtung eines Monuments über seinem Grabe mit der Aeußerung untersagt: „Er betrachtet die ganze Kirche als sein Denkmal.“ Dieser Stolz, der nur auf das Bewußtseyn eines wirklichen Werths gegründet ist, scheint mir nicht nur verzeihlich, sondern selbst ehrend für den Künstler. Gewiß wäre sein Bau nicht so kühn gerathen, hätte er weniger Selbstgefühl besessen.

Die Michaelskirche.

Diese Kirche ist das einzige Gebäude in Hamburg, das einige Beachtung verdient, daher wissen sich die Hamburger nicht wenig damit und man muß es oft genug hören, daß sie 1,600,000 Mark zu erbauen gekostet hat. So sehr aber dieses Werk seinem Baumeister zur Ehre gereicht, so wenig Ursache haben die Einwohner sich darauf zu Gute zu thun, denn aus leerer Knikkerei wurde Sonnin verhindert, den Thurm nach dem von ihm entworfenen Plan auszuführen, daher hat er ein für das Verhältniß seiner Höhe viel zu starken Durchmesser, und siehet also ungestalt und geschmaklos aus.

Die Kirche hat viel Aehnlichkeit, dem Innern nach, mit der Frauenkirche in Dresden, doch scheint sie mir weit größer zu seyn. Die weiten, kühnen Hallen und die amphitheatermäßig eingerichteten Emporkirchen machen einen ganz eignen, großen Eindruk, den man selten in dieser Art bei neuern Kirchen bemerkt. Das Altargemälde, eine Auferstehung darstellend, von Tischbein gemahlt, ist ein gelungnes Stük; schade, daß es durch die fehlende Beleuchtung nur eine geringe Wirkung machen kann. Matthesons Bildniß, von demselben Meister, hängt an der Orgel, beinahe hundert Fuß hoch. Es ist daher so gut, als ob es gar nicht da wäre.

Der Gruftkeller ist ein Gewölbe von der ganzen Größe der Kirche, das auf vielen dikken Stein-

pfeilern ruhet. Die niedrigen, gedrükten Bogen, die unabsehbare Weite der Gruft, die ewige Dämmerung, die hier herrscht, erwekte in mir eine unaussprechlich melancholische Empfindung. So sehenswerth die Bauart dieses in seiner Art einzigen Gewölbes auch ist, so würde ich doch keinem mit leicht reizbaren Nerven begabten rathen, in diese Grabesnacht hinab zu steigen: die Verstimmung ist zu groß und zu dauernd, die man mit hinauf bringt, und die Ausdünstung der modernden Leichen, von denen eine Anzahl in einer Seitenblende aufgehäuft ist, auch der Gesundheit nachtheilig.

Theater.

Mit Recht mag sich die hiesige Schaubühne auch noch jezt, nachdem sie so viele Stürme und Drangsale erfahren hat, zu den deutschen Theatern des ersten Ranges rechnen: denn in den mehresten Rollenfächern besizt sie achtungswerthe Künstler, und wohl selten kann sich eine Bühne einer solchen Menge brauchbarer und zum Theil berühmter Mitglieder rühmen, wie die hiesige. Die Herren Schwarz, Kühne, Schmidt, Costenoble, Herzfeld, und die Damen Wrede, Reinhold, Costenoble, Fischer, Aschenbrenner, Bükeberg, bewähren sich als denkende Künstler und Künstlerinnen, so wie über den ausgezeichneten Gesang des Herren Haenele und der Dame Becker schon längst der Ruf aufs vortheilhafteste entschieden hat.

Das Kostüm ist richtig und beinahe immer prächtig, und die Dekorationen schön. Bei so vielem wesentlich Guten fallen die bestehenden Mängel aber desto mehr auf, und leider giebt es bei der hamburger Bühne deren auch so manche, die den Genuß des Schauspiels, wofür übrigens das hiesige Publikum so viel Sinn hat, verkümmern!

Ein Hauptfehler liegt in dem Hause selbst, das klein, unbequem und in jeder Hinsicht einer so reichen, großen Stadt unwürdig ist. Da es an Abenden, wo neue oder beliebte Stükke gegeben werden, die Menge der Schaulustigen bei weitem nicht fasset, so würden Aktionärs, die ein neues, großes Haus bauten, gewiß ihre Rechnung finden. Vielleicht will man den jezzigen Besizzer des Hauses, den alten, verdienten Schröder, in dem Genuß seines wohlerworbnen Einkommens, das er von der Miethe des Hauses ziehet, nicht beeinträchtigen; gegen welchen auf schuldiger Dankbarkeit beruhenden Grund, sich freilich nichts einwenden läßt; doch Schröder ist reich und hochbejahrt, daher sollte man in Zeiten darauf denken, wie man in Zukunft, wenn jener Grund nicht mehr statt findet, eine Aenderung treffen könne.

Ein andrer Uebelstand, über den ich laute Klagen habe führen hören, ist die Nachsicht, mit der man es duldet, daß in der großen Frontloge des ersten Ranges stets Freudenmädchen ihren Siz nehmen, und ihr ärgerliches Wesen da so öffentlich treiben,

daß viele achtungswerthe Damen, allein dieses Umstandes wegen, auf den Genuß des Theaters gänzlich Verzicht leisten, da sie sich nicht entschließen können, ihre aufblühenden Töchter in die Nähe der höchst anstößigen Szenen zu bringen, die mit anzusehen, so lange die Frontloge der Siz jener Phrynen ist, nicht wohl vermieden werden kann.

Die Punschbude linker Hand des Parterre's macht eine unangenehme Störung, und die Bequemlichkeit an der rechten Seite einen unerträglichen Gestank, der sich oft durch das ganze Haus verbreitet. Wer sich nicht daran gewöhnen kann, vier Stunden lang in einem abscheulichen, mephitischen Dunst zu stehen, der darf nicht ins Parterre gehen; höchstens findet man in einigen entfernten Logen sich dagegen gesichert.

Das Orchester ist nur sehr schwach besezt, welches wohl nur der übergroßen Sparsamkeit der Schauspiel-Unternehmer zuzuschreiben ist, da in Hamburg ein Ueberfluß an guten Musikern, wie selten an irgend einem Orte, statt findet. Das bekanntlich so sehr die Musik liebende hamburger Publikum, muß einen Grad von Gutmüthigkeit besizzen, daß es sich diese so unzeitige Sparsamkeit gefallen läßt, wegen der sich die Unternehmer um so weniger entschuldigen können, da sie stets ein volles Haus haben und einen bedeutenden Gewinn von der Einnahme ziehen.

Endlich klagen mehrere einsichtsvolle Schauspiel-

Freunde über Partheilichkeit bei Besezzung der Rollen, und daß sie Recht haben, erfuhr ich bei der Aufführung des Wilhelm Tell, in welchem Stük Herr Herzfeld den Tell spielte, obgleich Schwarz, der diese Rolle ganz unübertreffbar darstellt, gegenwärtig war. Ich habe darüber und über die Darstellung dieses Stükkes überhaupt meine Gedanken im Orient geäußert, leider hat aber der Redakteur mehrere meiner, das Spiel des Herrn Herzfelds betreffende, Aeußerungen unterdrükt, und, wie ich späterhin erfuhr, deshalb, weil Herr Herzfeld eine starke Parthei im Publikum für sich hat. Daß man übrigens kalt gegen den unvergleichlichen Schwarz ist, der außer Devrient wenige seines Gleichen auf der deutschen Bühne hat, zeigt, daß der ehemals so geläuterte Geschmak der Hamburger nicht mehr so allgemein, wie früher bestehe. Ist jemand im Stande, den großen Schröder zu ersezzen, so ist es gewiß allein Schwarz.

Das Theater auf der Drehbahn erhält sich, seiner Jämmerlichkeit ohngeachtet, des wohlfeilen Einlaßgeldes, und seiner Nähe des Apollosaals wegen. Dieser Apollotempel ist nämlich seit einiger Zeit dem Dienste des Priap geweihet, daher muß vielen Wüstlingen, die sich den Altären des unreinen Gottes unbemerkt nähern wollen, das Theater zum Vorwande dienen, welches blos dieser Ursache wegen so viele Besucher erhält.

Eigenthümlichkeiten Hamburgs.

Ohngeachtet diese Stadt früher der Zufluchtsort so vieler Tausenden von französischen Emigranten war, und obwohl sie einige Jahre hindurch selbst unter französischer Herrschaft stand, so haben sich doch die Eigenthümlichkeiten ihrer Einwohner in Hinsicht ihrer Sitten, ihrer Karakters und ihrer Lebensweise noch mehr, wie irgendwo erhalten, und alles erinnert den Fremden noch beinahe in jedem Augenblik daran, daß er sich in einer alten, deutschen, freien Stadt befinde. Die Senatoren gehen noch in ihren ungeheuren Wolkenperükken und spanischen Mänteln zu Rathe; in eben solcher Tracht begleiten die reitenden Diener mit großem Gepränge die Todten zu Grabe; die prächtigen, langweiligen Gastmähler werden so glänzend und langweilig, wie ehedem gegeben; man ist so umständlich feierlich und komplimentenreich, wie früher, und im Ganzen sind die Sitten unter den älteren Personen, und denen von der niedern Klasse, noch die nämlichen, die sie bei dem Anfange der französischen Revolution waren. Es ist nicht zu bestreiten: manches davon erscheinet dem nicht daran gewöhnten Ausländer sonderbar, oft wohl gar lächerlich; aber es ist eine wohlthuende Erfahrung, die man bei näherer Beobachtung macht: daß die ächte deutsche Gediegenheit, mit allen ihren guten Eigenschaften, Gastfreiheit, Offenheit, Wohlthätigkeit, Fleiß, Ehrbarkeit, strenge Achtung für

einen guten Ruf, und was sonst noch Gutes den Deutschen früherer Jahrhunderte karakterisiret, Hauptbestandtheile des hiesigen Volkskarakters sind. Erwäget man dies, so verlieren diese abentheuerlichen Wolkenperükken alles Lächerliche, und man nimmt voll Hochachtung den Hut recht tief vor den ehrwürdigen Häuptern ab, die unter dieser altmodigen Zierde voll ruhmvoller Sorge für das Wohl eines Völkchens, schwizzen, das durch seine Biederkeit es verdienet, so glüklich zu seyn, als es durch seine freie Verfassung, und durch die väterliche Regierung seines Senats ist.

Lebensmittel.

Wer den Bauch zu seinem Gott macht, der kann ihm nirgends würdigere Opfer bringen, wie in Hamburg, und meiner Meinung nach, muß selbst Wien in dieser Hinsicht zurükstehen. Welch ein Ueberfluß von den ausgesuchtesten Lebensmitteln aller Länder, ist hier in den Viktualienkellern aufgehäuft! und welche Auswahl kann ein Feinzüngler hier machen, um seinen verwöhnten Gaum zu befriedigen! Die französischen, holländischen, englischen und hollsteinischen Austern liegen hier neben Krabben, Hummern, Seespinnen, Muscheln, Prikken, Büklingen, Muränen, Schellfischen und allen möglichen Seefischen zur Schau. Die pommerische Preßgans, der westphälische Schinken, alle nur mögliche Gattungen von Würsten; der böhmische Fasan,

das preußische Haselhuhn, der russische Caviar, die goldenen Früchte des warmen Süden, und des rauhen Nordens ferne Produkte, alles findet man hier im größten Ueberflusse und in der vorzüglichsten Auswahl vorhanden. Für den Trinker ist nicht weniger gut gesorgt. Porter, Aale und alle Gattungen deutscher Biere, kauft man wohl nirgends unverfälschter und zugleich wohlfeiler, wie hier; so wie man an keinem Orte in Deutschland aufrichtigere, und im Verhältniß auch wohlfeilere Weine trinken kann, wie in Hamburg. Gewiß, wer auf eine wohlfeile Art gut leben will, der komme hieher; wird er hier nicht befriediget, so giebt es kein Ort in der Welt, der den Forderungen seines Magens genügen könnte.

Bei so vielen Anreizungen zur Unmäßigkeit ist es natürlich, daß hier viele Menschen sich dem Wohlleben auf eine Art ergeben, von der man in manchen Gegenden, vorzüglich des östlichen und westlichen, Deutschlands keinen Begriff hat, daher denn auch jährlich eine Menge Prasser an den Folgen ihrer Genußliebe stirbt.

Bauart.

Bekanntlich ist die Bauart der Häuser in Hamburg nichts weniger, als schön; vielmehr wohnen selbst die reichsten Leute eingeschränkt und unbequem, so daß sie beständig die Treppen mehrerer Stokwerke steigen müssen, um aus einem Zimmer ins andre

zu kommen. Ohne Grund schiebet man die Schuld davon auf die noch altväterlichen Gebäude: Hamburg hat wenig ganz alte Häuser, denn die Mehrzahl ist schon im achtzehnten Jahrhundert gebauet. Man siehet aber auch ganz neue Häuser eben so geschmaklos und so wenig dauerhaft, von Fachwerk, oder mit einer nur dünnen Mauer von Bakſteinen errichten, und dieses scheint mit dem Reichthum, wie mit der Gediegenheit dieser Freistädter im Widerspruch zu stehen; ohnehin da sie die besten Baumaterialien, vorzüglich Quadern, vermittelst der schiffbaren Elbe, aus Sachsen, oder auch aus Norwegen erhalten könnten. Die Ursache ist allein in dem Mangel an Raum zu suchen, der hier wirklich so groß ist, daß man, wo es irgend nur angehet, die schmalen Fachwerkswände anbringt, um Plaz zu gewinnen. Der beschränkte Raum machet die Wohnungen unglaublich theuer, daher die Hamburger aller Klassen verhältnißmäßig so elend wohnen, wie nirgends.

Die arbeitende Klasse wohnet, ohne gerade dürftig zu seyn, großentheils in Kellern, wo auch die unzähligen Viktualienhändler ihre Herberge haben. Es ist zum Erstaunen, wie Menschen, die keinesweges arm sind, sich entschließen können, in diesen dunkeln, dumpfigen, und im höchsten Grade ungesunden Höhlen zu wohnen; und doch zahlet man für eine solche Pestgrube einige hundert Mark jährlicher Miethe. Ein tragikomisches Schauspiel war

es, als an einem Morgen die Fluth in der Elbe zu einer ungewöhnlichen Höhe stieg. Das Wasser war in den Kanälen der Altstadt über die Ufer getreten, und füllte die Keller, deren zahlreiche Bewohner in größter Hast ihre unterirdischen Wohnungen verlassen mußten. In dem Lauf einer Viertelstunde befanden sich alle Kellerbewohner auf den Vortreppen der Häuser, mit Betten, Kleidungsstükken und Lebensmitteln, die sie in der Eile hatten vor dem Wasser in Sicherheit bringen können, umgeben. Am übelsten waren die Viktualienhändler daran. Diese verloren ungeheuer, da die mehresten ihrer Waaren durchs Vernezzen verdarben. Da diese Ueberschwemmung im November sich ereignete, so war die Lage der armen Leute um so trauriger, denn die Witterung verhinderte das schnelle Trokkenwerden der Keller, die durch diese Vernezzung noch dumpfiger und ungesunder wurden.

Der Haß der Hamburger gegen die Dänen.

Wie sehr sich auch einige Schriftsteller bemühen, das Benehmen des dänischen Kabinets gegen Hamburg in dem lezten Kriege zu entschuldigen, so bleibt es wohl ausgemacht, daß lezteres sein großes, grenzenloses Unglük allein den unglüklichen Maaßregeln zu verdanken hat, die man von Seiten Dänemarks zum Vortheil der Franzosen nahm. In dieser Ueberzeugung hassen die Hamburger ihre Nachbaren,

die Dänen, denn auch so glühend, daß selbst die Anwesenheit der russischen Truppen, und die durchgreifenden Anordnungen des Senats nicht hinreichen, die Ausbrüche dieses Hasses zu verhindern. Die Kaufleute von Altona und andre dänische Unterthanen, die des Handelsverkehrs wegen nach Hamburg kommen, sind, sobald sie erkannt werden, beständigen Nekkereien ausgesezzet; dänische Soldaten aber dürfen sich des Pöbels wegen, nie in ihrer Uniform auf den Straßen sehen lassen. Der allgemeine Spottname der Hamburger auf die Dänen ist Schukkelmeier, welches so viel bedeutet, wie Schmuggler, oder Einschwärzer, da man sagt, daß die Dänen die Franzosen in Hamburg eingeschwärzt haben. Täglich werden Zerrbilder, Spottgedichte und Pasquille verfertigt und im Publikum verbreitet, worin die Dänen zum Gegenstand des Gelächters gemacht werden.

Der graue Esel.

In einem Flekken ohnfern Hamburg ist ein ansehnlicher Gasthof, dessen Wirth sich durch eine billige Behandlung und gute Aufnahme der Gäste rühmlich auszeichnet, daher er einen starken Besuch hat, obgleich der Gasthof den unschönen Namen „der graue Esel" führet. Ohnlängst nächtigte in diesem Gasthofe ein Prinz, der mit der Aufnahme so wohl zufrieden war, daß er dem Wirth seinen Beifall darüber zu erkennen gab, wodurch dieser sich so sehr ge-

schmeichelt fand, daß er den Prinzen bat, dessen Bild künftig zum Schilde seines Gasthofes nehmen zu dürfen, welches ihm der Prinz, der den verrufenen Namen der Auberge nicht kannte, gern erlaubte. Kaum hatte der Gastwirth sein Schild verändert, als ein ihm gegenüber wohnender Aubergist auf den Gedanken gerieth, den guten Ruf des grauen Esels zu benuzzen. Zu dem Ende ließ er sein Schild diesem gemäß verändern, und nannte seinen Gasthof darnach. Der Erstere, der seine alte Kunden zu verlieren fürchtete, wußte kein besser Mittel, dem zuvor zu kommen, zu ersinnen, als daß er unter dem Bilde des Prinzen mit großen goldnen Buchstaben sezzen ließ: „Die ist der wahre graue Esel.“ Der Wirth meinte freilich nicht den Prinzen, sondern seinen Gasthof damit; indessen die zahlreich vorbei ziehenden Reisenden mußten glauben, daß es jenem galt, der übrigens zum Sprechen getroffen war. Man hat gegenwärtig von Hamburg aus diesem Uebelstande abgeholfen.

Lübeck.

Der Weg von Hamburg nach Lübeck, sieben Meilen lang, gehet ununterbrochen auf einem so erbärmlichen Steinpflaster, daß man im eigentlichen Sinne gerädert wird, wenn man die Reise von einer Stadt zur andern macht. Unbegreiflich bleibt es, daß man hier, wo alle Materialien im Ueberfluß dazu vorhanden sind, nicht eine Kunststraße

anlegt, die sich durch das Wegegeld gewiß gut verzinsen würde, da bei dem zwischen beiden genannten Stätten statt findenden großen Handelsverkehr, die Heerstraße stets mit Waarentransporten und Reisenden bedekt ist. Eben so ist nicht abzusehen, warum man einen Kanal, der die Trave mit der Alster verbindet, und früher zum Waarentransport zwischen Lübeck und Hamburg benuzt wurde, hat verfallen lassen, da der Landtransport so umständlich als kostspielig ist. Ich habe diesen Kanal besichtigt und mich überzeugt, daß seine Wiederherstellung nicht mit großen Kosten verbunden ist. Wahrscheinlich ist aber die dänische Regierung dagegen, weil der durch die schlechten Landwege verursachte Aufenthalt der Fuhrleute, den Gastwirthen einen größeren Besuch verschafft.

Lübeck, obgleich auch eine freie Stadt, ist dennoch in Hinsicht seiner Bauart, des Karakters seiner Bewohner und ihrer Eigenthümlichkeiten so sehr verschieden von Hamburg, daß man in einem ganz andern Lande zu seyn glaubt, sobald man das Weichbild der ersteren Stadt betritt. Dort enge und dunkle, hier breite und lichte Straßen, dort neue Fachwerkhäuser, nach holländischer Art, hier alte, massive Gebäude, großentheils noch aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert; in Hamburg ein reges, lebendiges Gewühl auf den Straßen, hier alles still und öde, und nur höchstens an der Börse, an der Trave und auf dem Markt einige

Bewegung. In jener Stadt die größtmöglichste Thätigkeit, in dieser die höchste, denkbare Ruhe. Unverkennbar ist es, daß Lübeck die Epoche seines Glanzes längst überlebt hat.

Die Lebensweise der Lübecker ist nicht weniger von der der Hamburger unterschieden. In Hamburg wohnet man schlecht, dagegen schwelgt man an der Tafel; in Lübeck wohnet man beinahe allgemein sehr bequem, aber ist mäßig im Genuß der Tafelfreuden. Dort überläßt man sich nach beendigten Geschäften dem Vergnügen oft nur zu sehr, hier lebt man eingezogen und giebt den stillen Freuden der Häuslichkeit den Vorzug; in jener Stadt ist der strengen deutschen Sitte, durch die Beimischung des englischen und französischen Tons, viel von ihrem Eigenthümlichen genommen, in dieser findet man sie noch ganz in ihrer Reinheit und Rauhheit. Der Fremde kann sich daher unmöglich in Lübeck, wenigstens in der ersten Zeit seines Aufenthalts nicht, so gut, wie in Hamburg, oder in andern großen deutschen Städten, gefallen, doch wer Gelegenheit hat, mit den Familienverhältnissen dieses Völkchens bekannt zu werden, und die Handlungsweise dieser Freistädter zu beobachten, der wird von ihrer Offenheit, Herzlichkeit, Biederkeit und allen guten Eigenschaften des unverfälschten deutschen Karakters täglich die erfreulichsten Beweise erhalten, und sich am Ende in einem Kreise guter, unverdorbner Menschen sehr wohl befinden.

Ich habe während meines Aufenthalts in dieser Stadt viele Handlungen der Uneigennüzzigkeit, Wohlthätigkeit und Menschenliebe begehen sehen, die durch die Art, mit der man ihr Bekanntwerden zu verhindern strebte, noch rührender wurden und bewiesen, daß sie die Folge eines hohen Grades von Edelmuth und Herzensgüte waren. Folgender Zug von vielen, die mir bekannt geworden sind, mag beweisen, wie sehr die Lübecker mein Lob verdienen.

Der Besizzer eines der ersten Gasthöfe, starb gerade in der für Lübeck so traurigen Epoche des nun beendigten Krieges, und hinterließ eine junge Wittwe mit mehreren, noch unerzogenen Kindern. Der Nachlaß des Verstorbnen wurde gerichtlich aufgenommen und dadurch ausgemittelt, daß der Wittwe, nach Abzug der Schulden, noch ein reines Vermögen von 12,000 Mark Kurant übrig blieb, mit welchem Kapital sie zwar nothdürftig leben, aber die bedeutende Gastwirthschaft keinesweges fortsezzen konnte. Um die Erziehung ihrer Kinder besser vollenden und ihnen ein Kapital zu ihrer einstigen Ausstattung erwerben zu können, war es für die Wittwe wünschenswerth, den Gasthof zu behalten, doch leider war keine Aussicht dazu vorhanden, da sie keine Sicherheit nachweisen konnte, und überdem das baare Geld selten war. Ganz unaufgefordert, traten mehrere wohlhabende Nachbaren zusammen, brachten unter sich die Summe von 30,000 Mark auf und gaben sie dieser Frau als ein Dar-

lehn, auf eine bloße Verschreibung. Noch zur Stunde kennet die Wittwe ihre Wohlthäter nicht alle, die sich es blos vorbehalten haben, von Zeit zu Zeit durch einen aus ihrer Mitte von dem Fortgang ihrer Wirthschaft Nachricht einzuziehen. Eine Frau, die 12,000 Mark besizzet, ist in keiner Weise arm zu nennen, und da, wo man demohngeachtet, ohne alle Nebenrükſichten, sich bemühet, durch Unterstüzzung ihren Wohlstand zu erhalten und zu vermehren, da kann wahre Menschenliebe nicht zu den seltnen Tugenden gehören.

Die Marienkirche.

Ein vorzüglich schönes, alterthümliches Gebäude, das von dem ehemaligen Reichthum Lübecks einen Beweis giebt, ist die Marienkirche. Dieser ehrwürdige Tempel, obgleich nur von Baksteinen erbaut, zeichnet sich so sehr durch seine ganz ausnehmende Größe, wie durch die gediegene Pracht und durch die Menge von kostbaren, darin vorhandnen Denkmälern aus, und ist ohnstreitig die größte Sehenswürdigkeit Lübecks. Die wunderbare Höhe des Gewölbes dieser Kirche, und die kühnen Bogen, machen einen ergreifenden Eindruk, der noch um vieles den übertrifft, den man bei Beschauung des herrlichen magdeburger Domes erhält. Ueberhaupt möchte nicht leicht eine Kirche, wenn ich die Dome von Cölln, Straßburg und Wien ausnehme, die Schönheit der altdeutschen Bauart so augenscheinlich

beurkunden, wie diese, die auch sicher zu den größten in Deutschland gehört. Unter den zahlreichen Merkwürdigkeiten, die dem Fremden gezeigt werden, nehmen wohl mit Recht ein paar herrliche Bilder von Holbein, eine Auferstehung, ein jüngstes Gericht und Jakobs Traum vorstellend, den ersten Rang ein. Das herrliche, wohlerhaltene Kolorit, der kräftige Ausdruk und das sprechende Leben machen diese schönen Stükke vorzüglich anziehend, nur muß man die Mühe nicht scheuen, eine Leiter zu ersteigen, um sie in der Nähe bewundern zu können, da sie ziemlich hoch hängen. Einige andre Stükke sind, wo nicht von Holbein selbst, doch in seiner Manier und seiner nicht unwerth.

Ob Holbein den Todtentanz, der sich in einer Seitenkapelle befindet, gemahlt hat oder nicht, darüber wird noch gestritten. In jedem Fall ist es ein schauerlich schönes und sehenswerthes Kunstwerk, und ganz in seiner Manier. Die unten stehenden Reime, die offenbar aus späterer Zeit sind, beweisen nichts dagegen, denn gewiß wurden sie bei der sichtlich einmal vorgenommenen Auffrischung der Gemälde angebracht.

Ein in beträchtlicher Höhe an einem Pfeiler angebrachter Sarkophag eines Bürgermeisters, von schwarzem Marmor, ist ein charakteristischer Beweis der Dankbarkeit der Lübecker. Er ist auf Kosten der Stadt verfertigt, und enthält wirklich

die Asche des hochverdienten Mannes, die man dadurch ehren wollte, daß man sie nicht in der Erde vermodern ließ.

Das Grabmal des Senators und Bürgermeister Peters, von weißem cararischen Marmor, von einem italiänischen Bildhauer verfertigt, ist ein gelungnes Kunstwerk, das einer Gallerie zur Zierde gereichen würde. Es stellet die an der Urne ihres Vaters traurende Tochter des Verstorbenen, mit ihrem Säuglinge auf dem Arm, dar. Der Schmerz ist in dem schönen Gesichte so rührend und wahr ausgedrükt, daß es zur Theilnahme unwiderstehlich hinreißet. Die Unschuld des lieblichen Knaben, den sie auf ihrem Arme hält, ist mit vieler Wahrheit dargestellt: der Faltenwurf des griechischen Gewandes der größeren Figur ist meisterhaft. Die künstliche Uhr mit den herumwandelnden zwölf Aposteln, ziehet jeden Mittag um die zwölfte Stunde viele Menschen in diese Kirche. Wohl mehr dieser Versammlung und der dabei vorfallenden Urtheile, als der Uhr wegen, verlohnt es der Mühe, die Mittagszeit in der Kirche abzuwarten.

Einen drolligen Eindruk macht in der hintern Kapelle das Grabmal eines Superintendenten. Es ist von Marmor, im antiken Geschmak und nicht ohne Kunstaufwand gearbeitet; aber das Brustbild des Geistlichen, mit einer ungeheuern Perükke, verunstaltet es bis zum Lächerlichen.

Die Domkirche

Zeichnet sich durch eine Menge antiker, mitunter schön gearbeiteter Sarkophage von Marmor und Alabaster aus, in denen die Domherren, selbst noch in der neuesten Zeit, bestattet sind. Eine Uhr mit einem Zifferblatt, in Form eines Gesichts, das bei jedem Pendelschlage die Augen verdreht, deren Glokke von einem Skelett angeschlagen wird, spricht nicht für den guten Geschmak der Prälaten dieses Stifts.

Bremen.

Bewährt sich irgendwo das glükliche Verhältniß der Mittelstraße, so ist es in Bremen, wo im Innern, wie im Aeußern, in der Staatsverfassung, wie im häuslichen Leben einzelner Bürger, alles die goldne Wahrheit des „medium tenere beatum" beweiset. Weder die Bauart, noch die Umgebungen, zeichnen diese Stadt aus, man sucht schöne Gegenden, wie prächtige Straßen und Plätze, ganz vergebens hier, dennoch aber wird man nicht durch eine öde Einförmigkeit ermüdet. Die ungemessene Lebhaftigkeit Hamburgs vermisset man hier, aber auch Lübecks Grabesstille; in Bremen fehlt der hohe Reichthum jener Stadt, allein nirgends wird das Gefühl durch den Anblik der Dürftigkeit verwundet, Bettler trift man durchaus keine an. Der erste Anblik dieses kleinen Freistaats giebt ein schönes, wohlthuend ansprechendes Bild des stillen, glanz-

losen, aber gediegenen Wohlstandes, und ein längerer Aufenthalt, eine nähere Bekanntschaft mit einzelnen Verhältnissen bestätigt diese Bemerkung. Die hiesigen Kaufleute vertiefen sich nicht in ein unübersehliches Gewühl von Geschäften, aber ihr Handel ist im Zunehmen, und ihr Kredit bei ihrer bekannten Solidität unbegrenzt. Wenige sind hier unermeßlich reich, aber der Wohlstand ist allgemein. Man findet wenig raffinirten Luxus, aber viel Anstand und Bequemlichkeit. Man ißt und trinkt hier sehr gut, doch ohne zu schwelgen; man liebt den Genuß, ohne darin versunken zu seyn; mit einem Wort: man genießet, ohne sich zu übersättigen, und daher bleibt man froh und wohlhabend. Ich finde kein Bedenken, Bremen für diejenige Stadt zu erklären, in der unter allen in Deutschland das Bürgerglük am allgemeinsten verbreitet ist, und Sittlichkeit den vorherrschenden Karakterzug der Bewohner ausmachet. Bei einem ziemlich langen Aufenthalt in dieser kleinen Republik, habe ich nie auch nur für einen Augenblik Veranlassung gefunden, in der guten Meinung zweifelhaft zu werden, die ich gleich anfangs von den Bremern hatte; im Gegentheil meine Hochachtung für sie hat mit jedem Tage zugenommen, und wahrlich, der muß ein unverbesserlicher Menschenfeind seyn, dem es hier in einem Kreise so durchaus guter, unverdorbner Menschen nicht wohl wird. Keine schwelgenden Alten, keine müßiggehende Jugend findet

man hier; weder von gelehrten Frauen, noch von Knäbchen mit einem Schwall von Kompendiengelehrsamkeit wird man hier gemartert, dagegen trifft man bei beiden Geschlechtern eine so anspruchlose, und doch so gründliche und zwekmäßige Bildung an, daß der Umgang, der hier durch die ausgedehnte, auf eine so zarte als herzliche Weise ausgeübte, Gastfreundschaft den Fremden ungemein erleichtert wird, ein ununterbrochner Genuß ist. Mag diese auf die innigste Ueberzeugung gegründete Aeußerung, den biedern Bewohnern jener guten Stadt ein Beweis meiner aufrichtigen Hochachtung seyn, die sie mir, wie jedem, der in ihren gastlichen Mauern verweilte, einflößten. Die tausendmal beschriebnen Merkwürdigkeiten des Bleikellers, der Rolandsäule und der mit Wein gefüllten zwölf Apostel, sind in der That so unbedeutend, daß es nicht der Mühe lohnet, deshalb einen Umweg von auch nur einer Meile zu machen; doch der Menschenfreund, dem es Freude macht, häusliches und Bürgerglük zu sehen, und der, den menschliche Laster, Thorheiten und Schwächen matt und müde gemacht, und ihm den Glauben an die Menschheit geraubt haben, der reise, und sey es auch aus einer weiten Entfernung, nach Bremen. Ersterer wird hier Gelegenheit finden, sich rein menschlich zu freuen; der Andre aber wird versöhnet werden mit einem Geschlecht, das nur zu oft gerechte Veranlassung giebt, über seine Entartung zu zürnen, oder doch wenigstens zu trauren.

Amsterdam.

Der Weg von Bremen nach Holland, gehet beinahe ununterbrochen durch öde, keiner Kultur fähige, Haiden und ist über alle Vorstellung langweilig. Nur Lingen und Nordhorn sind die einzigen Erholungspunkte in dieser unermeßlichen Wüste, aber selbst hier ist die Unfreundlichkeit und Habsucht der Einwohner so groß, daß man nicht andre, als höchst unangenehme Erinnerungen von diesem unangenehmsten aller Wege behält, den man ohne dringende Noth gewiß nicht zum zweitenmal machet. In den holländischen Provinzen Geldern und Oberyssel, giebt es gleichfalls meilenlange Sand- und Moorhaiden, die zu bebauen durchaus unmöglich seyn muß, da der fleißige Holländer sie sonst gewiß nicht so unbenuzt liegen lassen würde.

Die Landschaft zwischen Utrecht und Amsterdam ist ein einziger großer Garten, und ohne Zweifel eine der reichsten in Europa. Gewiß wiegt dieser kleine, nur wenige Quadratmeilen enthaltende Landstrich an Werth manche große Provinz auf. Hier wird man mit verwundrungsvoller Freude gewahr, welche Paradiese der menschliche Fleiß aus Sümpfen und Morästen zu schaffen vermag.

Amsterdam ist, wenn es gleich wenig einzelne Meisterstükke der Baukunst aufzuweisen hat, in jedem Betracht eine schöne Stadt, denn die breiten, wasserreichen, mit Bäumen besezten Kanäle, die deshalb sehr breiten Straßen, das rege Leben, die

nimmerrastende Thätigkeit einer so ungeheuern Menschenmenge, die vielen seltenen, fernen Welttheilen eignen Gegenstände, die man hier antrifft, machen zusammen ein höchst anziehendes Ganzes aus; aber was für den Fremden so neu als gefällig ansprechend ist, und was dieser Stadt einen dauernden, nie veraltenden Reiz giebet, sind die vielen, so gediegenen Zeichen eines hohen, auf unerschütterlichen Grundlagen beruhenden Wohlstandes, auf die das Auge bei jedem Blik trifft. Wäre dieses nicht der Fall, so würde jeder Fremde, den nicht Geschäfte hier festhalten, wenn er sich einmal die Merkwürdigkeiten besehen hat, schnell davoneilen, um nie wieder zurükzukehren, da er hier mit so vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, und so manche wesentliche Entbehrungen zu ertragen hat. Die Luft ist bekanntlich ungesund und unrein, daher sie nur einem Schwindsüchtigen behagen kann. Gutes Wasser ist um keinen Preis zu bekommen: das nächste trinkbare Wasser kommt von Utrecht, ist aber über allen Glauben schlecht. Alle Getränke sind verfälscht und theuer; oft aber gar nicht zu haben: so frägt man nach Graves-Wein und altem Franzwein ganz vergebens: die Biere, sowohl die einländischen als ausländischen, sind kaum trinkbar. Aus Mangel an Oefen muß man im Winter eine Kälte erdulden, die beinahe unerträglich wird: denn die großen Zimmer werden von dem spärlichen Kaminfeuer, der vielen Fenster und dünnen Wände

wegen, nie durchwärmt. Was aber Jedem, der nicht vorzüglich begütert ist, auf die Länge sehr schwer fällt, ist die übermäßige Theurung. Wohnung, Speise und Trank, Torf und Steinkohlen — denn Holz giebt's beinahe gar nicht — Wäsche, Bedienung, Kleidung, alles ist unerhört theuer, und auch bei der größtmöglichsten Einschränkung, verzehret man viel Geld. Alles dieses sind wohl wichtige Beweggründe, einem Fremden den Aufenthalt in Amsterdam zu verleiden; ohnehin, da die Holländer weder gastfrei, noch gesellig sind, und dennoch trennet sich beinahe ein jeder, der sich einmal an die hiesige Lebensweise und an die mannichfaltigen Entbehrungen gewöhnte, nur höchst ungern von diesem Aufenthalt, und wer es kann, benuzzet die erste, sich treffende Gelegenheit, um noch einmal dahin zurükzukehren. Der Mensch in seinem Handeln, in seiner Wirksamkeit, ist wohl immer der interessanteste Gegenstand für den Beobachter; und wo hätte man wohl Gelegenheit, so wie hier, menschliches Thun und Treiben in der vollsten Größe und in der lächerlichsten Kleinlichkeit zu sehen? Vor allem aber erfreulich ist hier der Anblik des Wohlstandes, der unter allen Ständen allgemein verbreitet ist. Mehr wie irgendwo, ist er hier der unmittelbare Lohn des angestrengtesten Fleißes, daher beleidigt er, auch zu dem höchsten Grad des Ueberflusses angewachsen, nicht das Gefühl des minder Begüterten; aber auch seine An-

wendung ist von der Art, daß man, so wenig Gefälliges auch die Sitten der Holländer für den ersten Anblik haben, es am Ende doch gestehen muß: sie verdienen reich zu seyn. Die gediegene Pracht ihrer Wohnungen findet man, wenigstens auf unserm Kontinente, bei keinem andern Volke, in keiner andern Stadt wieder. Fußboden und Treppen von Marmor, mit den kostbarsten Dekken belegt, die Kamine wenigstens von schön bearbeitetem Marmor, oft aber von Porphyr und andern seltenen Steinarten, mit Feuerpfannen und Geländer von geschliffenem englischen Stahl; die Wände reich tapeziret und mit Meisterstükken der niederländischen und flamländischen Schule behangen, ausgezeichnet große Spiegel, Fenster von dem vortrefflichen violett schillernden, venetianischen Glase, und überhaupt kostbare Zimmerverzierungen findet man so allgemein bei dem Handwerker und Landmann, wie bei dem Gelehrten und Kaufmann, bei dem Makler und Kleinkrämer, wie bei dem Großhändler und Plantagenbesizzer, daß es augenscheinlich wird, was sich bei einem längeren Aufenthalt dem Fremden auch durch die Erfahrung bestätiget: nicht auf eine lekkere Tafel, nicht in schwelgenden Gastmälern, weder an kostbaren Kleidern, noch in glänzenden Equipagen; in keinen rauschenden Vergnügungen, in keinen Tändeleien der Mode verwendet der Holländer seinen sauer und wohlerworbnen Reichthum, sondern im Schmuk seiner Wohnung.

Daher liebt er auch die Häuslichkeit, weil er sich nirgends so gut, als zwischen seinen, nach seinem Geschmak eingerichteten vier Wänden gefällt, und diese Häuslichkeit ist es, diese zwekmäßige Anwendung des Reichthums, die dem Fremden Holland so anziehend macht.

In der nüzlichen Anwendung ihrer Zeit, so wie in dem wahren Lebensgenuß kommt sicher kein Volk der Erde, auch auf eine entfernte Weise nur, den Holländern bei. Nirgends ist der Müßiggang so verrufen und verachtet, wie in Holland, und weder Stand noch Reichthum ist eine Entschuldigung dafür. Junge Wüstlinge gehören hier zu den Seltenheiten, die, wenn sie sich ja einmal zeigen, der Jugend von den sorgsamen Vätern als Gegenstände des Abscheues bemerklich gemacht werden. Die Jugend ist hier die Zeit der Thätigkeit und des Sammelns; jung spart der Holländer seine physischen Kräfte, und sammelt Kenntnisse und Vermögen: das Alter ist bei ihm die Zeit des Genusses, und er genießet um so länger und edler, da das auflodernde Feuer der Jugend ihn nicht mehr zu Uebersättigungen und zu Genüssen verleitet, die seine moralische und physische Kraft zerstören. Bücher-, Gemälde-, Kunst- und Naturalien-Sammlungen, Menagerieen, botanische Gärten, Münzkabinette u. dgl., und überhaupt Gegenstände der Kunst und Wissenschaft, machen die Hauptgenüsse der Holländer aus, und nicht leicht trifft man einen Begüter-

ten, der nicht einen Theil seines Reichthums auf irgend etwas von dergleichen verwenden sollte, auch ohne Gelehrter zu seyn. Kunstschäzze aller Art sind daher in Amsterdam in solcher Menge aufgehäuft, daß eine Lebenszeit nicht hinreicht, sie alle mit erforderlicher Muse zu betrachten. Leider wird aber der Zutritt dazu, von den ungefälligen Besizzern, so erschweret, daß vieles davon jedem Fremden unzugänglich ist.

Das Museum.

Das Museum, welches sich ehemals in dem sogenannten Trippenhause befand, ist jezt in den Pallast gebracht und mit der daselbst vorhandenen Sammlung vereiniget, so daß die Gemälde-Gallerie gegenwärtig 450 Nummern zählt. Diese Gallerie ist weniger bekannt, als sie es verdienet zu zu seyn; denn obwohl nur wenige Stükke aus den italischen Schulen vorhanden sind, so trifft man dagegen die Hauptstükke von mehreren niederländischen Meistern, und viele Bilder von solcher Vollendung an, daß man nur hier von der Größe der Kunst ihrer Schöpfer einen richtigen Begriff erhält.

Von den wenigen Italiänern sind eine Magdalena von Corregio, und eine von Guido Reni vorzüglich bemerkenswerth. Beide Stükke sind vorzüglich schön, aber in einem sehr verschiednen Karakter, daher eine Vergleichung höchst interessant ist. Corregio's Magdalene befindet sich unter

den düstersten Umgebungen, von nagendem Schmerz ergriffen, weinend und in Reue aufgelöset. Das schöne Gesicht reißt durch den sprechend wahr ausgedrükten Kummer zum Mitleid hin. Die von Guido dagegen ist die schon entsündigte Heilige, die mit ihrem Gewissen versöhnt, den Blik zum Himmel gewendet hat, aus dem ihr die Engel der Verheißung entgegen winken. Jene ist ergreifender, diese anziehender; doch beide unvergleichlich schön. Die eine möchte man den Schmerz, die andere die Hoffnung nennen.

Rembrands berühmte Nachtwache ist zu bekannt, als daß sich noch etwas darüber sagen ließe; es ist in seiner Art so einzig, wie Corregio's Nacht in Dresden.

Gerard Dous Abendschule, mit einer fünffach verschiedenen Beleuchtung, ist mit Recht ein Wunder der Kunst zu nennen, das Kenner und Nichtkenner in gleiches Staunen versezt. Man erblikket anfangs nur schwache Umrisse auf dem dunkeln Grunde; allmählich werden sie deutlicher, die Lichter werden heller, und man siehet eine von Laternen und Kerzenlicht beleuchtete Dorfschule, und einen höchst lebendigen Ausdruk an allen Figuren. Das Schelten des Schulmeisters, die Aufmerksamkeit der lernenden Kinder, die Emsigkeit eines arbeitenden Jünglinges, der Muthwille eines erwachsenen lachenden Mädchens, alles ist mit einer solchen Wahrheit dargestellt, daß man die Figuren für

lebendig und handelnd halten möchte. Die Beleuchtung in ihren mannichfaltigen Abstufungen von der blendenden Helle des Vorgrundes, bis zu der Finsterniß des Hintergrundes, macht eine zauberische Wirkung. Dieses Stük wird von allen Kennern für das vollendetste gehalten, was Dou gearbeitet hat; doch ist ein andres Bild von ähnlicher Vollkommenheit, da es nach Rußland gebracht werden sollte, auf dem Meere untergegangen.

Die schönsten Stükke, welche der Ritter Adrian van der Werff gemalt hat, trifft man auch hier an. Obgleich nur in geringer Anzahl, übertreffen sie doch bei weitem seine in der Gallerie zu Dresden befindlichen Gemählde. Eine heilige Familie von diesem Meister, in der er seine Frau als Maria gemahlet hat, gehöret zu den gelungensten Arbeiten seines Pinsels und beweiset, daß er seinen Bildern auch ein warmes Leben und einen seelenvollen Ausdruk geben konnte, was man an den mehresten Werken dieses Künstlers, bei ihrer im Uebrigen großen Vollkommenheit, so ungern vermisset. Die holde Kindlichkeit des Jesuskindes, und Mariens innige Mutterliebe, sind unnachahmlich wahr und rührend ausgedrükt.

Psyche und Kupido, von demselben, ist die obszönste Schilderung, die je eine ausgelassene Künstlerlaune hervorgebracht hat, denn der Akt des Beischlafs wird in seiner ganzen vollständigen Natürlichkeit dargestellt. Der vollendeten Zeich-

nung und des warmen Farbenschmelzes ohngeachtet, wird dies Bild dennoch seines Inhalts wegen widerlich; überdem, da Kupido als Knabe dargestellt ist.

Eine anmuthige Landschaft, auf der ein melkender Hirt und eine tanzende Nymphe dargestellet sind, beide Figuren nakt, versöhnet durch ihren hohen Kunstwerth, mit dem unsittlichen Muthwillen des vorigen Bildes.

Ein nicht vollständig ausgeführter Entwurf einer Kreuztragung von Rubens, gehöret zu den ausdrukvollsten Stükken dieses großen Meisters. Das Gefühl wird verwundet von dem Anblik des unaussprechlichen Leidens des Erlösers; der Pinsel des Mahlers wird zum Dolch, der dem Beschauer des Kunstwerks durch die Seele fährt. Groß und wahr, wie der Schmerz des Gottmenschen, ist das theilnehmende Mitleid einer weiblichen Figur ausgedrükt, die dem Erlöser den Angstschweiß von der Stirne troknet.

Von van der Helst, Ruisdal, Potter, Pölenburg, Ostade, Steen, Wouwermann und andern Niederländern, findet man hier Hauptstükke, und mitunter das Vorzüglichste, was sie geliefert haben. Die übrigen Kunstwerke und Alterthümer des Museums sind zwar sehenswerth, doch mit ähnlichen Sammlungen in den großen deutschen Residenzen nicht zu vergleichen.

Franzosenhaß.

Der Haß der Holländer gegen die Franzosen, zu dem sie freilich nur zu gegründete Ursachen haben, hat sich in Amsterdam auf eine sonderbare Weise bei ihrer Befreiung von dem ihnen so lästigen Joche geäußert, und ihre gewöhnliche kalte Besonnenheit scheinet sie dabei ganz verlassen zu haben. Sie haben nämlich alle Möbeln und Utensilien der Häuser, in denen französische Büreaus befindlich waren, zertrümmert, die Verhandlungen und Bücher vernichtet, und alles, was zum Gebrauche der Franzosen gedient hatte, zerstört. Natürlich haben sie sich selbst allein dadurch geschadet; doch der glühende Haß hat diesesmal die Stimme der Klugheit bei ihnen zum Schweigen gebracht, und ist nur durch ein wirklich lächerliches Verwüsten befriedigt worden. Alle Häuser, in denen Franzosen wohnten, stehen jezt leer, mit zerbrochnen Fenstern und eingeschlagnen Thüren; die Telegraphen auf den Thoren und Thürmen sind herabgeworfen, und überhaupt alles, was an ihre Unterdrükker erinnert, ist bis auf die lezte Spur vertilgt.

Amsterdams Gefahr bei Verjagung der Franzosen.

Die Franzosen suchten sich, wie bekannt, bei dem Einrükken der Russen in Holland in mehreren festen Pläzzen zu halten, und nur der gewöhnliche Mangel an Zusammenhang in ihren Operationen,

als eine Folge von Napoleons unerwartetem Unglük, machte den Verbündeten die Eroberung dieses Landes so leicht. Zwischen Amsterdam und Harlem liegt auf dem Damme, der das Y von dem harlemer Meer trennet, gerade da, wo er am schmalsten ist, ein altes, gemauertes Kastell, in welches sich ein kleines Kommando Franzosen mit einigen Kanonen und einer ansehnlichen Menge Pulver geflüchtet hatte, mit dem Vorsaz, die vorrükkenden Russen aufzuhalten. Auf die erste Aufforderung, sich zu ergeben, drohete der Kommandant, sich in die Luft zu sprengen, doch man achtete nicht auf seine Drohung, und nahm es, ohne weiter mit ihm zu kapituliren, ein. Wäre er Mann genug gewesen, seinen Vorsaz auszuführen, so wäre durch die Explosion der Damm gebrochen, das Y wäre in das harlemer Meer übergestürzt und der größte Theil Amsterdams in den Fluthen begraben. Welch eine Summe von Leben und Glük hing an dem Entschluß eines Einzigen! Ein ins Pulverfaß geschleuderter Funke entschied hier über das Schiksal der reichsten Stadt des europäischen Kontinents! —

Nachricht von Napoleons Landung in Frankreich.

Die Wirkung, die die Nachricht von Napoleons Landung in Frankreich in Amsterdam hervorbrachte, war so unbeschreiblich, daß man sie gesehen haben muß, um sich eine richtige Vorstellung davon ma-

chen zu können. Die ganze Stadt stand in Bewegung, die Kaffeehäuser waren bis zum Brechen gefüllt; Tausende versammelten sich um die Post, ein Zeitungsblatt war um vieles Geld nicht zu bekommen, und alles rannte wild durcheinander, um die genaueren Data dieser Schrekkenspost zu erfahren. Diese Beweglichkeit war so allgemein, von dem Vornehmsten bis zum Niedrigsten verbreitet, daß man in dem ersten Komptoir so wenig, wie bei dem Kastanienkrämer, Red' und Antwort erhielt; alles beschäftigte sich nur mit der großen Neuigkeit des Tages, und hundertmal mußte man sich diese wieder erzählen lassen, da sie alles andre Interesse für den Augenblik verschlungen hatte. Die Bestätigung jener Unglükspost erfolgte sehr bald, und nun, da niemand mehr zweifeln konnte, verwandelte sich die Geschäftigkeit und der Lärmen in eine Todtenstille. Niedergeschlagen und traurig sahe man die einherschleichen, die noch gestern im Sturmschritt gelaufen waren; das Schimpfen und Toben war einer nur von Seufzern unterbrochnen Stille gewichen, und glich gestern Amsterdam der londner Citty, bei einer noch zweifelhaften Siegesnachricht, so glaubte man sich heute in eine Quäkerkolonie versezt. Die Börse und das französische Kaffeehaus erhielten sich lebhaft. Man fing an, die Papiere zu verkaufen, die in dem Laufe eines Tages ganz unglaublich fielen, da Alles verkaufen, keiner kaufen wollte. Das französische Kaffeehaus, der vor-

züglichste Sammelplaz der Effektenhändler, war die ganze Nacht hindurch von Kaufenden und Verkaufenden gefüllt, und man rechnet, daß durch den sinkenden Kurs hier, innerhalb vier und zwanzig Stunden, nicht weniger, als vierzehn Millionen Gulden verloren worden sind.

Bald darauf gab die Organisirung des Landsturms zu Szenen von der drolligsten Art Veranlassung. Wer die Holländer kennet, weiß, daß sie ganz und gar zu Soldaten verdorben sind, und daß selbst ihren regelmäßigen Truppen alle militärische Haltung fehlt; aber hier, wo man gerade die Schlechtesten von den Schlechten ausgesucht hatte, um nur den Plaz auszufüllen, und die Zahl voll zu machen, da gewährte jede Kompagnie das treffendste Bild von Sir John Falstafs zusammen gelesener Rotte. Buklichte und Lahme, Greise und Kinder, mit Perükken und mit Schlafmüzzen geziert, mit Ofengabeln und Bohnenstangen bewaffnet; mit einem Wort: „Futter für's Pulver“ in Sir Johns Sinne, sahe man zum Schuzze des Landes aufgeboten. Die Waffenübungen dieser aus allen Hospitälern aufgeraften Menge mit anzusehen, war ein Anblik, bei dem auch selbst der ehrenfesteste Einwohner von Broon, wo bekanntlich ein fröhliches Gesicht Kontrebande ist, das Lachen nicht verbeißen konnte.

Der Pallast.

Das so oft mit seinen ausgezeichneten Schönheiten und Fehlern beschriebene amsterdamer Stadthaus, von den Holländern gewöhnlich nur das achte Wunder der Welt genannt, heißet jezt der Pallast, da er schon zu Louis Napoleons Zeiten zum Wohnsiz der königlichen Familie eingerichtet wurde, und wahrscheinlich auch für die Zukunft keine andre Bestimmung erhalten wird; denn der Rath von Amsterdam hat bei der veränderten Staatsverfassung der Niederlande seine Bedeutenheit verloren, und bedarf eines so glänzenden Hauses zu seinen Versammlungen nicht mehr. Die Möbeln, mit denen dieser Pallast geschmükt ist, sind noch die nämlichen, deren sich Louis Bonaparte bedienet hat und nicht kostbarer, wie die eines reichen holländischen Privatmannes. Die Einrichtung ist vorzüglich auf Bequemlichkeit berechnet, und oft wirklich sinnreich. Die Anlage des Musiksaals ist sehr zwekmäßig. Die Musiker sizzen in einer ohngefähr zwanzig Fuß betragenden Vertiefung, und so, daß sie nicht von den Zuhörern gesehen werden können. Die Wirkung der Musik, die von unten in die Höhe schallet, soll in diesem Saale vortrefflich seyn.

Der berühmte große Saal hat durch eine längst den Wänden gehende Ballustrade, die mit einer Menge vergoldeter Lampen geschmükt ist, eine neue, sehr geschmakvolle Verzierung erhalten. Der schmale,

mit Spiegeln bekleidete Tanzsaal, und der Thronsaal sind beide neu und prächtig verzieret.

Eßlust der Holländer.

Von der Eßlust der Holländer habe ich an den Wirthstafeln merkwürdige Beispiele gesehen, und ich stehe nicht an, ihnen darin die Virtuosität vor allen europäischen Nationen einzuräumen. Ein paar Monate lang aß ich in dem Wappen von Amsterdam, wo sich die Tafel durch eine Menge wohlzubereiteter Speisen auszeichnet. Obgleich jedesmal zwölf bis fünfzehn Gerichte aufgetragen wurden, so gelang es mir, bei meinem mäßigen Appetit, doch selten, mich satt zu essen, denn die Schüsseln wurden gewöhnlich leer, ehe ich davon genommen hatte; und ehe ich mit der Suppe fertig war, hatten die anwesenden Holländer die Speisen von fünf bis sechs Schüsseln verschlungen. Da mein Magen hiebei seine Rechnung nicht fand, ging ich zu Mittage nach den Doelen, jedoch hier machte ich die nämliche Erfahrung, und im Rondeel — nicht in dem berüchtigten Tanzsaal — ebenfalls. Alle angewandte Dreistigkeit im Zulangen half hier nichts; die einheimischen Tischgäste waren mir darin unendlich überlegen, und ich mußte die Tafel stets mit kaum halbgestillten Hunger verlassen. Ein gutmüthiger Tischnachbar unterrichtete mich endlich von der hier nöthig zu nehmenden Maaßregel, nach deren Anwendung ich auch satt wurde. Man muß

sich nämlich durch ein gutes Trinkgeld der Dienstfertigkeit eines aufwartenden Kellners versichern. Dieser sucht dann die Schüsseln zu erhaschen und schöpfet davon für den, der sich ihm auf diese Weise zum Freunde gemacht hat, auf die Teller und sezt sie vor den Essenden hin. Wer nun nach deutscher Art langsam speiset, der hat oft eine ganze Reihe voll gefüllter Teller vor sich stehen, die er denn nach Bequemlichkeit leeren kann.

Gegenwärtige Stimmung der Holländer.

Der Mehrzahl nach sind die Holländer jezt nicht so, wie ehemals, gegen das Haus Oranien eingenommen, auch haben sie nichts gegen die Errichtung des Königreichs der Niederlande; indessen sie sind unzufrieden mit ihrer, in den Zeitumständen gegründeten Lage, und verzweifeln an dem Wiederaufblühen des Wohlstandes ihres Vaterlandes. Nachdem, was mir viele wohlunterrichtete Männer darüber gesagt haben, darf ich glauben, daß die Ansicht, die man hier allgemein von der Lage Hollands und von dessen Zukunft hat, die richtige sey, woraus die muthlose Resignation, der sich alles überläßt, zu erklären ist.

Die Staatsschulden haben so überhand genommen, daß wegen Aufbringung der Zinsen die Abgaben unerschwinglich geworden sind. So ruhet auf dem Mehl und Brod eine Auflage von sechzig vom Hundert. Die nächste Folge davon ist die Er-

höhung des Arbeitslohnes, weshalb die so zahlreichen holländischen Fabrikken nicht mit den englischen, deutschen und französischen Preis halten können, und daher aus Mangel an Absaz stille stehen müssen. Früher waren die Holländer die Mäkler und Krämer für die ganze handelnde Welt, wie auch die Frachtfuhrleute aller Nationen; jezt haben ihnen die Engländer diese unermeßlich ergiebige Erwerbquelle beinahe ganz entrissen. Sonst war Amsterdam der allgemeine Kornmarkt von Europa; gegenwärtig stehet die Getraidebörse leer, und es werden beinahe gar keine Geschäfte mit diesem wichtigen Handelsartikel gemacht.

Bei dem Theehandel haben die Engländer längst den Holländern den Vorrang abgewonnen, und die feinen Gewürze, die einst ausschließliche Handels-Artikel der Niederländer waren, wachsen jezt schon in mehreren Kolonien. Dieses sind allerdings wichtige Thatsachen, auf denen die Unzufriedenheit der Holländer beruhet, und mit Recht mögen sie den ehemaligen so hohen Wohlstand ihres Vaterlandes für unwiederbringlich verloren halten. Die Anzahl der Bettler in Amsterdam ist unbeschreiblich groß, und beweiset, wie gegründet die Klagen über Nahrlosigkeit sind. Ein Offizier, von dem in Harlem stehenden Dragoner-Regiment, den ich auf der Treckschuite antraf, versicherte, daß die Unzufriedenheit des holländischen Militärs gegen die neue Regierung allgemein sey, da diese bedeutende Ab-

züge am Solde und an den Brodportionen gemacht habe. Uebrigens erklärte er sich ungescheut, zum Aerger aller anwesenden Holländer, für einen Anhänger Napoleons, dem er alles mögliche Glük wünschte, da er ein wahrer Soldatenfreund gewesen sey. Diese Gesinnung des Offiziers erregte in mir Zweifel gegen das Gegründete seiner Klagen über die gemachten Abzüge. Der junge Mann war überdem so bescheiden, zu versichern, daß das holländische Militär das erste in der Welt sey, und daß er mit einem Regimente Niederländer zehen Regimenter Preußen und Russen in die Pfanne hauen wolle.

Harlem.

Das stille, aber freundliche Harlem gewähret einen angenehmen Ruhepunkt, wenn man sich von dem betäubenden Geräusch in Amsterdam erholen will. Wem daran gelegen ist, alles Merkwürdige in Harlem zu sehen — und es ist dessen nicht wenig vorhanden — der muß sich so einrichten, daß er des Mittwochs frühe mit der ersten Schuite von Amsterdam abreiset; denn nur an diesem Tage ist das sehenswerthe Kunst- und Naturalien-Kabinet offen, und auch nur dann wird des Vormittags eine Stunde lang auf der vortrefflichen Orgel der Hauptkirche gespielt. Um alle Merkwürdigkeiten dieser Stadt zu sehen, bedarf man zwei Tage, vorzüglich, wenn man sich in dem herrlichen Lustwalde

ergehen will, der ganz einzig schön und hier, wo die Wälder so selten sind, doppelt angenehm ist. Viele Amsterdamer sollen bloß in der Absicht nach Harlem reisen, um sich an dem Anblik der etwa eine halbe Stunde weit davon liegenden Sanddünen zu weiden, die ihnen beträchtliche Berge zu seyn scheinen, obwohl sie sich nur etwa dreißig Fuß hoch über die Ebene erheben.

Der prächtige hoope'sche Pallast, der früher an Louis Bonaparte für 600,000 Gulden verkauft war, soll gegenwärtig wieder der Familie Hoope gehören. Die Aufseherin, die mir das Innere desselben zeigte, wußte mir keine Auskunft darüber zu geben. Er ist jezt nicht zum Bewohnen eingerichtet, doch prangt er mit etwa zehen Stük ganz vorzüglich schöner Gemälde, und einigen nicht schlechten Bildsäulen. Die Nähe des herrlichen Laubwaldes macht dieses Lustschloß zu einem wahren Feensiz, und gewiß können sich nur wenige Fürsten einer solchen Sommerwohnung rühmen.

Bei Herren von Eiden habe ich die berühmten Gattungen von Tulpen und Hiazinten blühend gesehen, die man einst mit mehreren tausend Gulden das Stük bezahlte. Sie gelten gegenwärtig höchstens fünfzehn Gulden, und ich muß gestehen, daß ich den Werth nicht begreife, den man ehemals darauf legte. Die schönste von allen Blumen, die ich sah, war eine vollkommen schwarze Hiazinte; doch wird ihr von Liebhabern noch eine feuerfarbne vorgezogen.

Welchem Deutschen sollte nicht, wenn er in Har-

lem ist, das flache Gesicht der erfindungsreichen Gastwirthin, aus Thümmels Reisen in das mittägige Frankreich, einfallen? Ich habe mich wohl gehütet, darnach zu fragen, aber ein ganz eignes Vergnügen machte es mir, hier in der Stadt, wohin Thümmel die Szene dieser muthwilligen Anekdote verlegt, die Stelle zu lesen, und sie mir dadurch zu vergegenwärtigen.

Die angeblich von Coster gedrukten Bücher habe ich nicht gesehen, denn man machte große Schwierigkeiten, sie mir zu zeigen. Mehreren deutschen Reisenden soll es so gegangen seyn, was mir ein Beweis scheint, daß der Glaube der Holländer selbst, an die Authentizität dieser alten Drukke nicht gar zu groß seyn müsse.

Holländische Gärten.

Die Gärten der Holländer sind im Auslande so verrufen, daß man gewöhnlich die Idee einer gänzlichen Geschmaklosigkeit damit verbindet, und wirklich rechtfertiget, was man von dieser Art in Deutschland und Frankreich siehet, vollkommen die ungünstige Meinung, doch in Holland selbst ist dieß nicht der Fall. Die Holländer haben gegründete Ursachen ihre Lustgärten mit geschornen Hekken, Bäumen zu Fächern, Pfauen und Männerchen verschnitten, und mit Gängen, die mit Muscheln und Porzellanscherben bekleidet sind, anzulegen und jede andere Art würde unzwekmäßig seyn. Der Holländer pflanzt die Hekken, damit sie ihm zu Einfriedigungen seiner

Gärten dienen, denn theils erlaubt der lokkere, ewig feuchte Grund keine Umzäunung von Stein oder Holz, theils sind die Baustoffe unerhört theuer. Würden diese Hekken nicht unter der Scheere gehalten, so würden sie theils die erforderliche Dichtigkeit nicht erhalten, theils aber bei der großen Fettigkeit des Bodens sich bald zur Ungebühr ausbreiten, und den andern Pflanzungen im Wege seyn. Zwischen einer dicht geschornen Hekke, unter einem künstlich gezogenen Bogengang, findet man Schuz gegen die stechenden Sonnenstrahlen; freilich unter den Blätterkronen hoher Laubbäume auch, aber die würden hier, wo man nicht gern auch nur einen Quadratfuß Land ohnbenuzt läßt, vielleicht die herrlichsten Blumen und Gemüsepflanzungen, oder auch eine ansehnliche Menge von Zwergbäumchen verschatten, die so einträglich als angenehm für das Auge sind. Die Bäume zu Figuren verschnitten stehen gewöhnlich vor dem Hause, oder da, wo man gern den Sonnenstralen einen freien Zugang läßt und doch den Plaz nicht leer lassen will. Betrachtet man sie aus diesem Gesichtspunkt, so sind sie keinesweges so widerlich, und mancher deutsche und englische Gärtner würde bei der Frage: was man hier an die Stelle der Figuren sezzen solle? in Verlegenheit gerathen. Freilich Orangenbäume machen auch keinen größern Schatten, aber dazu gehöret ein Treibhaus und — Holz, woran es hier, wie bekannt, so sehr fehlet. Die mit Muscheln und Porzellanscherben belegten Gänge und Blumenstükke

sind auch nicht zweklos, sondern nöthig und bequem. Der niedrige holländische Boden wird nämlich durch einen Regen so erweicht, daß man oft in mehreren Tagen keinen Spaziergang in dem Garten machen könnte, ohne die Füße naß zu machen, und die Parkets und kostbaren Teppiche, mit denen die Zimmer hier gewöhnlich ausgelegt und bedekt sind, zu verunreinigen. Durch die Auskleidung der Gänge vermeidet man diesen Uebelstand, und überdem nimmt sich ein solcher Porzellansteig zwischen den grünen Hekken und Buchsbaumgewinden oft recht artig aus.

Wo es der Plaz erlaubt, ziehen die Holländer allerdings hohe Laubbäume, mit weit ausgebreiteten Blätterkronen; ja man findet große, unverkünstelte Stämme nicht leicht irgendwo schöner, als in den niederländischen Gärten; aber nur zu oft muß man des beschränkten Raumes und der nöthigen Sonne wegen, die Scheere anwenden.

In Hinsicht der zwekmäßigen Benuzzung des Plazzes, und in der Erzielung von Baumfrüchten, Gemüsen und Blumen, behaupten die holländischen Gärtner mit Recht den ersten Rang, und werden immer die Lehrmeister aller andern bleiben.

Leiden.

Die hier bekanntlich vor einigen Jahren vorgefallene Pulver-Explosion, hat eine Hauptstraße und mehrere Nebengäßchen so von Grunde aus von der Erde weggesprengt, daß von der ganzen großen

Menge von Häusern nur niedrige Schutthaufen übrig geblieben waren, die man nun weggeräumt und dadurch einen der schönsten Plätze gewonnen hat. Viele Familien sind durch jenes unglükliche Ereigniß ganz ausgestorben. Die geschmakvolle, neue katholische Kirche hat dem Unglük ihren Ursprung zu danken, da sie statt einer andern zertrümmerten von Louis Bonaparte mit vielem Aufwande erbauet wurde. Eine Grablegung von weißem Marmor, an dem Hochaltare dieser Kirche befindlich, ist ihrer schönen Arbeit wegen sehenswerth.

Haag.

Haag ist zwar weder ausgezeichnet prächtig gebauet, noch übermäßig lebhaft, aber dennoch ist es eine der schönsten Städte, und in jeder Hinsicht ein angenehmer Ort. Die breiten Straßen und Grachten, die ansehnlichen Kanäle; vor allem aber, die herrlichen großen Plätze kündigen diese Stadt bei dem ersten Anblik als die schönste von Holland, und als eine Residenz an. Sehr bald bemerkt man, daß hier der Handel nur eine untergeordnete Rolle spielt, denn von der Geschäftigkeit und Thätigkeit, die die andern niederländischen Handelsstädte auszeichnet, ist hier wenig zu sehen, obgleich man nicht sagen kann, daß es öde und menschenleer wäre. Der hier anwesende Hof lebt so eingezogen, daß man kaum seine Anwesenheit gewahr wird.

Von der Ungefälligkeit der Holländer, von der ich so manche Probe erlebt habe, erhielt ich hier

abermals einen Beweis. Ich war nämlich auf der Treckschuite angekommen, und wollte in dem Gasthofe zum Marschall Türenne logiren, doch konnte ich durch mein Bitten niemand bewegen, mir den Weg dahin zu weisen. Nur mit Mühe verstand sich endlich ein Knabe dazu, doch nicht anders, als gegen Bezahlung eines halben Guldens. Hier versicherte man, daß kein Zimmer leer sey, ich mußte daher meinen Stab weiter sezzen, da, wie mir ein Reisegefährte sagte, der Vorwand des fehlenden Plazzes gewöhnlich nur deshalb angewandt wird, damit man den Reisenden, den man endlich, durch sein Bitten bewogen, doch einnimmt, um so besser prellen kann, da man seinen Erinnerungen gegen die hohe Bezahlung entgegen sezzet: man habe viel Umstände gehabt, ihm Raum zu verschaffen. Auf diese Weise kostete meinem Reisegesellschafter ein einziges Nachtlager in Rotterdam fünfzig Gulden. Ich wanderte von einem Gasthofe zum andern, wurde überall fortgewiesen und jedesmal kostete es mich neues Wegweisegeld. Endlich gelang es mir, in den sieben Kirchen von Rom unterzukommen, wo ich zwar nicht prächtig logiret, aber gut aufgehoben war.

Der König der Niederlande wohnet nicht in dem Pallaste, sondern in einem höchst einfachen Hause, da ihm die Erinnerung an den vorigen Regenten so widerlich seyn soll, daß er sich der Zimmer nicht bedienen will, die jener bewohnet hat. Dagegen wird ein andres Palais für ihn eingerichtet und

auch ein neues gebauet. Der Saal, in dem sich einst die Hochmögenden, jezt aber die Landstände versammeln, befindet sich im großen Pallast, ist weder groß, noch zierlich und mit Queerbänken, wie eine Kirche, und mit einer Rednerbühne besezt. Zwei Gemälde, die Verschwiegenheit und die Beständigkeit vorstellend, wo ich nicht irre, von Fink gemahlt, sind fleißig gearbeitet und ein passender Schmuk dieses Saales. Der König ist hier nie gegenwärtig bei der Versammlung der Stände, sondern nimmt seinen Siz auf einem Throne, in einem neben anstoßenden, bei weitem prächtigeren Saale, dessen Thüren geöffnet werden, wenn er Reden hält. Der Saal ist mit den Gemälden der Vorfahren dieses Königes behängt, unter denen sich Wilhelm I. und Moritz durch ihren schönen Ausdruk, der lezte Erbstatthalter aber durch ein höchst drolliges Kostüm auszeichnen; denn dieser ist ganz geharnischt, aber mit einer zierlichen Beutelperükke dargestellt.

Haag zeichnet sich durch eine gesunde Luft, gutes Trinkwasser und den herrlichen, unter dem Namen Busch bekannten, Wald aus. Die weite, freundliche Landschaft, die diese Stadt umgiebt, der schöne Wald und die vortreffliche Allee, nach dem nur eine Stunde entfernten Schevelingen, an der Nordsee, lokken während des Sommers viele Amsterdamer und Rotterdamer hieher, zu Spazierfahrten. Eine Fischerei Parthie von Schevelingen auf der Nordsee, die jedesmal Montags Mor-

gens statt hat, ist wirklich sehr interessant. Man fährt mit den großen Fischerfahrzeugen bei gutem Winde eine, bis zwei Meilen ins Meer, und kehret, wenn die Fischerei beendigt ist, zurük. Das Meer ist an dieser Küste so fischreich, daß die Fischer in kurzer Zeit ihre Fahrzeuge mit Fischen gefüllt haben, man kann daher, wenn man an dieser Parthie Theil nimmt, und zu dem Ende des Morgens mitsegelt, doch noch zu Mittage im Haag seyn; vorausgesezt, wenn kein gar zu heftiger Landsturm wehet. Jederzeit, wenn das Wetter dazu günstig ist, wohnen viele angesehene Holländer, selbst Frauenzimmer, dieser Fischerei bei, die sich oft in einen Triumphzug verwandelt, wenn schwerbelastete Wagen mit noch lebenden Rochen, Schellfischen, Klippfischen und Makreelen nach dem Haag gebracht werden, und die Kutschen derer folgen, die die Fischerei mit anzusehen gekommen waren.

Theater.

Das Schauspielhaus in Haag ist bei weitem besser, wie das in Amsterdam, und wohl einer Residenz würdig. Früher war es ein Pallast, den einst die Republik dem Prinzen Moriz erbaute und schenkte. Es wird hier abwechselnd von einer holländischen und von einer französischen Schauspieler-Gesellschaft gespielt, von der die leztere offenbar den Vorzug verdienet, obgleich für einen Deutschen die französische Manier immer widerlich bleibet. Da die Hol-

länder den Franzosen nachahmen, ohne ihre Beweglichkeit zu haben, und ohne ihre Sprache so moduliren zu können, so sind ihre Darstellungen beinahe ohne Ausnahme unausstehlich. Deklamation, Gestikulation, Mimik und Haltung sind gleich schlecht und bis zur Karrikatur übertrieben. Nur allein Majewski in Amsterdam macht davon eine rühmliche Ausnahme und verdient ein Künstler genannt zu werden. Es ist auffallend, daß ein Volk, welches in allen übrigen schönen Künsten so viel gethan hat, in der Schauspielkunst so sehr zurük ist. Vielleicht beruhet diese Mangelhaftigkeit auf einem sehr ehrwürdigen Zug des Nationalkarakters: auf Aufrichtigkeit, die es diesem Volke selbst im Spiel unmöglich macht, aus seiner Individualität herauszutreten, und sich anders zu zeigen, als es ist.

Utrecht.

Wer die Reise von Amsterdam nach Utrecht des Abends um acht Uhr antritt, der langet, wenn er mit der Treckschuite reiset, des Morgens um vier Uhr an, und kann auf weichen Polstern sehr bequem seine Nachtruhe halten. Indessen würde ich es keinem rathen, der nicht diese Reise mehrmals macht; man verliert dadurch den Anblik einer der schönsten Landschaften von Holland, die, auch oft gesehen, dem Reisenden durch ihre unbeschreibliche Anmuth stets einen herrlichen Genuß gewähret. So oft ich auch diesen Weg gemacht habe, so ‿in

ich doch immer von seinen paradiesischen Ansichten in ein neues Entzükken gesezt worden. Leider bestimmte mich meine beschränkte Zeit dazu, ihn bei meiner Abreise aus Holland bei Nacht zurük zu legen, da ich denn auch die Süßigkeit des Schlafs in einer Treckschuite genossen habe.

In dem neuen Kastell von Antwerpen findet der Reisende ein prächtiges, und nach dem holländischen Maaßstabe auch wohlfeiles Unterkommen; das alte Kastell ist, wenn gleich nicht schlecht, doch weniger gut. Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, daß man in den großen holländischen Gasthöfen weit besser logiret und gespeiset wird, wie in den deutschen von gleichem Range. Die Zimmer sind höchst elegant, gewöhnlich kostbar möbelirt, die Betten schön, allenthalben herrscht die peinlichste Reinlichkeit, und das Essen ist ganz vorzüglich wohlschmekkend und in der größten Mannichfaltigkeit vorhanden. Die Bezahlung ist im Allgemeinen — mit Ausnahme von Rotterdam und Helvoetsluis, wo man aufs Unverschämteste geprellt wird — um die Hälfte theurer, wie in Deutschland, daher, in Betracht des hier so sehr hohen Preises der Lebensmittel, nicht unbillig zu nennen; doch muß sich der Reisende, der nicht übersezt seyn will, wohl hüten, mehr als gewöhnliche Umstände in einem Gasthofe zu machen, oder den großen Herren spielen zu wollen: in diesem Fall wird er unbarmherzig übervortheilt. Der Holländer verräth seinen Unwillen über Belästigungen oder unbillige Zumuthungen durch keine ver-

zogne Miene, noch weniger durch Worte; er ist im Gegentheil bemühet, auch die ausschweifendsten Forderungen der Fremden zu befriedigen; aber bei der Rechnung weiß er sich zu entschädigen, und keine Polizei-Verordnung schüzt dagegen. Ich hatte einen Freund, der den Fehler besaß, die Gastwirthe und Kellner in Athem zu sezzen, und der stets Ausstellungen auch bei der besten Bedienung machte; diesem kostete ein dreitägiger Aufenthalt in einem amsterdamer Gasthofe, der als einer der billigsten bekannt war, hundert Gulden, und doch hatte er wenig mehr dafür, als ich für das Drittel dieser Summe.

Die Domkirche.

Die Domkirche in Utrecht war einst die größte Kirche in Holland und eine der größten in Europa; ihre größere Hälfte ist aber, obgleich sie von Sandstein erbauet war, durch einen Sturm im siebenzehnten Jahrhundert umgestürzt worden, woran der Grund wahrscheinlich Schuld hat, der so sumpfigt ist, daß man, laut einer alten, noch vorhandenen Inschrift, die Steine des Fundaments auf Ochsenhäuten hat legen müssen. Das hohe Alter dieser Kirche beweiset die Verwitterung der Mauern, die von derselben Steinart errichtet sind, wie die des köllner Doms. Der schöne Thurm dieser Kirche imponirt durch seine majestätische Bauart und durch seine ganz ungewöhnliche Höhe. Er ist der höchste in Holland, und von seiner Zinne hat man eine unermeßliche Aussicht, die nur durch die Schwäche des

Auges begrenzt wird. Ein in dem Kreuzgange dieser Kirche befindliches Kunstwerk, das den Fremden hier gewöhnlich als eine große Merkwürdigkeit gezeigt wird, ein aus Marmor gemeißelter Strik, ist von muthwilligen französischen Soldaten zerbrochen worden.

Außer den vielen in dieser Stadt befindlichen Merkwürdigkeiten, die in mehreren Reisebeschreibungen aufgezählt sind, verdient auch der Pallast, den Louis Napoleon hier hat bauen lassen, besehen zu werden; doch nur wegen seiner Geschmaklosigkeit, die so groß ist, daß man ihn als ein Ideal davon betrachten kann. Ein so plumpes, schwerfälliges, aller archetikonischen Verzierungen mangelndes Gebäude, bei dessen Bau im Ganzen, wie im Einzelnen, gegen alle Verhältnisse gesündiget ist, habe ich nie gesehen, es ist eine ganz ausgezeichnete Unzierde des so zierlichen und freundlichen Utrechts.

Abschied von Holland.

Der Fremde, der die niederländische Sprache verstehet — der Deutsche lernt mit einiger Anstrengung, besonders, wenn ihm die nieder-deutsche Mundart nicht fremd ist, in drei bis vier Monaten das Holländische — trennet sich, wenn er einmal durch einen ziemlich langen Aufenthalt einheimisch geworden ist, höchst ungern von Holland; auch mich ergriff eine wehmüthige Empfindung, als ich dieses schöne Land verließ. Es ist freilich wahr, die Holländer haben manche auffallende Eigenthümlichkei-

ten, und manche rauhe, abstoßende Seiten in ihrem Karakter, aber die Grundzüge desselben sind gut, und troz allen Spöttereien und Verläumdungen der Reisenden, bleiben sie eine der achtungswürdigsten Nationen der Erde. Sie sind weder gastfrei, noch gefällig, auch fehlt ihren Sitten die einnehmende Geschliffenheit mancher andern Völker; aber sie sind aufrichtig, zuverläßig und mit vielem gesunden Menschenverstande begabt, daher ihr Umgang für jeden, der sich in ihrer Muttersprache ihnen zu verständigen weiß, sehr oft belehrend, gewiß aber immer unterhaltend ist. Die mehresten sprechen zwar auch deutsch und französisch, aber unterhaltend und wizzig ist der Holländer nur in seiner Landessprache, die er, auch wenn er der andern vollkommen mächtig ist, am liebsten spricht. Die zwekmäßige Anwendung menschlicher Thätigkeit und Kräfte, die Siege des menschlichen Verstandes über die Natur, hat man nirgends mehr Gelegenheit zu bewundern, wie hier. Und wahrlich! es ist ein schöner, wohlthuender Anblik, zu sehen, wie der Mensch in seiner Kraft alles möglich zu machen im Stande ist; wie er Fluthen bändigt und eindämmet; wie er Sümpfe troknet, Moräste in Paradiese verwandelt und sich mitten in einer Moorwüste ein Eden gründet, und mit allem Zauber geträumter Feensizze schmükt. Ihm fehlet Holz, ihm fehlen Steine; ja selbst Brod und trinkbares Wasser versagt ihm die karge Natur, und dennoch bestehet er darauf, gerade hier zu wohnen; sein mächtiger

Wille besieget alle Hindernisse, und man siehet seine Wohnsizze mit dem Kostbarsten, was Kunst und Natur auf der weiten Erde hervorbrachten, geschmükt. Die Betrachtung dessen, was hier der menschliche Fleiß in so unendlicher Fülle schuf, und eine unermüdliche Beharrlichkeit gegen widerwärtige Elemente und Umstände zu beschüzzen wußte, erhebt das Gefühl und erwekket einen edlen Stolz: man freut sich, einem Geschlechte anzugehören, das diese Wunderwerke schaffen konnte.

Darum wurde auch mir hier so wohl; darum weilte auch ich so gern hier, und verlasse dieses Land, erfüllt mit der innigsten Achtung für den hohen, sittlichen Werth seiner Bewohner. Mögen Andre ihre Fehler und Schwächen, deren sie freilich auch, wie alle Menschen haben, zum Gegenstande ihres Spottes und ihres unzeitigen Wizzes machen; ich beneide sie nicht um die Gabe, allenthalben nur die Schattenseite aufzufinden; vielmehr bedaure ich sie, wegen des Mangels an Gefühl, für alles das Große und Herrliche, das sich hier dem Blikke des Beobachters bei jedem Schritte aufdringt. Sie gingen kalt an der Farbenpracht eines Blumenflors vorüber, und verweilten tadelnd bei einer stehengebliebenen Nessel, die zufällig dem Auge des jätenden Gärtners entgangen war.

Mainz, gedrukt bei F. Kupferberg.



